

Gleitwitzer Jahrbuch

1928



Namens der Gesellschaft
zur Förderung
der Stadtbücherei Gleiwitz
herausgegeben
von
Alfons Warlo und Oswald Böttel

STADTBÜCHEREI

GLEIWITZ

WILHELMSPLATZ 8—12

Bücherbestand rd. 30 000 Bände.

ABTEILUNG STUDIENBÜCHEREI:

Einschlägige wissenschaftliche Literatur
über alle Lebens- und Wissensgebiete;

ABTEILUNG LANDESGESCHICHTE:

Landesgeschichtliche Schriften zur Stadt-,
Orts- und Familiengeschichte, über Ge-
schichte und Natur, sowie über die staat-
lichen, rechtlichen und wirtschaftlichen
Verhältnisse Oberschlesiens;

ABTEILUNG VOLKSBÜCHEREI:

Romane, Erzählungen, Novellen, Lebens-
- und Reisebeschreibungen, Bücher über Re-
ligion, Kunst und Natur;

IN DEM LESE- UND ARBEITSSAAL:

Eine Handbücherei von über 1200 Bde. und
100 Zeitschriften zur unentgeltlichen Be-
nutzung.

VERLEIHUNG NACH AUSWARTS

Die Stadtbücherei ist dem allgemeinen
deutschen Leihverkehr angeschlossen. In
Oberschlesien Verleihung von Büchern der
Abteilungen Studienbücherei und Landes-
geschichte auch direkt an Interessenten.



Hospitalkirche ad St. Trinitatem Gleiwitz
im Jahre 1928.

Gleitwitzer Jahrbuch

1928



Namens der Gesellschaft
zur Förderung
der Stadtbücherei Gleiwitz
herausgegeben
von
Alfons Warlo und Oswald Bötkel

138080. 1928
II

Schriftleitung:
Oswald Bötkel

Institut Śląski

4396



V o r w o r t

Das im Jahre 1927 zum ersten Male erschienene „Gleiwiger Jahrbuch“ hat in weitesten Kreisen freundliche Aufnahme und Anerkennung gefunden. Die Herausgeber glauben sich deshalb für berechtigt halten zu dürfen, das gesteckte Ziel weiter zu verfolgen und dem ersten Bande einen zweiten folgen zu lassen.

Den einzelnen Aufsätzen eine besondere Vorbemerkung zu geben, erübrigt sich. Sie betreffen auch diesmal die verschiedensten Wissensgebiete, wie dies bei der Herausgabe der Jahrbücher von vornherein vorgesehen war. Einige beziehen sich nicht nur auf die Stadt Gleiwitz allein, sondern mehr oder weniger auf ganz Oberschlesien. Das ist zweifellos begründet, da die Geschichte einer einzelnen Stadt aufs engste mit dem Schicksal der weiteren Heimat, ja des ganzen Landes, zusammenhängen. Außerdem war ja auch von Anfang an beabsichtigt, über den Kreis der reinen Lokalgeschichte hinauszugehen und unsere ganze Heimatprovinz zu berücksichtigen.

Von einer Aufzählung der verschiedenen Aufsätze wird ebenfalls Abstand genommen und auf das am Ende des Buches beigefügte Inhaltsverzeichnis verwiesen. Dagegen soll an dieser Stelle zweier Mitarbeiter des vorliegenden Jahrbuches Erwähnung getan werden, die 1928 beide ihr 70. Lebensjahr vollenden konnten: Geheimrat Artur Schiller und Professor Dr. Paul Knötel.

Geheimrat Artur Schiller hat einem Wunsche der Schriftleitung entsprochen und selbst einige Erinnerungen aus seinem Leben geschrieben, worin seine Beziehungen zu Gleiwitz besondere Berücksichtigung gefunden haben. Ergänzend hierzu sei nachgetragen, daß die Stadt Gleiwitz den Geburtstag am 16. Mai 1928 zum Anlaß genommen hat, ein von dem obererschlesischen Maler Lukas Mrzyglod in Del gemaltes Bildnis dieses hochverdienten Mannes im Oberschlesischen Museum zu enthüllen.

Professor Dr. Paul Knötel, der Verfasser der in diesem Buche abgedruckten Abhandlung „Der polnische Aufstand von 1806/07 in seinen Auswirkungen auf Oberschlesien“, hat am 2. Dezember 1928 in

Breslau denselben seltenen Geburtstag feiern können. Sein Forschen und seine Arbeit waren bekanntlich zum weitaus größten Teile seiner eigentlichen Heimat Oberschlesien gewidmet. Mit Gleiwitz verband ihn vor allem seine langjährige erfolgreiche Mitarbeit im Verbandsvereine ober-schlesischer Volksbüchereien, die ihn früher häufig von seiner Wirkungsstätte Rattowitz nach Gleiwitz führte.

Von den Mitarbeitern des vorigen Jahrbuches fehlt diesmal der am 26. Februar 1928 verstorbene Geistliche Rat und Erzpriester Dr. Johannes Chrzaszcz aus Beistretscham. Als im Jahre vorher anlässlich seines 70. Geburtstages der Oberschlesische Geschichtsverein, dessen Begründer und langjähriger Vorsitzender er gewesen, in Gleiwitz eine Festigung veranstaltete, glaubten alle Teilnehmer, daß ihm, dem rüstigen, an Arbeits- und Geisteskraft ungeschwächten Manne, noch viele Jahre eifrigster Tätigkeit beschieden sein würden. Wider Erwarten hat ihn der unerbittliche Tod allzurast von seiner Forscherarbeit abberufen. Die Trauer um diesen seltenen, an Geistesgaben so reichen Mann ist allgemein und aufrichtig. Durch sein liebenswürdiges Wesen und seine stets gleichbleibende Freundlichkeit hat er sich alle zu Freunden gemacht, die mit ihm bekannt geworden. Sein ganzes Leben galt der ober-schlesischen Geschichtsforschung. Ihr hat er die ganze freie Zeit, die ihm sein verantwortungsvoller Beruf als Seelsorger übrig ließ, gewidmet und viele Nächte anstrengendster Arbeit geopfert. Die Verdienste, die er sich durch seine Forschungen und durch seine heimatgeschichtlichen Werke erworben hat, werden ihn und seinen Namen nie ins Vergessen geraten lassen.

Die besonderen Verdienste, die sich Dr. Johannes Chrzaszcz um die Stadt Gleiwitz erworben, liegen in der Gründung des Knaben-Konvikts und des Oberschlesischen Museums. Die Errichtung des Knaben-Konvikts im Jahre 1902 ist in erster Linie seiner unermüdsichen Arbeit zu verdanken. — Zusammen mit Geheimrat Artur Schiller rief er 1905 das Oberschlesische Museum ins Leben. — In seinem letzten Lebensjahre galt seine rege Forscherarbeit der Geschichte unserer Stadt.

Mit den wenigen Worten, die hier dem teuren Toten gewidmet seien, kann unmöglich sein Werk und seine Bedeutung für unsere ober-schlesische Heimat geschildert werden. Sie sollen auch nur ein schwacher Ausdruck eines dankbaren Gedenkens sein.

Zum Schlusse sei der Dank abgestattet allen Mitarbeitern dieses Jahrbuches und allen denen, die durch finanzielle Hilfe seine Herausgabe ermöglicht haben, insbesondere der Verwaltung der Stadt Gleiwitz. Möge der Kreis der Freunde und Förderer immer größer werden.

Gleiwitz, Weihnachten 1928.

Dr. Alfons Warlo.

Kurze Geschichte der Hospitalkirche ad S. Trinitatem in Gleiwitz

von Dr. Kurt Kukowka

I. Abschnitt: Von 1409 bis 1872.

1. Die Stiftungsurkunde.

A. Der lateinische Originaltext.

In nomine Domini. Amen. Nos Conradus tertius dei gratia dux Silesiae et dominus Olsinensium et Coslonensium terrarum. Recognoscimus tenore praesentium universis, quibus nosse fuerit opportunum, quod veniens ad nostram praesentiam fidelis noster dilectus Michael Pillcatorius, alias Bynkyl, capitaneus noster in Glywitz, Recognoscens et proponens nobis, quomodo pro salute animae suae et omnium parentum seu progenitorum suorum, irrevocabiliam inter vivos, meliori modo via et forma et jure, quibus melius et efficacius potuit, pure propter Deum omnes et singulos census, redditus, quos habet et possidet et bona immobilia infra scriptos et infra scripta, quos et quae vult per executores suos ultimae suae voluntatis et fidei commissarios post ipsius et Dorotheae ipsius Michaelis uxoris obitus distribui, donasset et assignasset pro hospitali sanctae et individuae Trinitatis et in honorem beatae Mariae Virginis gloriosae ac beati Bartholomaei apostoli, de novo erigendo et fundando foris oppidum Glywitz, circa viam a dextris, sicut itur ad villam nuncupatam in der Trenke. Et primo ipse ante dictus Michael Pillcatorius, alias Bynkyl, assignasset et pie dedisset de bonis, sibi a Deo collatis et per laborem ipsius fideliter, acquisitis, unum hortum prope pontem circa domum cujusdam Matz Kosmider et Miczkonis Kethy situatum, circa viam sicut itur ad villam in der Trenke ad dictum hospitale et pro informis et pauperibus inibi colligendis, de novo, prout permittetur, erigendum,

in quo horto pro dictis infirmis et pauperibus domus, et alia aedificia congrua et necessaria aedificari et ordinari debent atque possunt, temporibus perpetuis duraturis. Item Johannes Pillcatorius felicitis memoriae dicti Michaelis Bynkyl germanus uterinus dedit, donavit ac pie assignavit septem marcas grossorum Pragensium census annui, quod habet et possidet in et supra praetorio Vratislavensi, quamlibet marcam pro duodecim marcis grossorum Pragensium emptam et comparatam, quos voluit in usus et proventus pauperum et infirmorum, inibi existentium vel dicti hospitalis, ut converterentur temporibus perpetuis et futuris. Item ante dictus Michael Pillcatorius dedisset et assignasset et donasset in praesentia Nicolai Schimkonis generi sui, qui ad hoc omnimodam adhibuit voluntatem pariter et consensum, octo marcas grossorum Pragensium annui census et octo scotos, quos habet et possidet supra domibus Jakobi Swarcze et Alexii Sachse civium Vratislaviensium apud ecclesiam S. Elisabeth, quamlibet marcam pro duodecim marcis grossorum Pragensium emptam et comparatam prout in ipsorum literis desuper confectis plenius continetur. Item donasset et assignasset praedicto hospitali et infirmis quinque ungas agrorum, in vulgari: „fünf ruthen erbis“ in via iuxta crucem muratam, sicut itur versus Rathbor iacentes penes et circa agros Michaelis Bresener et Nicolai Goczebke situatas civium in Glywitz. Item donasset et assignasset praedicto hospitali et pauperibus in eo colligendis unam dimidiam silvam circa pontem molendini, sicut in via itur versus Bytom et dimidiam piscinam cum aquis et earum aquarum com meatibus et omnibus et singulis suis pertinentiis prout ad ipsum pertinuit et spectavit post ipsius Michaelis obitum dumtaxat ad ipsum hospitale et eius pauperibus tunc spectare debeant et debebunt. Salvo tamen jure nostro et censibus nostris solvendis. Vult et desiderat dictus testator, quod dictum suum testamentum in omnibus suis punctis et clausulis ratum, gratum atque firmum perpetuo habeatur et haberi debetur, prout in instrumento desuper confecto plenius et lucidius continetur. Elegit, fecit et constituit dictus testator et prout in meliori forma potuit et ordinavit providentes viros et honestos dominos consules, qui nunc sunt praesentes et qui tempore fuerint et discretum dominum Michaellem Bormann Altaristam in Glywitz ac magistrum seu rectorem praedicti hospitalis ut praedicatur de novo erigendi, absentes tamquam praesentes omnes et quemlibet eorum in solidum, eo propter non sit melior condicio occupantis, sed quod unus eorum inceptit, alter persequi valeat et finire, suos

veros et legitimos fidei commissarios et suae ultimae voluntatis executoribus ultimae suae voluntatis hortum, census, redditus, dimidam silvam et medietatem pisciae cum aquis et eorum pertinentiis a quibuscumque personis ecclesiasticis et saecularibus cujuscunque status seu condicionis fuerint, erigendum, extorquendum, et de omnibus praemissis ordinandum, disponendum, distribuendum et erogandum, prout ipsis et eorum cuilibet melius utilius et salubrius videbitur expediri, prout ipsius testatoris animae salute valiciorius et prout ipsis deus omnipotens inspirabit. Etiam si supra praemissis seu aliquo praemissorum a quibuscumque personis quomodo impediri contigerit, quod absit, ex tunc debent agere per se seu alium vel alios per ipsos et eorumquemlibet generaliter vel singulariter constitutum seu substitutum coramquocunque seu quibuscumque judice seu judicibus ecclesiasticis vel saecularibus quibuscunque. Supra quo etiam eis et eorum cuilibet plenum mandatum liberum et omnimodam potestatem dedit et concessit, prout hoc etiam in instrumento desuper plenius continetur; supra quibus omnibus praedictis petivit nos praedictus Michael Pillcatorius noster fidelis, pure propter Deum et suorum servitiorum ob respectum ut nostram voluntatem ad omnia praedicta adhiberemus pariter ac consensum et quod dictum testamentum suum cum juribus nostris confirmari curaremus, nosque precibus ipsius inclinati, pure propter Deum et propter fidelia servitia ipsius et civitatis nostrae Glywitz nobis exhibita et adhuc exhibenda in futurum, considerantes, quod-proh-dolor! — omnia in praesenti mundo existentia brevi lapsu temporis facile tendunt de esse ad non esse, cum nihil est certius morti, nihil incertius hora mortis. Volente tamen ipso testatore esse participes dicti testamenti, cum potius volumus divinum cultum promovere et ampliare quam impedire et aliquid in gazophilarium divinum imponere, ubi immarcescibilis thesaurus colligitur, quem nec cinera nec erugo dimolliunt, pro salute animae nostrae et omnium progenitorum nostrorum et successorum, remedio peccatorum nostrorum, omnimodam et plenariam adhibemus, ut ad dictum testamentum pro hospitali de novo erigendo et pro infirmis in eo colligendis, voluntatem pariter et consensum; nihilominus consentimus, quod dicti consules civitatis Glywitz possint erigere et dotare in dicto hospitali de novo erigendo unum altare de decem marcis, utinam pluribus, si quidem quod eis placuerit et facultas eorum poscit et requirit et prout eis deus omnipotens inspirabit. Et eis providere debent de uno probo et idoneo ministro, qui dicto hospitali serviet

in divinis et ministret et aliis de praemisso necessariis, seu quomolibet opportunis. Ita tamen, quod altarista seu minister seu officians dicti hospitalis debet missam legere et non cantare duabus vicibus dumtaxat in anno, exceptum ubi cantare debe et potest, videlicet in festis praenotatae Sancta Trinitatis semel et prius cantare debet et potest. In aliis vero praenotatis, videlicet beatae Mariae virginis gloriosae et beati Bartholomaei apostoli legere potest et non cantare. Secundo vero quo die dedicationis ejusdem hospitalis potest et debet cantare et singulis annis perpetuis temporibus ac duraturis. Ita tamen per quemcunque ministrum seu altaristam legere divina seu cantare contigerit, facere debet et tenetur ante secundum pulsum Campanarum factum in oppido Glywitz et sic singulis annis deinceps perpetuis temporibus inviolabiliter et firmiter est tenendum et observandum. Offertorium vero, quod offertur et oblatum fuerit in dicto hospitali duobus temporibus, videlicet in festinitatibus Sanctae et individuae Trinitatis ac ipso die dedicationis ejusdem hospitalis, quando ipse minister seu altarista ipsius hospitalis missam cantare debet et potest, et hoc fieri debet ante secundum pulsum Campanarum praenotatum: Ex tunc medietas offertorii oblatis et offerendi ad ipsum ministrum seu altaristam dicti hospitalis spectare debeat et pertinere dedebit; alia vero medietas dicti offertorii debet pauperibus in hospitali aegrotantibus erogari. Ceteris vero diebus oblationum ipsum offertorium in uberiores usus dictorum pauperum convertere possunt ipsi testatores secundum prout ipsis salubrius videbitur expediri. Ius vero patronatus et praesentandi ad dictum hospitale ac rectores seu ministros toties necessarios ac opportunos, distribuendos eligendum, substituendum et destituendum debet et spectat ac debere et pertinere debet et debebit ad praedictos dominos consules Glywiczenses qui pro tempore fuerint, perpetuis temporibus duraturis, ita tamen, quod plebanus dictae ecclesiae parochialis in Glywitz, qui pro tempore erit, nihil se penitus occupet seu intromittat de praemissis. In signo vero huiusmodi consensus plebano in Glywitz pro hospitali et altari de novo erigendo ante oppidum Glywitz quendam hortum una cum domo, horreo ac aliis aedificiis, situm foris oppidum penes fossatum, vulgariter „newin dem grabin“ inter Johannis Kmodiger et Nicolai Vrendemiol hortos jacentes, qui quidem hortus fuit et erat Andreae Knofil tunc temporis consulis ibidem in Glywitz, qui etiam dicto horto, suisque aedificiis iuribus et pertinentiis universis, prout ipsum hactenus possidebat et cessit et renun-

tiavit pro se suisque haeredibus et legitimis successoribus penitus totaliter et expresse perpetuis temporibus duraturis. Propter quod praedicti consules et ipse Andreas Knofil iam dictum hortum cum suis juribus et pertinentiis acquisitis legitime, prout ipse Andreas Knofil ipsum antedictum hortum cum suis juribus et pertinentiis tenuit et possedit liberum ab omnibus angariis, oneribus, et solutionibus, salvis sex grossis Bohematibus ecclesiae in Glywitz singulis annis de praedicto solvendis, praenominato Nicolao Wolf suisque successoribus pro tempore plebanis in Glywitz, dederunt, legaverunt ac nomine veri ac legitimi testamenti pure propter Deum, perpetuis temporibus duraturis possidenduum, uti fruendum legitime assignaverunt, prout hoc idem in instrumento desuper confecto plenius continetur. Ad quod etiam damus voluntatem et consensum. In cujus rei testimonium Sigillum nostrum praesentibus est appensum. Datum Legnicz quarta die mensis Martii anno Domini Millesimo quadringentesimo nono.

B. Die deutsche Uebersetzung.

Im Namen des Herrn. Amen. Wir Konrad III. von Gottes Gnaden Herzog in Schlesien und Herr der Lande Dels und Kosel: bekennen kraft dieses (Briefes) vor allen, denen etwas daran liegen wird, ihn kennen zu lernen: Zu Uns kam Unser lieber, getreuer Michael Billcator, genannt Bynkyl, Unser Hauptmann in Gleiwitz. Dieser bekannte und legte Uns vor, wie er für das Heil seiner Seele, seiner Eltern und Vorfahren, die nicht mehr zum Leben zurückzurufen sind, nach bestem Wege, Form und Recht, so gut und rechtskräftig wie immer, nur um Gotteswillen, alle und jegliche Einnahmen und Erträgnisse, wie er sie zu eigen besitzt, und alle unbeweglichen Güter, wie unten genauer beschrieben — er wünscht, daß sie durch die Vollzieher seines letzten Willens und seine Bevollmächtigten nach seinem und seiner (Michael) Gattin Dorothea Tode verteilt werden — geschenkt und bestimmt habe für ein Hospital der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit und zu Ehren der hl. glorreichen Jungfrau Maria und des hl. Apostels Bartholomäus, welches neu erbaut und fundiert werden soll draußen vor der Stadt Gleiwitz, am Wege zur Rechten, wo man in das Dorf „in der Trenke“ gelegen, geht. Und zuerst gab und bestimmte vorgenannter Michael Billcator, genannt Bynkyl, mit frommem Herzen von den Gütern, die ihm Gott gab und er sich durch seine Arbeit redlich erworben, einen Garten nahe bei der Brücke neben dem Hause eines gewissen Mag (= Matthias) Kosmider und

Miczko (= Nikolaus) Ketten gelegen am Wege, der nach dem Dorfe „in der Trenke“ führt. Dort soll das vorgenannte Hospital, darin Kranke und Arme soweit als möglich Aufnahme finden mögen, errichtet werden. In diesem Garten sollen und können für die genannten Kranken und Armen ein Haus und andere schickliche und nötige Gebäude erbaut und bereit gestellt werden, für alle zukünftige Zeiten. Desgleichen hat Johannes Pilleator seligen Andenkens, des besagten Michael Byntzl leiblicher Bruder, gegeben, geschenkt und frommen Herzens bestimmt, 7 Mark Prager Groschen jährlichen Zinses, die er in und auf dem Prätorium von Breslau liegen hat. Er hatte sie für 12 Mark Prager Groschen gekauft und erworben und wünschte, daß sie zum Nieß und Nutzen der Armen und Kranken, die dort wohnen, oder des besagten Hospitals verwendet werden sollen, für alle Zeiten. Ebenso gab, bestimmte und schenkte vorgedachter Michael Pilleator in Gegenwart seines Eidams, des Nikolaus Schimko, der hierzu seine völlige Einwilligung und Genehmigung gab, 8 Mark und 8 Skot Prager Groschen jährlichen Zinses, die er liegen hat auf den Häusern des Jakob Schwarze und Alex Sachse, (Breslauer Bürger), bei der Kirche St. Elisabeth gelegen. Solche hatte er für 12 Mark Prager Groschen erkaufte und erworben, wie es in den darüber ausgefertigten Briefen des weiteren enthalten ist. Desgleichen gab und bestimmte er für das besagte Hospital und die Kranken 5 Ruten Ackers, im Volksmund: „fünf ruthen erbis“, an dem Wege neben dem gemauerten Kreuze, wenn man nach Ratibor geht, und bei den Aekern der Gleiwitzer Bürger Michael Bresener und Nikolaus Goczebke gelegen. Ebenso vermachte und bestimmte er für das gedachte Hospital und die darin aufzunehmenden Kranken einen halben Wald bei der Brückenmühle, wo man nach Beuthen geht, und einen halben Fischteich samt den Wässern, ihren Zuflüssen und allem und jeglichem Dazugehörigen, wie es ihm selbst gehörte und zueigen war. Das alles soll und wird nach des Michaels Tode lediglich dem Hospital und dessen Armen zum Eigentum werden. Jedoch unbeschadet Unsres Rechtes und der Uns zustehenden Abgaben. Genannter Testator will auch und wünscht, daß sein vorgenanntes Testament in allen seinen Punkten und Klauseln jederzeit gültig, genehm und immer genau gehalten werde und müsse, wie es in dem oben gefertigten Instrument ausführlicher und deutlicher enthalten ist. Und so erwählte, bestellte und bestimmte der genannte Testator und beorderte in der bestmöglichen Form die wohlweisen Männer und ehrbaren Herren Konsuln, die jetzt hier sind und sein

werden und den hochwürdigen Herrn Michael Bormann, Altarist in Gleiwitz, gleichwie den Magister bezw. Rektor des genannten Hospitals, das neu zu erbauen ist — und zwar die gegenwärtigen wie abwesenden, jeden von ihnen mit gleichen Rechten, weshalb der, welcher zuvorkommt, keinen Vorzug haben soll, sondern, was einer begonnen, mag der andre fortsetzen und beenden — zu seinen wirklichen und gesetzlichen Bevollmächtigten und Vollziehern seines letzten Willens. Er gab und überwies denselben Bevollmächtigten und Vollziehern seines letzten Willens den Garten, die Zinsen, die Einkünfte, den halben Wald und halben Fischteich samt den Wassern und dem Dazugehörigen, um solches von jedermann, seien es Geistliche oder Laien, welchen Standes und Würde auch immer, einzutreiben, abzunütigen und über das Vorgesagte zu verordnen, verfügen, verteilen und verausgaben, wie es ihnen und jedem Einzelnen am besten, förderlichsten, zuträglichsten und für das Seelenheil des Testators selbst am nützlichsten erscheinen wird, und wie es ihnen der allmächtige Gott eingeben wird. Auch wenn etwas inbetreff des Vorgesagten insgesamt oder einzeln von irgend welchen Personen verhindert werden sollte — Gott behüte, — dann mögen sie selbst oder durch einen anderen oder andere durch sie oder sonst jemand flagbar werden, der im allgemeinen oder besonderen dazu bestellt oder beauftragt ist, vor jedem und jeglichen Richter oder Richtern, sie mögen sein geistlich oder weltlich. Darüber hat er auch denselben und jedem von ihnen völlig uneingeschränkte Vollmacht und freie Gewalt erteilt und zugestanden, wie es auch im ausgefertigten Instrument näher enthalten ist. Bezüglich alles Vorgesagten hat Uns vorgenannter Michael Piliator, Unser Getreuer, gebeten, lediglich um Gotteswillen und angesichts seiner Verdienste, daß Wir Unsre Einwilligung und gleichermaßen Unsre Genehmigung zu allem Vorgegedachten erteilen und dafür Sorge tragen möchten, daß sein genanntes Testament mit Unserm Rechten bestätigt werde, und Wir sind seiner Bitte wohlgeneigt, allein um Gotteswillen und wegen seiner Uns und Unserer Stadt Gleiwitz geleisteten und künftig noch zu leistenden treuen Dienste. Hierbei erwogen Wir, daß — leider Gottes — alles in dieser gegenwärtigen Welt im schnellen Lauf der Zeit leicht vom Sein zum Nichtsein eilt, daß nichts sichrer ist als der Tod, nichts aber unsicherer als die Stunde des Todes. Da doch der Testator selber gewünscht, daß Wir am besagten Testament auch Anteil nehmen und Wir doch den Gottesdienst mehr fördern und vermehren als ihn hindern und etwas in den Gotteskasten hineinlegen wollen, wo ein unvergänglicher Schatz gesammelt wird, den

weder Flammen noch Rost verzehren können, so legen Wir für das Heil Unserer Seele und Unserer Vorfahren und Nachfolger, als Sühnemittel für unsre Sünden allen und jeglichen Willen an und erteilen gleichermaßen Unsre Genehmigung zum gedachten Testament für das neue Hospital und die darin unterzubringenden Kranken. Nicht weniger willigen Wir ein, daß die besagten Konsuln der Stadt Gleiwitz in dem gedachten, neu zu errichtenden Hospital einen Altar von 10 Mark (oder noch mehr!) erstellen und dotieren können, wenn ihnen solches gefallen und ihr Vermögen es verlangen und erfordern sollte und wie es ihnen der allmächtige Gott eingeben wird. Auch sollen sie einen redlichen und geeigneten Geistlichen anstellen, der dem genannten Hospitale diene und es verwalte in göttlichen und anderen Dingen, wie es nach Maßgabe des Vorgedachten nötig und irgend förderlich ist. So zwar, daß der Altarist bezw. Minister des genannten Hospitals zum wenigstens 2 mal im Jahre eine Messe lesen, nicht singen soll — ausgenommen da, wo er singen soll, und zwar zuerst am Feste der erwähnten hl. Dreifaltigkeit, wo er singen soll und kann. An den anderen vorgenannten Festen aber, nämlich an Mariä Himmelfahrt und am Feste des hl. Apostels Bartholomäus darf er eine Messe lesen, aber nicht singen. Zweitens kann und soll er singen am Kirchenweihfest deselben Hospitals und so alljährlich zu immerwährenden Zeiten. Welcher Geistliche bezw. Altarist nun die Messe lesen oder singen mag, der soll es tun vor dem zweiten Glockenpuls, der in der Stadt Gleiwitz geschieht und so soll es alljährlich und zu immerwährenden Zeiten unveränderlich festgehalten und beachtet werden. Was aber das Offertorium anlangt, das im genannten Hospital zu beiden Terminen geopfert und dargeboten werden wird, nämlich an den Festtagen der hl. und unteilbaren Dreieinigkeit und am Kirchweihfest des Hospitals selbst, wo der Minister bezw. Altarist des genannten Hospitals die Messe singen soll und kann — dies aber hat vor dem 2. vorgedachten Glockenpuls zu geschehen — so soll die Hälfte der geopfert und zu opfernden Offertorium dem Minister bezw. Altaristen des gedachten Hospitals selbst gehören, die andre Hälfte des besagten Offertorium an die Kranken des Hospitals verteilt werden. An den übrigen Opfertagen können die Testamentsvollstrecker selbst das Offertorium zu weiterem Nutzen der vorbenannten Armen verwenden, wie es ihnen selbst am heilsamsten erscheinen wird. Das Patronatsrecht aber und das Recht der Präsentation zum besagten Hospital, um die jedesmal nötigen und geeigneten Rektoren bezw. Minister zu wählen, zu bevollmächtigen und zu entlassen, gebührt und gehört und wird ge-

bühren den vorgenannten Konsuln von Gleiwitz, die zur Zeit sein werden, zu immerwährenden Zeiten. So zwar, daß der Pfarrer der genannten Pfarrkirche in Gleiwitz, der zur Zeit sein wird, sich gänzlich um nichts bekümmere und sich in das Vorgesagte nicht einmische. Zum Zeichen solcher Einwilligung überweisen die genannten Konsuln in Gleiwitz dem Pfarrer für das Hospital und den neu zu errichtenden Altar vor der Stadt Gleiwitz einen Garten samt Haus, Scheuer und andern Gebäulichkeiten, gelegen vor der Stadt neben dem Wallgraben, gewöhnlich „neben dem graben“ genannt, zwischen den Gärten des Johann Knodiger und Nikolaus Brendemiof. Dieser Garten gehörte dem derzeitigen Consul in Gleiwitz Andreas Knofil, der auch den genannten Garten mit seinen Gebäuden, Rechten und allem Dazugehörigen, wie er ihn besessen, für sich, seine Erben und gesetzlichen Nachfolger vollkommen ungeteilt und ausdrücklich für alle Zeit abgetreten und darauf verzichtet hat. Weshalb vorgenannte Konsuln und Andreas Knofil selbst schon genannten Garten mit Gerechtsamen und erworbenen Rechten rechtmäßig, wie Andreas Knofil vorgedachten Garten mit seinen Rechten und allem Dazugehörigen besaß, frei von allen Frohnen und Lasten und Abgaben — ausgenommen nur 6 Groschen Böhmisches, welche der Gleiwitzer Kirche in den einzelnen Jahren, wie oben, zu entrichten sind — vorgedachten Nikolaus Wolf und seinen Nachfolgern, als den derzeitigen Pfarrern von Gleiwitz, gegeben, vermacht und unter dem Titel eines wahren und gesetzlichen Testamentes lediglich um Gotteswillen, zu immerwährendem Besitz für alle Zeiten und zum gesetzmäßigen Nießbrauch überwiesen haben, wie es in dem obigen Instrument näher enthalten ist. Dazu geben Wir nach Unserm Willen auch Unsrer Genehmigung. Zum Zeugnis dafür ist Unser Siegel dem Gegenwärtigen angehängt worden. Gegeben zu Liegnitz, am vierten Tage des Monats März im Jahre des Herrn 1409.

2. Das Konfirmationsdekret.

(In deutscher Uebersetzung.)

„Im Namen des Herrn. Amen. Sooft man von Uns etwas verlangt, was der Religion und Sitte angemessen erkannt wird, geziemt es Uns, dies mit willigem Herzen zu gewähren und den Wünschen der Bittenden ein geneigtes Ohr zu leihen. Deshalb tun Wir, Benzeslaus, von Gottes Gnaden Bischof von Breslau, kund Allen und Jedem, den Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß die Konsuln der Stadt Gleiwitz zu Ehren des allmächtigen

gen Gottes und aller himmlischer Heerscharen (totiusue hierarchiae coelestis) nach Bestimmung der Legatoren und frommen Milde der Gläubigen einen jährlichen Zins von 10 Mark Prager Groschen polnischer, gewöhnlicher Zahl und Währung, in sicheren Gütern und unter dem Titel des Rückkaufs erworben, wie der Kontrakt des Kaufs und Verkaufs in den darüber ausgefertigten Briefen des Weiteren enthalten ist, als Dotation des Hochaltars in dem außerhalb der Stadt Glewitz neu zu erbauenden Hospital und unter dem Ehrentitel der hl. glorreichen Mutter Gottes und Jungfrau Maria, der hl. Apostel Petrus und Paulus und der hl. Jungfrau und Martyrerin Katharina zu weihen, dargereicht, gekauft, erworben, angewiesen und Uns mit gebührendem Vortrage gebeten haben, daß sie rühmlicher gewürdigt würden, den genannten Altar neu zu errichten, zu schaffen, herzustellen und seinen jederzeitigen Geistlichen den genannten Zins von 10 Mark zu verschreiben, verschaffen, zusammenzubringen, zuzueignen und alles, was dabei üblich, genau sicher zu stellen. Demnach haben Wir gemäß dem Wunsche, den Gottesdienst zu unsern Zeiten immerdar erspriechlicher zu mehren, den demütigen, gerechten und begründeten Bitten Uns wohlgeneigt erwiesen und genannten Altar in vorgedachtem Namen neu gegründet und errichtet und ebenso seinen derzeitigen Geistlichen den genannten Zins von 10 Mark zugeschrieben, erteilt, zugeeignet und alles dabei Uebliche durch Gegenwärtiges gehörig bestätigt. Auch bestimmen wir, daß dieser Zins unangetastet bleibt und sich der kirchlichen Freiheit erfreuen soll, absonderlich, da die ausdrückliche Einwilligung des erlauchten Herrn und Fürsten Konrad, Herzog von Oels und Kosel und Bolko's, Herzogs von Teschen u. s. w., Unserer geliebten Vettern und zeitlichen Herren von Glewitz und des Pfarrherrn daselbst Uns in ihren Briefen hierzu kundgetan worden ist. Weil aber der vorgedachte Zins als ein unter dem Titel des Rückkaufs erworbener besteht, so wollen Wir, daß wenn der Zins selbst im ganzen oder teilweise zurückgekauft wird, das Geld für diesen gezahlten Zins dem hl. Gewahrsam (ad sanctas aedes) der genannten Pfarrkirche in Glewitz anvertraut und in Gegenwart des Geistlichen deponiert, das Deponierte aber treulich bewacht werde, bis ein anderer Zins erworben und auf die erste Weise angelegt sei, oder dann nach Unserm Willen gleichermaßen an die Stelle des zurückgekauften Zinses folge und sich gleicher kirchlicher Freiheit erfreue. Auch wird das Patronatsrecht des gedachten Altars den genannten derzeitigen Konsuln von Glewitz zu immerwährenden Zei-

ten gehören. Sie werden gehalten sein, bei eintretender Vakanz einen Priester bezw. Kleriker innerhalb eines Jahres zu wählen und Uns und Unsren Stellvertretern wie gewöhnlich zu präsentieren. Auch wollen Wir der Präsentation dieser Konjulen gemäß den ehrwürdigen Herrn Andreas, Sohn des Crispinus, Pleban von Oderberg, als ersten Altaristen am genannten Altare anstellen, und Wir bestellen ihn durch Gegenwärtiges zum Verwalter des Geistlichen und Leiblichen, was ihm daselbst übertragen wurde. Euch, dem Herrn Pfarrer der Kirche in Gleiwitz, tun Wir kund und ordnen an, welchermaßen Wir denselben Herrn Andreas in den Besitz des Altars, dessen Rechte und Gerechtfame kraft der Uns gesetzlich zustehenden Autorität setzen und ihn berechtigen, von allen Gerechtfamen, Nuzungen und Rechten dieses Altars einen uneingeschränkten Gebrauch zu machen. Auch sollen die derzeitigen Geistlichen des genannten Altars verpflichtet sein, 3 Messen am gedachten Altar entweder selbst zu lesen oder durch einen andern lesen zu lassen. Sie werden ihre Messen früh zwischen dem 1. und 2. Glockenpuls der Pfarrkirche feiern und lesen ohne Vorentscheidung (*sine praejudicio*) des Plebans, nicht aber singen, außer am Tage St. Trinitas und am Kirchweihfest (*Dedicatio*) des Hospitals, an welch letzteren Tagen sie ihre Messen singen dürfen. Auch soll das *Offertorium*, welches an diesen beiden Festtagen wird geopfert werden, zur Hälfte je dem derzeitigen Altaristen und den Kranken gehören. Das andere Opfer, welches sonst dargebracht werden wird, soll für immerwährende Zeiten zur Unterstützung der Kranken im gedachten Hospitale bestimmt sein. Die derzeitigen Altaristen sollen auch gehalten sein, selbst im genannten Hospitale zu wohnen oder einen Vertreter daselbst wohnen zu lassen und den kranken schwachen Hospitaliten, desgleichen dem Hausgesinde deselben Hospitals alle hl. Sakramente zu spenden. Sonach bestätigen Wir alles vorhergehende in allen und jeden Punkten, Klauseln und Artikeln, als mit Unserm Willen geschehn, gemäß Unserer Bischöflichen Autorität, gleichermaßen kraft des Gegenwärtigen für immer. Und diesem (Brieft) ist Unser Großes Insiegel zum Zeugnis der Wahrheit angehängt worden. Geschehen und gegeben zu Dttmachau am vorletzten Tage (30.) des Monats August im Jahre des Herrn 1409. Im Beisein der ehrwürdigen Herren Teofil von Dppeln, Protonotar, Johannes Augustinus Ulrich von Spina, Magister, Alegius Kettberchin, Kanonikus zu Breslau, Georg Lichtenberg, Notar, und Johannes von Ramsau, Kanonikus zu Breslau, dem die Ausfertigung dieser Urkunde übertragen wurde, unsern getreuen und glaubwürdigen Zeugen für das, was oben geschehn.

3. Feststellungen aus beiden Dokumenten.

A. Allgemeines.

Gleiwitz, etwa um 1250 durch Wladislaus von Oppeln zur Stadt erhoben, hatte seit dem Jahre 1355 zwei Herren. Die eine Hälfte der Stadt (mit der Pfarrkirche, der halben Vogtei und den Dörfern Richtersdorf, Ostroppa, Trynek und Ellguth) gehörte dem Herzog von Teschen,¹⁾ die andere Hälfte war Eigentum des Herzogs von Dels und Kosel. Hier liegt für das Hospital nur die Gründungsurkunde²⁾ des Herzogs Konrad III. von Dels und Kosel vor, aber der Bischof Wenzeslaus von Breslau spricht in dem Konfirmationsdekret auch „von dem Briefe, dem ihm der Herzog Bolko von Teschen geschickt habe.“³⁾ Diese Doppelherrschaft hatte im Jahre 1430 bei dem Hussitensturm den Fall von Gleiwitz zur Folge, weil die Untertanen nicht einträchtig, sondern „zweiträchtig“⁴⁾ waren. Uebrigens wurde 1482 dieser Mißstand durch den Hauptmann Jan Bielik von Kornitz beseitigt, der beide Hälften (durch Kauf bezw. Verpfändung)⁵⁾ wieder vereinigte. Seitdem bleibt hoffentlich Gleiwitz „auf ewig ungeteilt“.

Wenn man die Stiftungsurkunde liest — die weitausholende, manchmal umständlich anmutende Form entspricht der damaligen Gepflogenheit —, so staunt man, welch ein wunderbarer Geist, wie er eben der Glaubensgröße des Mittelalters zu eigen ist, das ganze Dokument durchweht. Man lese nur, wie oft der fromme Hauptmann Michael Piliator versichert, er wolle diese Stiftung „lediglich um Gotteswillen“ und „für das Heil seiner Seele und seiner Eltern und Voreltern“ weihen, wie auch der Herzog sich beeilt, seine fromme Gesinnung kundzutun. Er geniert sich nicht, „auch etwas für das Heil seiner Seele und seiner Vorfahren, als Sühemittel seiner Sünden in den Gotteskasten zu legen“ . . . „weil er doch den Gottesdienst mehr fördern und vermehren, als ihn hindern wolle“. Ein Historiker bemerkt hierzu: „Der Hauptgrundsatz, der am eifrigsten gepredigt und am sorgfältigsten befolgt wurde, war, daß man Verbrechen aller Art durch Schenkungen an die Geistlichkeit abbüßen könne. Zur „Erquickung“ der Seele seiner verstorbenen Verwandten und dereinst seiner eigenen jenseits des Grabes — so lauten alle Urkunden dieser Art — gab man der Klerisei Güter und stiftete Klöster.“⁶⁾

¹⁾ Deutsche Urkunde im Stadtarchiv Gleiwitz (und Cod. dipl. Sil. VI Nr. 339).

²⁾ Lat. Urk. im Stadtarchiv Gleiwitz.

³⁾ Lat. Urk. im Stadtarchiv Gleiwitz.

⁴⁾ Martin von Volkenhahn in: Script. rer. Sil. XII S. 10.

⁵⁾ Cod. dipl. Sil. V Nr. 339.

⁶⁾ Pachaly, Geschichte Schlesiens bis 1786, Breslau 1790, S. 123.

B. Die Dotation des Hospitals.

Aus der Tatsache, daß der verstorbene Bruder des Stifters Michael Pillaator, namens Johannes, einen Jahreszins von 7 Mark Prager Groschen¹⁾ dem Glewitzer Hospital vermacht hatte, dürfen wir schließen, daß der Plan beider Brüder, ein Hospital zu stiften, verhältnismäßig früh gefaßt worden war. Der Hauptmann selbst schenkte dem Hospital: 1) als Bauplatz einen Garten nahe bei der Brücke²⁾ auf dem Wege zur Rechten, wo man in das Dorf geht genannt „in der Trenke“³⁾ neben dem Hause eines gewissen Mag Kosmider und Miczko Kethen, 2) fünf Ruten Acker⁴⁾ neben dem gemauerten Kreuze,⁵⁾ wo man nach Ratibor geht, 3) einen halben Wald bei der Brückenmühle⁶⁾ an dem Beuthener Wege, 4) einen halben Fischteich ebendort und 5) acht Mark Prager Groschen und 8 Skot jährlichen Zinses. Bezeichnenderweise holt sich der Testator gerade für dieses Geldlegat die vorherige Einwilligung seines Schwiegersohnes Nikolaus Schimko ein.

Der „Altar“ des Hospitals selbst wird durch die Konsuln von Gleiwitz mit 10 Mark dotiert, wofür sie auch das Präsentationsrecht über die dort amtierenden Geistlichen erhalten. Wie ängstlich man auf die Sicherstellung dieses Geldes bedacht war, lehren die längeren Ausführungen des bischöflichen Konfirmationsdekretes, welches auch ausdrücklich die Freiheit der Dotation von kirchlichen Abgaben betont.

C. Das Patronatsrecht beim Hospital.

Nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde ist das Patronatsrecht und das Recht der Präsentation der in Frage kommenden geistlichen Vorsteher des Hospitals „den Konsuln, die zur Zeit sein werden“ übertragen worden. Wer ist unter diesen „Konsuln“ zu verstehen?

¹⁾ Die Münzeinteilung war folgende: Eine Mark zerfiel in 12 Vierdung, 24 Skot, 48 Groschen und 576 Heller (oder Denare). Außer dieser polnischen Zählung, die hier üblich war, gab es noch eine böhmische Zählung mit 60, und eine mährische mit 64 Groschen. Entsprechend der politischen Konstellation wechselten die Münzzählungen häufig, auch kamen Kombinationen vor. (z. B. „Eine Mark Prager Groschen polnischer Zahl!“) In Oberschlesien hat Beuthen seine Nachbarstädte jahrelang mit seiner Münze versehen (vergl. Deutsche Urkunde Nr. 4 Pfarrarchiv Allerheiligen Gleiwitz).

²⁾ Nach der Ueberwölbung der Ostropta ist diese Brücke vor mehreren Jahren abgebrochen worden. Als einzige Erinnerung ist nur noch der „Brückenheilige“ Johannes von Nepomuk stehen geblieben.

³⁾ Heute das (inzwischen eingemeindete) Dorf Trhnef. Der Name spielt eine Rolle bei der Feststellung der Gründungszeit von Gleiwitz (s. R. Kufowka, die Allerheiligen-Kirche von Gleiwitz, Gleiwitz 1926, S. 4 ff).

⁴⁾ eine Rute gleich 10 Fuß zu 10 Zoll.

⁵⁾ Dort ist später die Kirche zum hl. Kreuz erbaut worden (s. R. Kufowka, a. a. O. S. 24 f).

⁶⁾ Die Brückenmühle oder Brückmühle stand an der nordöstlichen Ecke, der heutigen Kreuzung Bahnhofstraße und Wilde Klodnitz. (Die Schriftleitung.)

Bei aufmerksamer Lesung des Dokumentes ergibt sich eine Mehrheit, genauer gesagt, eine gleichzeitige Mehrheit, nicht eine solche von nacheinander kommenden Personen. Dies besagen schon die beiden Stellen: „Der Testator bestellte zu Testamentsvollstreckern: Die Konsuln . . . und den Rektor des Hospitals . . .“. (Warum steht hier nicht: „Die Rektoren“?) und „erwählte die Konsuln, die gegenwärtigen wie die zukünftigen . . .“. Den klarsten Beweis bietet die Bemerkung am Schlusse des Briefes, die von der Entschädigung des Plebans handelt: „Weshalb vorgedachte Konsuln und (der Consul) Andreas Knofil selbst den Garten dem genannten Nikolaus Wolf vermachten“. Beiläufig sei auf die Erwähnung mehrerer, gleichzeitiger Konsuln im Konfirmationsbriefe des Bischofs hingewiesen. Abgesehen von diesen rein inneren Kriterien hat das Gutachten des Professors Grünhagen — einer anerkannten Autorität —, das dieser im Jahre 1872 auf Geheiß des Kgl. Ober-Präsidiums zu Breslau abgab, die letzten Zweifel beseitigt und festgestellt, daß der Ausdruck „consul“ in den damaligen hiesigen Urkunden nicht „Bürgermeister“, sondern „Ratmann“ bezw. „Ratsherr“ bedeute. Welche Folgen die falsche Uebersetzung des Wortes „consul“ mit „Bürgermeister“ in der vom Superintendenten Jakob, Mitte des voriaen Jahrhunderts angefertigten, sonst einwandfreien Uebertragung¹⁾ für das Schicksal des Hospitals im Jahre 1872 hatte, wird unten noch behandelt werden. Diese „Ratsherren“ waren vom Stadtvocat in Verbindung mit dem Gleiwiker Altaristen Michael Bormann und dem ersten Rektor des Hospitals zu Testamentsvollstreckern ernannt worden.

Die Ueberweisung des Patronats- und Präsentationsrechtes an die Konsuln „um die jedesmal nötigen und geeigneten Rektoren bezw. Geistlichen zu wählen, zu substituieren und zu entlassen“, geschah offenbar ausarund der Errichtung des Altars und der Dotation mit 10 Mark seitens des Ratskollegiums; Rechte, die wie wir aus dem Konfirmationsbriefe wissen, vom Bischof von Breslau ausdrücklich beffätigt wurden. Es ist ganz interessant, die allmähliche Ueberleitung des Gleiwiker Patronats aus der Hand des Herzogs in die Hände der städtischen Behörden zu beobachten.²⁾ Besonderes Interesse beansprucht die Feststellung, daß diese Entwicklung — nach dem Stiftungsbriefe — vom Herzog geradezu gefördert wurde.

Welche Verwaltungsrechte die Konsuln in dem neubauten Hospital ausgeübt haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Jeden-

¹⁾ Befindlich im Stadtarchiv Gleiwitz.

²⁾ f. K. Kutowska, a. a. O. S. 50.

falls wissen wir aus dem Visitationsprotokoll 1687, daß „der oberste Inspektor“ nach dem Tenor der Stiftungsurkunde eigentlich ein Mitglied des Senats (= Ratskollegiums) sein sollte.¹⁾ Welche „Stiftungsurkunde“ sollte hier gemeint sein? Da in der obigen nichts dergartiges steht, kommt vielleicht noch die Stiftungsurkunde des zweiten Besitzers von Gleiwitz in Betracht, die nicht mehr vorhanden ist, oder es ist später (möglicherweise nach Erbauung des Hospitals) noch ein besonderes Dekret erlassen worden, welches die Rechte der Konfuln genau umschrieb. Im Jahre 1424 bezeugt Herzog Kasimir von Teschen-Auschwitz „er habe 20 Mark Hospitalgelder erkaufte vom Altaristen Wokenstad und den Konfuln als Verwesern (provisoribus)²⁾. Derselbe „erbare rat“ . . . wird 1467 „vormunde der Kirche zu allen liby heiligen“ genannt.³⁾ Demnach werden sich auch beim Hospital die Verwaltungsrechte der Konfuln (wenigstens zunächst) vor allem auf die patronatische Aufsicht beschränkt haben. Im Zusammenhange mit der Patronatsregelung steht eine zweite, wichtige Frage zur Erörterung.

D. Die Jurisdiktionsentziehung des Gleiwitzer Pfarrers.

Unmittelbar nach der Uebertragung des Patronatsrechtes an die Konfuln folgt im Original der merkwürdige Satz: „So zwar, daß der Pleban (= Pfarrer) der genannten Kirche in Gleiwitz, der zur Zeit sein wird, sich gänzlich um nichts bekümmere, noch sich in das Vorgesagte einmische.“ Eine Erklärung hierfür ist um so notwendiger, als im Jahre 1872 daraufhin das Kath. Pfarramt „Allerheiligen“ bei der Ueberweisung der Hospitalkirche an die Altkatholiken vorher nicht befragt wurde.

Da die Urkunde von „dem Pfarrer, der zur Zeit sein wird“, schlechthin (ohne Nennung eines Namens) spricht, scheidet von vornherein die Vermutung aus, irgendwelche Differenzen persönlicher Art hätten zwischen dem Stifter und dem Stadtpfarrer Nikolaus Wolf vorgelegen, der zudem später als decretorum doctor zu der hohen Würde eines Archidiacons von Oppeln und Kanonikus zu Breslau aufrückte und sich durch seinen Dekanats- und Parochialkatalog einen Namen machte. Im Gegenteil! Nikolaus Wolf war für die Jurisdiktionsentziehung reichlich durch „den Garten, Haus, Scheuer⁴⁾ usw. des Konful

¹⁾ Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiaconat Oppeln. Breslau, Aderholz 1904, S. 400.

²⁾ lat. Urk. Nr. 3 — Pfarrkirche Allerheiligen, Gleiwitz.

³⁾ deutsche Urkunde Nr. 5 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁴⁾ Das ist die „Pfarrscheuer“ von „Allerheiligen“.

Andreas Knofil“ hinreichend entschädigt worden und hatte zweifellos seine Einwilligung hierzu gegeben. Es wäre in der Tat auch recht sonderbar, wenn der Bischof, durch seinen Pfarrer brieflich informiert, seine Genehmigung zu einer Maßnahme gegeben hätte, durch die wesentliche kirchliche Rechte angetastet worden wären.

Um die wahren Gründe für die Jurisdiktionsentziehung zu erkennen, ist es gut, die historische Entwicklung des ganzen Hospitalwesens aufzurollen. Im Altertum, vor Christi Geburt, gab es noch keine Hospitäler. (Hospitale heißt wörtlich: Herberge, im übertragenen Sinne: Anstalt für Hilfsbedürftige). Mit Christus begann eine neue Zeit. Schon im Urchristentum gab es ein „Diakonat“, das von Amtswegen die Armenpflege betreute. Freilich wird angesichts der Christenverfolgung vorerst nur eine individuelle Hausarmenpflege möglich gewesen sein. Das wurde anders, als nach dem Siege Konstantins d. Gr. die Kirche an die Öffentlichkeit treten konnte. Allenthalben wuchsen öffentliche Wohltätigkeitsanstalten empor.¹⁾ Da den Bischöfen schon durch den Völkerapostel die „hospitalitas“ eindringlich empfohlen worden war (1 Thim. 3, 7), so legten sie in ihren Residenzen Fremdenherbergen an. Man nannte diese auch „Xenodochien“ (bezw. Pandochien) und nahm dort schließlich Hilfsbedürftige jeder Art, insbesondere auch Kranke, auf. So gründete z. B. der hl. Basilius im Jahre 369 neben der Basilika von Caesarea ein geräumiges Armen- und Krankenhaus mit Arzt- und Handwerkerwohnungen. Heute noch stehen die Ruinen des Pandochion von Turmanin in Zentralsyrien.²⁾ Zur Zeit Gregors d. Gr. (um 600) gab es in sämtlichen Städten des Abendlandes, wo ein Bischof residierte, ein oder mehrere Xenodochien, die zum Teil auch von Laien gestiftet waren.³⁾ Wahrscheinlich, um den einzelnen Notständen wirksamer begegnen zu können — vielleicht auch wegen der ansteckenden Krankheiten, insbesondere der Pest — ließ man vom 12. Jahrhundert an allgemeine Scheidung eintreten. Jetzt entstanden eigene Kranken- und Armenhäuser, Findel- und Taubstummenanstalten, sogar Blindeninstitute.⁴⁾ Ob nun diese Stiftungen auf Geistliche oder Laien zurückgingen, das eine steht fest: sie standen unter der Leitung und besonderer Obhut des Bischofs. Erst die Karolinger beanspruchten für sich das Recht, in den von Karl Martell säkulari-

¹⁾ Ratzinger, Geschichte der Armenpflege, Freiburg 1895.

²⁾ Kaufmann, Christl. Archäologie, Paderborn 1905, S. 175.

³⁾ Mhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit in der alten Kirche, Stuttgart 1882, S. 317 ff)

⁴⁾ Ratzinger, a. a. O. S. 144.



Hospitalkirche ad St. Trinitatem und Hospital vor siebzig Jahren
(Nach einer farbigen Handzeichnung im Oberschlesischen Museum)

fierten Hospitälern eigne, königliche Administratoren zu bestellen.¹⁾ Um sich freier entwickeln zu können, wurden die Hospitäler später vielfach exempt und dem Papst direkt unterstellt bezw. der bischöflichen Jurisdiktion entzogen. Zum mindesten löste man sie vom Pfarrverbande los. Der rein kirchliche Charakter wurde immer von der Kirche betont und vom Staate auch nicht bestritten.²⁾ Als Beispiele der dauernden kirchlichen Sorge in betreff des Hospitals seien hier nur die Bestimmungen des Römischen Konzils im Jahre 826,³⁾ des Tridentinum (1545—63), wo ganz besonders der Anspruch der Kirche über die Vermögensverwaltung aller Hospitäler hervorgehoben wurde⁴⁾ und der *Instructio Benedictina*⁵⁾ angeführt. Diese Auffassung fand in Deutschland mit der Reformation eine entschiedene Gegnerschaft. Seitdem „stellt“ in vielen Kreisen „der Staat die höchste menschliche Machtanstalt dar, welchem allein gegenüber allen sonstigen Gemeinschaften, welche andre Zwecke zu erfüllen bestimmt sind, die Souveränität zukomme“.⁶⁾ Ein bekannter Gelehrter äußerte sich noch deutlicher: „Wir fügen die Forderung hinzu, daß die den Armen-, Kranken- und Unterrichtsanstalten gewidmeten Fonds unter ausschließlich staatliche Verwaltung kommen mögen, was uns gesetzlich vollkommen zulässig und praktisch überaus notwendig erscheint, um den Einfluß, den die Kirche nach dieser Richtung hin auf das soziale Leben ausübt, zu untergraben, zumal dieser Einfluß zu dem Volkswohle entsprechenden Ergebnissen zu führen vermag.“⁷⁾

Nach den obigen Darlegungen wird es jetzt auch verständlich, aus welchem Grunde das Gleiwitzer Hospital nicht dem Stadtpfarrer unterstellt wurde. Diese Heraushebung aus dem Pfarrverbande geschah einzig und allein im Interesse des Altaristen, der im Hospitale nach dem Willen des Bischofs „ohne Vorentscheidung des Pfarrers“ zelebrieren durfte. Der rein kirchliche Charakter der Stiftung geht schon daraus hervor, daß sie „der hl. und unteilbaren Dreifaltigkeit, der hl. glorreichen Jungfrau Maria und dem hl. Apostel Bartholomäus“ geweiht war und man ein Kirchweihfest des Hospitals feierte.

1) Naginger, a. a. O. S. 219.

2) Thomassin, *Vetus et nova ecclesiae disciplina*. S. 1.

3) can. 24: „....de xenodochiis et aliis similibus locis per sollicitudinem episcoporum, ad easdem utilitates, quibus constituta sunt, ordinetur“.

4) 7. Sitzung c. 8 de Ref. 22. Sitzung c. c. 8, 9 de Ref. 25. Sitzung c. 8 de Ref.

5) Vom Bischof wird Rechenenschaft verlangt, an infirmorum hospitalia visiterit, reddituum rationes ab administratoribus exegerit et an infirmis necessaria quoad salutem animae et corporis in eis administrentur.

6) Hinsius, *Staat und Kirche*, Freiburg, 1887, S. 238.

7) Friedberg, *Grenzen zwischen Staat und Kirche*, Tübingen 1872, S. 793 ff.

Der Einfluß der Kirche war nicht nur auf den „Altar“ beschränkt. War doch der Altarist vom Bischof „zum Verwalter des Geistlichen und Leiblichen“ bestellt, nachdem der Landesfürst dessen Aufgabe mit den Worten gekennzeichnet: „er habe das Hospital zu verwalten in göttlichen und anderen Dingen“. Nach der Anordnung des Oberhirten mußte der Altarist unbedingt im Hospitale wohnen, bezw. einen Vertreter daselbst wohnen lassen. Der Pleban Nikolaus Wolf war für „das Hospital und den Altar“ entschädigt worden. Daß diese Verbindung zwischen dem Hospital und Altar in der Folgezeit gewahrt blieb, beweist der Kaufbrief des Herzogs Kasimir vom Jahre 1424, wo neben den Konfuln auch der Rektor des Hospitals, Wokenstad, als Kontrahent genannt und wo auch für die Vertragsverletzung die kirchliche Strafe der Exkommunikation und des Interdikts vereinbart wird.

Warum in späterer Zeit die Stelle des hauptamtlich geistlichen Leiters des Hospitals aufgegeben wurde, kann nicht mit Sicherheit erklärt werden. Ob vielleicht durch eine Geldentwertung¹⁾ die Bezüge des Altaristen erheblich gemindert wurden? Das Amt ging jedenfalls auf den ersten Vikar (vicarius senior) der Allerheiligeng Kirche über. 1629 nennt das Taufbuch der Pfarrgemeinde den Vikar Tobias „Propst (praepositus) von St. Barbara²⁾ und Dekan (decanus) von St. Trinitas“. Nach dem Visitationsberichte 1679 ist der Vikar Carpentarius Praepositus des Hospitals³⁾ und bezieht als solcher ein Salair von jährlich 5 Talern, während an anderer Stelle⁴⁾ berichtet wird, daß der vicarius senior als „Inspektor“ des Hospitals vom städtischen „Prokurator“ 4 Taler 12 Silbergroschen jährlich erhielt. Noch 1740, also unmittelbar vor Beginn der preußischen Herrschaft, steht in einer Schenkungsurkunde für das Hospital⁵⁾ zu lesen, die Hospitaliten werden ermahnt, „dem ersten Vikar als Inspektor des Hospitals . . . und dem Provisor der Stadt Ehrfurcht zu bezeugen“. Dieses Schriftstück trägt übrigens auch die Unterschrift des damaligen Stadtpfarrers Sczuka.

Aus all diesem ersehen wir, daß auch von dem Zeitpunkt an, wo das Hospital von der Allerheiligeng Kirche aus betreut wurde, der kirchliche Einfluß auf diese Anstalt völlig gewahrt blieb. In

¹⁾ Von 1400—1500 war das Silbergeld bis 150 Prozent entwertet worden (Pachal, a. a. O., S. 204).

²⁾ An der Stelle der Barbara-Kapelle ist die evangelische Kirche erbaut worden.

³⁾ Jungniß, a. a. O. S. 100

⁴⁾ Reg. prov. Vic. Sen Gliv. 1680—1780, Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁵⁾ Acta hosp. ad S. Crucem Nr. 9, Pfarrarchiv St. Peter-Paul, Gleiwitz.

allen Visitationsprotokollen findet sich ein eigener Bericht über das Hospital. Im Decretum reformatorium des Jahres 1719¹⁾ wird unter Nr. 11 eigens verordnet: „Der Pfarrer hat sorgfältig darüber zu wachen, daß im Hospital inbetreff der Foundationen und des Haushalts der Kapelle immer rechte Ordnung herrsche. Die Verwaltung soll gut ausgeführt und Mängel beseitigt werden.“

4. Die Schicksale der Stiftung.

A. Erbauung.

Wahrscheinlich ist das Hospital bald nach der Abfassung der Stiftungsurkunde erbaut worden. Man wäre versucht, auf Grund zweier Notizen des Dokuments erst an die Zeit nach dem Tode des Vogtes Michael P i l l c a t o r bzw. seiner Gemahlin Dorothea zu denken, wenn nicht im weiteren Wortlaut neben anderen schon der Rektor zum Testamentsvollstrecker ernannt und im bald darauf ausgefertigten Konfirmationsinstrument des Bischofs Andreas bereits als erster Altarist bestätigt worden wäre. Man muß es dem weitausladenden juristischen Apparat der Gründungsurkunde zugute halten, wenn auch der Todesfall des Legators und seiner Gattin angezogen wird, der unter Umständen einen Schutz der Dotationen notwendig machen konnte. Es ist wohl möglich, daß sowohl Michael, wie Dorothea bis 1424 gestorben sind, jedenfalls stand in diesem Jahre das Hospital, wie der unten zu behandelnde Kaufbrief bezeugt. Kapelle und Hospital bildeten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ein Ganzes. Das Haus stand unter dem Schutze der hl. Dreifaltigkeit, der glorreichen Jungfrau Maria und des hl. Apostels Bartholomäus, der Altar war speziell geweiht zu Ehren des allmächtigen Gottes, aller himmlischen Heerscharen, der hl. glorreichen Jungfrau Maria, der hl. Apostel Petrus und Paulus und der hl. Jungfrau und Martyrerin Katharina. Man hat früher bisweilen²⁾ den im Gründungsbriefe erwähnten M i c h a e l B o r m a n n als ersten Rektor des Hospitals bezeichnet. Veranlassung zu diesem Irrtum gab die Jakob'sche Uebersetzung, die fälschlicherweise die Stelle „Legit . . . dictus testator . . . consules . . . et discretum dominum Michaellem Bormann Altaristam in Glywitz ac magistrum seu magistrum praedicti hospitalis . . . suos legitimos fidei commissarios“ übersezte: „Es erwählte . . . der genannte Testator . . . die Konsuln zu seinen Bevollmächtigten . . . und den hochwürdigen Herrn Michael Bor-

¹⁾ eingeleitet im Lib. curr. 1700—1740 Pfarrarchiv Merseburger, Gleiwitz.

²⁾ Rietsche, Chronik von Gleiwitz, Gleiwitz 1886, S. 109.

mann, Altaristen in Gleiwitz, zum Rektor des Hospitals“. Die richtige Uebersetzung lautet: „Es erwählte . . . der genannte Testator . . . die Konsuln . . . und den hochwürdigen Herrn Michael Bormann, Altaristen in Gleiwitz, desgleichen den (ersten) Rektor des Hospitals . . . zu seinen Bevollmächtigten“. Die vorige Uebersetzung wäre schon deshalb widersinnig, weil ja erst im weiteren Wortlaut der Urkunde den Konsuln das Recht erteilt wird „die jedesmal nötigen und geeigneten Rektoren des Hospitals zu wählen“. Außerdem steht im Konfirmationsbriefe schwarz auf weiß zu lesen, daß *Andreas*, weiland Pleban von Oderberg, die Altaristenstelle erhielt. Es liegt kein Grund vor, hier an eine Degradation des Geistlichen zu denken, vielmehr entsprach es durchaus der damaligen Sitte, daß alternde oder sonst inhabile Pfarrer, mit einem Altar beehrt, an diesem ihr Leben beschloffen.¹⁾ Ueber die Größenverhältnisse der ersten Kapelle, die sich unter demselben Dach wie das Hospital befand, ist uns nichts Näheres bekannt. Die Angaben des Visitationsberichts 1679: „Die Kapelle, mit 3 Altären und 4 Fenstern, ist 27 Ellen lang und 14 Ellen breit“,²⁾ werden wohl erst bei der nach dem Brande 1601 neuerbauten Kapelle zugezogen haben. Dem Willen des Stifters entsprechend sollte an den Festen St. Trinitas und Dedicatio (Kirchweihfest) eine hl. Messe gesungen, am Feste der hl. glorreichen Jungfrau Maria (Mariä Himmelfahrt) und am Feste des hl. Apostel Bartholomäus eine solche gelesen werden. Bischof Wenzeslaus ordnet außer den vorgenannten 2 Cantata 3 stille hl. Messen — ohne besonderen Termin — an. Auch die Zeit der Zelebration ist in beiden Dokumenten genau fixiert: „vor dem 2. Glockenpuls“³⁾ bezw. „zwischen dem 1. und 2. Glockenpuls“ der Pfarrkirche. Das Offertorium an den Festtagen St. Trinitas und Kirchweihfest wird stiftungsgemäß zur Hälfte dem Altaristen bezw. dem Hospital zugesprochen, das Offertorium der übrigen Tage gehört den Armen des Hospitals.

Aus dem Jahre 1424 haben wir eine Nachricht folgenden Inhalts: Herzog Kasimir von Auschwitz bekundet, daß er „gebrängt von der Not und zum Nutzen des Landes vom Altaristen Nikolaus Wokensad und den Konsuln als Verwesern des Hospitals und dessen Altars die bare Summe von 20 Mark Prager Groschen (Hospitalgelder) erkaufte für einen jährlichen Zins von

¹⁾ Gehne, Bistums Geschichte Breslau, Breslau 1860—68. III. S. 346.

²⁾ Jungnick, a. a. D. S. 100.

³⁾ Der erste Glockenpuls war offenbar das Angelukläuten am Morgen, der zweite das vom Mittag.

2 Mark in und auf sein Dorf „ffoitisdorff“ (= Richtersdorf), für dessen pünktliche Entrichtung zu Weihnachten „der Schulze, die Bauern und Kolonisten“ (scultetus, rustici et agricultores) haftbar seien. Zur größeren Sicherheit „verpflichten sie sich, bei Nichtinnehaltung des Termins die Strafe der Exkommunikation und des Interdikts auf sich zu nehmen“.¹⁾

Leider kam wenige Jahre darauf schweres Unheil über Gleiwitz. Am 17. April 1430 fiel die Stadt in die Hände der Hussiten.²⁾ Nach dem Bericht des Chronisten Martin von Volkenhayn³⁾ ist der Ort damals „ausgezehrt, ausgeheert und ausgebrannt“ worden. Ganz so schlimm wird's doch nicht gewesen sein. In seinem eignen Interesse wird der Führer der Hussiten, Korybut von Litauen, schonungsvoller gegen die Stadt vorgegangen sein. Hegte er doch den phantastischen Plan, ein großslawisches Reich mit der Hauptstadt Gleiwitz zu begründen! Nebenbei gesagt, dauerte die Hussitenherrschaft in Gleiwitz nur ein Jahr. Welches war das Schicksal des Hospitals in jenen Tagen? Bei der tollen Kirchenstürmerei⁴⁾ der Hussiten könnte man beinahe von einem Wunder sprechen, wenn damals das Hospital mit seinem „Altar“ ganz ohne Schaden geblieben wäre.

Die folgenden Jahre und Jahrzehnte wissen uns außer einigen Schenkungsbriefen nichts zu berichten. Am 29. Juni 1486 bestimmt der Edle Holi von Pomeczine auf Pilchowitz u. a. für den Altaristen von St. Trinitas eine halbe Mark jährlichen Zinses⁵⁾, dem Hospital überweist Johann Luczka 1475,⁶⁾ Hans Bloßchuch⁷⁾ und Hans Zaphiger⁸⁾ 1494, endlich Hans Hermann⁹⁾ 1502 die gleiche Summe. Im Jahr 1518 wurde das Hospital von Johann Czwicka mit einer halben Mark jährlich bedacht¹⁰⁾, 1593 von Johann Radobiczko mit 32 Groschen¹¹⁾. Im Jahre 1607 erfolgten zwei Schenkungen, 16 Groschen von Gregor Krofierer¹²⁾ und von der Witwe Dorothea Powanskowa 48 Gro-

¹⁾ lat. Urkunde Nr. 2 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

²⁾ Sigismund Rosicz in: Script. rer. Sil. Nr. XII, S. 48.

³⁾ in Script. rer. Sil. XII, S. 10.

⁴⁾ Grünhagen, Die Hussitenkämpfe der Schlesier 1420—1435. Breslau 1875, S. 99 ff.

⁵⁾ lat. Urk. Nr. 8 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁶⁾ lat. Urk. Nr. 6 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁷⁾ lat. Urk. Nr. 9 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁸⁾ lat. Urk. Nr. 10 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

⁹⁾ lat. Urk. Nr. 12 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

¹⁰⁾ lat. Urk. Nr. 15 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

¹¹⁾ böhm. Urk. Nr. 31 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

¹²⁾ böhm. Urk. Nr. 33 — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

schen, die sie für 30 Taler Landesmünze erstanden hatte¹⁾). Des Interesses wegen wird hier einer dieser Briefe, und zwar der letzte, wiedergegeben:

„Ja Lorentz Regula ten tzas Przysaczny foyt Hanus Rosser, Berzyk Kroker, Chrystoff Postrzyhacz, Stanislaw Dzierzek, Lorentz Mistek, Walentin Husy a Bartoss Labutzky Przysazni Lawnitzy Miasta Hliwitz Wyznawame tymto listem przedewssemi obecnie Kterak jest przed zahajene Saud Dorothea Powanskowa Przuostala wdowa po Nebosstyka Jana Powanske Puolu Sausedana nasse przedstupila a z dobrym Rosmyslem vzywage dobreho Rozumu Wyznala zie jest dobrowolnie prawu a sprawiedliwie neysecz Przy-muczena Prodala Stereczete Osm grosse Plattu Roczniho za Trzy-tzett Talleruom Mencze w zemnie bierne za kazdy taller po 36 grosse Sleskich a w grosse po 12 hallerzy malych Na zahradni swey gdu St. Barbarze na Burkie z jedne Valentina Michalka a Matyssa Zyssky zahrad z strony druhe Narzeczonym Oppatronom Szpitale v Swathe Trojczce Przed Miastem Gliwiczych Rocznie na kazdy den krzysse Panie poczawsse od neyperw Przysslicheho ko pozytku a na wsseliake potrzeby Po wychowany Ubohich tedy sprawowali a dawali Jaktizby na ten czas jimenowany doczeteny Platt sprawo-wan a wydawan nebyl tehde narzeczeni Oppatronowie Wys jmeno-waneho sspitale Nyniesse a potumin buduatzy z Wuoli i Wiedo-mosti Purkmistrza a Raddy Miasta Gliwitz Nyniessych a Potumin buduatzych kdecztem zahradie budu moczy Przykroczyli a swy czynili y nechali yako swem vlastnym Wssakz na horze docztena Do-rothea Powanskowa jest sama sobie Potomkom a dczytelom Zach-rad Przustawila kdyby ona a Neb Potomczy jeji a dczetele ten Zahrady takowy Platt wyplatili a Nahorze Psan a Summa Hlawny polozyli Przemohly je to jm jej a zyczene byly ma bez wsseliaki Przekazky — tomu na Swiedomi a Pro lepssy teho Pamiet a wstalo ktomto Listu Poczett nassy Lawniczzy z Nassem wssech jistem Wie-damin zse przywiesely daly dan a psan w Miestu Gliwiczych we Stwrtek po St. Dorotie Pannie Letha Panie Tysiczeho Ssesteho Sedmeho Poczitajech.“

Die Uebersetzung lautet: „Ich Lorenz Regula, derzeitiger geschworener Vogt, Hans Rosser, Berzyk Kroker, Christoph Postrzyhacz, Stanislaus Dzierzek, Lorenz Mistek, Walentin Husy, Bartholomäus Labutzky, geschwo-

¹⁾ böhm. Urk. Nr. 34. — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz.

rene Schöffen der Stadt Gleiwitz: tun kund mit diesem Briefe vor allen, wie zu uns kam zum gehegten Ting Dorothea Powans = slowa, Witwe nach dem verstorbenen Johann Powanske, unsre Feld = nachbarin, und wohlgesinnt, wohlbedacht und mit klarem Verstand be = kannte, daß sie verkauft habe freiwillig, recht, redlich und unbezwungen 48 Groschen jährlichen Zinses für 30 Taler Landesmünze, jeder Taler zu 36 Groschen Schlesiſch und jeder Groschen zu 12 kleinen Hel = lern auf dem Garten bei St. Barbara bei der Brücke, von der einen Seite am Garten des Valentin Michalik, von der anderen an dem des Matthias Zysset, den ehrbaren Verwesern des Spitals, gelegen, zahlbar auf jeden Tag des hl. Kreuzes des Herrn, angefangen vom nächsten zukünftigen, und zum Nuß, jeglicher Bedürfnis und Unterhaltung der Armen gegeben und überwiesen habe. Wenn jedoch der Zins zur ge = nannten Zeit nicht gegeben und überwiesen werden sollte, so mögen die ehrbaren Verweser des Spitals, die jetzigen und zukünftigen, mit Wil = len und Wissen des Bürgermeisters und Rates der Stadt Gleiwitz, der jetzigen und zukünftigen, sich am gedachten Garten schadlos halten dür = fen und mit ihm tun und lassen, als wäre es ihr eigener. Jedoch hat sich die obengenannte Dorothea Powanskowa vorbehalten, für sich, ihre Nachkommen und Erben des Gartens, wenn sie oder ihre Nachkommen oder die Erben des Gartens solchen Zins ausbezahlen und die obenge = nannte Hauptsumme erlegen, so soll man ihnen dies gönnen, ohne jegliche Schädigung. Zu Urkund dessen und zum besseren und dauern = den Gedächtnis haben wir diesem Brief unser Schöffensiegel mit all unserm Wissen anhängen lassen. Gegeben und geschrieben in der Stadt Gleiwitz am Donnerstag nach dem Tage der hl. Jungfrau Doro = thea im Jahre des Herrn 1607, wie man zählet.“

B. In der Reformationszeit.

Wohl die denkwürdigste aller Denkwürdigkeiten aus der Ge = schichte von Gleiwitz ist die Belagerung der Stadt durch die Dänen i. J. 1627.¹⁾ Damals ist sowohl das Franziskanerkloster als auch das Hospital verschont geblieben. Dagegen war letzteres i. J. 1601 ein Raub der Flammen geworden, die die ganze Stadt mit dem Rat = haus, Archiv, Kirchendach und 27 Vorwerken in der „weißen“ Vor = stadt verzehrten.²⁾

¹⁾ Oswald Bötkel wies nach (s. „Dänen vor Gleiwitz“ im Gleiwitzer Jahr = buch 1927, S. 100 ff), daß diese Belagerung nicht 1626 (s. Kufowka a. a. O. S. 39 ff), sondern erst Anfang 1627 erfolgte.

²⁾ R. Kufowka, a. a. O. S. 37 ff.

Genauere Angaben über das Hospital und seine Kapelle verdanken wir dem Visitationsbericht 1679. Danach besitzt die Kapelle, die 27 Ellen lang und 14 Ellen breit ist: 4 Fenster, 3 neu-staffierte Altäre, 1 Kelch, 2 Portatilien (= tragbare Altarsteine), 1 Missale, 2 Kaseln (weiß und schwarz), 6 Leuchter, 4 Altardecken, 2 Korporalien, 2 Purifikatorien, 2 Alben, 2 Bursen, 3 Kelchvelen, 5 Tücher und 1 Glöckchen. „Propst“ des Hospitals ist der Vikar Carpentarius, „Administrator“ der Konsul Christoph Foltek in Verbindung mit den Bürgern Martin Suchy und Johann Mintus. Das Hospital beherbergt 3. St. 7 arme Personen. An Kapitalien stehen aus: Fleischbankzins: 1 Taler 30 Groschen und einhalb Stein Unschlitt, vom Magistrat: 18 Taler, vom Scholzen in Czehowitz: 18 Taler und von der Gemeinde Czehowitz: 18 Taler. Der Vikar Carpentarius zelebriert in der Kapelle einmal monatlich und empfängt von der Stadt jährlich 5 Taler.¹⁾ Im Protokoll des Jahres 1687²⁾ wird festgestellt, daß im Hospital — gemäß der fürstlichen Foundation³⁾ — eigentlich 13 Arme aufgenommen werden sollten, wegen der Nachlässigkeit der Zensiten wohnten daselbst aber nur 9 Arme. Ebenso sollte nach dem Tenor der Stiftungsurkunde „Der oberste Inspektor“ ein Mitglied des Senats (= Ratskollegium) sein, de facto fungierte aber als solcher Johannes Repentinus (scheinbar ein einfacher Bürger).

Am 18. August 1711 verwüstete ein furchtbares Unwetter die Stadt und zerstörte zahlreiche Scheunen, desgleichen Fischbehälter in Richtersdorf. Kaum einen Monat später, am 19. September 1711, brach ein neues, noch entsetzlicheres Unglück über die schwergeprüfte Stadt herein. Ein ungeheurer Brand machte die Stadt geradezu dem Erdboden gleich, ließ von der Allerheiligenkirche nur die Grundmauern stehn und äscherte auch das Hospital ein. Gleiwitz konnte sich jahrzehntelang von diesem Schlage nicht erholen, die Stadtkasse war völlig erschöpft. Nur ganz langsam wurde die Stadt wieder aufgebaut.

Im Jahre 1721 wurde am Hospital gearbeitet.⁴⁾ Wiederholt lichen sich die verarmten Bürger Hospitalgelder. So stellt

1) Jungnitz, a. a. O. S. 100 — Die monatliche Messe war ein fundiertes Requiem für den Prälaten Scodoniüs, der hierfür 1000 Taler hinterlassen hatte. (Reg. prov. Sic. Sen. Gl. — Pfarrarchiv Allerheiligen, Gleiwitz).

2) Jungnitz, a. a. O. S. 400.

3) Diese Bemerkung bestätigt aufs neue unsere Annahme, daß außer der Stiftungsurkunde noch andere wichtige Dokumente, die unbekannt sind, seiner Zeit vorhanden waren.

4) Acta hosp. ad S. Crucem Nr. 1, Pfarrarchiv St. Peter-Paul, Gleiwitz. (Warum auf dem Altendeckel das Hospital „zum hl. Kreuz“ benannt ist, ist unbekannt.)

Simon Blassczynf 1725 einen Schuldschein aus, wonach er vom „Provisor“ des Spitals Kaspar Secula 40 Taler schles. Kirchengelder von St. Trinitas empfangen habe. Am Termin St. Johannes Baptista wolle er 1 Taler 28 Gr. Zinsen zahlen, „so Gott ihm helfe“ (Gdi Mie Bog pomoze)¹⁾. Schon vorher, nämlich 1716, leiht sich Georg Dubiel 10 Taler Spitalgelder zu 16 Gr. Zinsen. „Da er selbst nicht schreiben kann“, leistet Michael Spyra für ihn die Unterschrift.²⁾ Einen weiteren Schuldschein finden wir am 14. Mai 1742 von Thomas Uher und seiner Ehefrau Veronika über 20 Taler vor.³⁾ Im selben Jahre nimmt auch die Bäckerinnung „vom Pfarrer und dem Provisor von St. Trinitas“ ein Darlehn von 20 Talern zu 6 Prozent auf.⁴⁾

Aus diesem Jahrhundert sind nur zwei Schenkungsurkunden bekannt. Am 8. Februar 1705 befundete Anna Maria Kogoiska, geb. Ocikowna, daß sie dem Spitalinspektor Lorenz Walter „zur Ehre Gottes und für die notwendigsten Bedürfnisse der Armen 20 Taler gestiftet habe“ (zem dala i daie zmocnienie Maistremu o Mandremu y Oppatronemu Panu Laurenzowi Walterowi na ten czas Spolu raddniemu a Inspectorowi Spitala Sw. Troyce do odebrania na ten Spital Gliwicki piniedzy mianowicie na neypilnieysze y Ubocze potrzeby tegohs te Spitala).⁵⁾ Nach der zweiten Urkunde, vom 20. Mai 1740, schenkt Valentin Bogik dem Spital 30 Taler. Hiervon sind 10 Taler für ein „Türmchen“ (na wypraweney tamteczny wiezkij applicirowane) und 20 Taler für das Haus bestimmt. Der Stifter wünscht aber, „daß die Insassen sich treu, bescheiden und ehrlich führten, keine Klatschen machten (!) und dem 1. Vikar als Inspektor des Hauses, wie dem „Provisor“ Ehrfurcht entgegen brächten.“⁶⁾ Dieses Schriftstück ist unter anderen auch vom Stadtpfarrer Gregor Wilhelm Sczuka unterschrieben und gesiegelt.

C. Beginn der preußischen Herrschaft.

Mit dem Eintritt des preußischen Regimentes wurde der kirchliche Einfluß auf das Hospital immer schwächer. Zwar fanden in der Kapelle, nach wie vor, die fundationmäßigen Gottesdienste statt, aber alle sonstigen Verwaltungsangelegenheiten wurden mehr und mehr Monopol der Stadt, deren Oberhaupt von jetzt ab protestantisch war.

¹⁾ Acta hosp. ad S. Crucem — Pfarrarchiv St. Peter Paul, Gleiwitz. 1. c. Nr. 2.

²⁾ 1. c. Nr. 3.

³⁾ 1. c. Nr. 5.

⁴⁾ 1. c. Nr. 7.

⁵⁾ 1. c. Nr. 8.

⁶⁾ 1. c. Nr. 9.

Da die Finanzen von Glewitz seit jeher sehr im Argen lagen, wurden die Hospitalgelder wiederholt leihweise herangezogen. 1750 betrug diese Schuld 800 Taler; außerdem besaß das Hospital einen Garten, mehrere Wiesen und Felder. Da nur 8 Weiber dort Aufnahme fanden, mußten die übrigen armen Leute sich durchs Betteln ernähren.¹⁾

Zu Beginn des 17. und 18. Jahrhunderts hatte ein Brand das Hospital vernichtet, leider stand auch über dem Beginn des 19. Jahrhunderts ein Unglücksstern. Als am 2. April 1813 in der Beuthener Vorstadt 40 Häuser und 44 andere Gebäude einem großen Brande zum Opfer fielen, wurde auch das Hospital mit seiner Kapelle zerstört. Während man nachher das Hospital wieder aufbaute, sah man von einem Neubau der Kapelle ab. An Stelle der in der Nacht zum 1. August 1834 niedergebrannten Hospitalstallungen wurde im Laufe des Frühjahrs 1835 ein „Städtisches Krankenhaus“ erbaut.

Erst 1836 wurde der Neubau der Trinitatiskirche in Angriff genommen. Hierbei scheint es zu Differenzen zwischen dem Magistrat und Stadtverordnetenkollegium gekommen zu sein. Die Kgl. Regierung von Oppeln schreibt nämlich an den Magistrat: „Der Beschluß des Stadtverordnetenkollegiums daselbst in betreff des Neubaus der Hospitalkapelle vom 1. Juni v. J. ist zwar insofern nicht zu beachten, als er den Bestimmungen der Stiftungsurkunde entgegenläuft, doch können wir auch nicht mit der vom Magistrat beibehaltenen Ansicht uns vollständig verständigen. Wir machen dem Magistrat zur Pflicht, den Kapitalsbestand des Hospitals nicht anzugreifen, wobei wir uns überhaupt eine spezielle Revision des dortigen Hospitalwesens vorbehalten, bis wohin der Magistrat dasselbe möglichst zu regulieren sich befleißigen mag.“²⁾ Diesem Schreiben ist auch eine Bauzeichnung des Regierungs-Bau-Referendarius Mischke nebst Kostenanschlag für die neue Kirche beigelegt. Bereits am 13. Juli 1836 ersuchte der Magistrat den damaligen Stadtpfarrer Thalherr, am folgenden Tage die Weihe des Grundsteins vorzunehmen, und am 12. September 1837 wurde der Turmknopf aufgesetzt. Da kein Altar vorhanden war, wandte sich am 10. April 1838 der Magistrat schriftlich an das General-Bitariats-Amt Breslau mit der Bitte, „es möge gestattet werden, daß der St. Josef-Altar der Gymnasialkirche, welcher dort ganz überflüssig sei, ja bloß zur Verengung des Kirchenraumes diene, nach der St. Trinitatiskirche übertragen und die Einsegnung bezw. Weihe derselben durch den

¹⁾ Urbarium 1750 — Stadtarchiv Gleiwitz.

²⁾ Acta betr. Hospitalkirche Nr. 76 — Pfarrarchiv St. Peter-Paul, Gleiwitz.

Stadtpfarrer Haensel erfolge“.¹⁾ Nachdem die Genehmigung aus Breslau eingetroffen war, weihte Pfarrer Haensel die Kirche am 29. Juni 1838, am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus, ein.

Zum Schluß fügen wir noch das Inventarverzeichnis der Trinitatiskirche vom 11. Juni 1848²⁾ bei: 1) ein Altar mit zwei Bildern, 2) ein hölzerne Kanzel, 3) zwei graue Bänke zum Knien (wahrscheinlich die Kommunionbank), 4) drei kurze Bänke an der Kanzel, 5) vier Sitze am Fenster, 6) ein Sitz an der Schödon'schen Seite, 7) zwei Bänke im Gange, 8) acht lange Bänke, 9) eine Lampe vor dem Altar, 10) im Innern ein großes und ein kleines Bild, 11) drei Kanontafeln, 12) zwei hölzerne Leuchter, 13) sechs Stück Wachsterzen, 14) vier zimmerne Leuchter, 1) ein kleines Kruzifix, 16) zwei Blumengefäße, 17) ein hölzerner Tabernakel, 18) eine Altardecke nebst Unterlage, 19) ein hölzernes Tischchen, 20) eine Glocke mit Riemen, 21) ein blecherner Weihessel.

II. Abschnitt: Von 1872 bis heute.

1. Die Ueberweisung der Kirche an die Altkatholiken.

Am 6. April 1872 konstituierte sich in Gleiwitz ein „altkatholischer Verein“, der sich am 10. Juli an den Bürgermeister Leuchert wandte und ihn bat, die Trinitatiskirche bis auf Weiteres den Altkatholiken zu übergeben, „die sich in einem offenbaren Notstande befänden, weil sie einerseits noch nicht in der Lage seien, eine Gemeinde für sich zu bilden, also auch nicht die staatliche Hilfe bezüglich der Auseinanderlegung des Kirchenvermögens in Anspruch nehmen könnten, . . . andererseits nicht beanspruchen könnten, daß etwaige kirchliche Akte von der protestantischen Geistlichkeit verrichtet werden“.³⁾ Der Bürgermeister hielt sich aufgrund der falschen Jakob'schen Uebersetzung („consul“ = „Bürgermeister“) ohne weiteres für berechtigt, über die Hospitalkirche frei zu verfügen, nachdem er — aus dem nämlichen Grunde — bereits i. J. 1863 die Hospitalverwaltung aus den Händen des Magistrats in eigene Leitung übernommen hatte. Die Trinitatiskirche schien für die Zwecke der Altkatholiken wie geschaffen und mußte ihnen als entbehrlich für die Katholiken erscheinen, zumal seit dem Jahre 1870 außer zwei feierlichen Gottesdiensten an St. Trinitas und am Feste Peter-Paul keine Fundationsmessen daselbst perfolviert wurden.

¹⁾ a. a. O. Nr. 26.

²⁾ Acta betr. das Hospital, Stadtarchiv Gleiwitz.

³⁾ Acta betr. die Hospitalkirche, Stadtarchiv Gleiwitz.

So verfügte Bürgermeister Teuchert die Ueberweisung der Kirche an die Altkatholiken. Die förmliche Uebergabe fand am 16. August 1872 statt. Das Protokoll wurde unterzeichnet vom Bürgermeister, der seine Unterschrift mit dem Zusatz leistete: „qua stiftungsgemäßer Patron und Verwalter des hiesigen Hospitals ad St. Trinitatem und der dazugehörigen Kapelle“, und einer altkatholischen Deputation mit dem Pfarrer Kaminski aus Kattowiß. Letzterer verpflichtete sich „eventuell sämtliche stiftungsmäßigen Funktionen in der gedachten Kirche zu übernehmen“ und hielt am 6. Oktober 1872 daselbst den ersten altkatholischen Gottesdienst ab. Scheinbar erwartete man Störungen seitens der Katholiken, weil eigens Polizisten aufgeboten waren und in der Kaserne die Ulanen in Warmbereitschaft standen.

Die Befürchtungen erwiesen sich indessen als unbegründet, denn der Pfarradministrator Biernacki hatte die Gläubigen am selben Tage in einer eignen Kanzelvermeldung dringend gebeten, eine ruhige Haltung zu bewahren.¹⁾ Andernseits erließ das Pfarramt „Allerheiligen“ am 20. Oktober einen Protest an den Magistrat. Zunächst wurde festgestellt, daß von 1409 bis 1863 die Verwaltung des Hospitals in den Händen des Magistrats lag, wie auch im Stiftungsbriebe das Patronatsrecht den „consules“ (d. h. Ratsherrn — nicht aber Bürgermeistern) übertragen war. Hierauf wird das Patronatsrecht näher definiert. Es sei kein unbeschränktes Dispositionsrecht über die Hospitalkirche. Mit dem Patronat sei die Präsentation des Geistlichen verbunden. Wem sei Pfarrer Kaminski präsentiert worden (vgl. A. L. R. Tit. 11 Teil II), von wem habe dieser die kirchliche Bestätigung erhalten? Bisher habe die Kirche unbestritten der Pfarrgemeinde „Allerheiligen“ zum gottesdienstlichen Gebrauche gedient. Deshalb fordere sie die Kirche zurück.²⁾

Bemerkenswerterweise spricht der Bürgermeister in seinem Antwortschreiben zum ersten Male von einer Mitbenutzung der Trinitatiskirche durch die Altkatholiken. Es folgte nun ein umfangreicher Schriftwechsel zwischen dem Pfarramt Allerheiligen, dem Magistrat Gletwiß, der Kgl. Regierung von Oppeln und dem Fürstbischof von Breslau. Der Bürgermeister verteidigte der Kgl. Regierung gegenüber seinen Standpunkt, indem er wiederum die „consules“ der Stiftungsurkunde als „Bürgermeister“ bezeichnet und auch die (allerdings von ihm mißverständene) Jurisdiktionsentziehung des Pfarrers Niko-

¹⁾ R. Kufowka, a. a. O. S. 93.

²⁾ Acta ber. die Hospitalkirche Nr. 9 — Pfarrarchiv St. Peter-Paul, Gletwiß.

laus Wolf i. J. 1409 anführte. Die Trinitatiskirche sei 1836 ohne Unterstützung des Fürstbischofs und Pfarrers erbaut worden. Aufgrund des ihm rechtlich zustehenden Patronatsrechtes habe er sich nicht nur für berechtigt sondern sogar für verpflichtet gehalten, den Altkatholiken die Kirche zu überweisen, weil diese die eigentlichen Glaubensgenossen des frommen Stifters seien, der 1409, in einer Zeit lebte, in der das neue Dogma des Papstes Pius IX. (d. h. der Unfehlbarkeit des Papstes) noch ganz unbekannt war. Die Kgl. Regierung in Oppeln wies im Sinne des Gleiwitzer Bürgermeisters den Fürstbischof mit seiner Beschwerde ab und stellte ihm anheim, einen Zivilprozeß anzustrengen. Nach dem Gutachten eines Rechtsanwaltes wurde hiervon Abstand genommen, weil die Klage wahrscheinlich an der Formfrage gescheitert wäre, wer zur Anstellung der Klage legitimiert sei.

Fast gleichzeitig mit dem Pfarramt Allerheiligen hatten sich im Oktober 1872 einige kath. Magistratsmitglieder über das eigenmächtige Handeln des Bürgermeisters bei der Kgl. Regierung beschwert und das Patronatsrecht über das Hospital für den Magistrat beansprucht. Den Beschwerdeführern ging es nicht besser als dem Fürstbischof. Sie ließen es jedoch nicht hierbei bewenden, sondern riefen die Entscheidung des Kgl. Oberpräsidiums von Breslau an. Dieses ersuchte den Kgl. Staatsarchivar Prof. Dr. Grünhagen um ein Gutachten über das Wort „consul“ in der Urkunde von 1409. Dieses Gutachten lautete: „Der Ausdruck consules in der Urkunde von 1409 kann nach dem unzweifelhaften Sprachgebrauch nur mit „Ratsherren“ resp. „Ratsmännern“ übersetzt werden. Der Ausdruck „consul“ für „Bürgermeister“ wäre in einer schlesischen Urkunde des Mittelalters unerhört. Der „Bürgermeister“ heißt lateinisch: magister civium, seltener magister consul, wohl auch proconsul (vgl. Stenzels Einleitung zur „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte“, S. 232 ff). Aber auch der Wortlaut der erwähnten Urkunde von 1409 würde eine Uebersetzung von „consules“ mit „Bürgermeistern“ nicht zulassen. Denn wenn man auch bei der ersten Erwähnung der „consules“ den Plural so zu erklären versuchen wollte, daß man den damaligen Bürgermeister und dessen Nachfolger damit gemeint glaubt (was übrigens, beiläufig gesagt, der sonstigen Praxis in Urkunden nicht entsprechen würde), so könnte doch diese Deutung unmöglich Anwendung finden in dem letzten Teile der Urkunde, wo es bei Erwähnung der Abfindung des plebanus heißt: „praedicti consules dederunt“, da hier entschieden von einer einmaligen Handlung die

Rede ist, deren Urheber eine Mehrheit der damaligen consules, d. h. der Ratsherren, waren.“¹⁾)

Durch dieses Gutachten wurde das Kgl. Ober-Präsidium veranlaßt, die Vorentscheidung der Kgl. Regierung von Oppeln aufzuheben und den Bürgermeister Teuchert am 5. März 1873 zu beauftragen, die Hospitalverwaltung wieder in die Hände des Magistrats zurückzugeben. Anfänglich trug man sich mit dem Gedanken, gegen diese Entscheidung Rekurs beim Kgl. Ministerium in Berlin zu erheben, schließlich wurde aber der Befehl des Kgl. Ober-Präsidiums zu Breslau ausgeführt. Am 17. April 1873 erfolgte die Uebergabe der Hospitalverwaltung an den Magistrat und das Hospitalvermögen mit 244 Reichstalern 1 Silbergroßchen in bar und 9470 Reichstalern 3 Silbergroßchen 9 Pfennig in Depositen wurde von letzterem übernommen. Das Magistratskollegium (die beschwerdeführenden kath. Mitglieder waren inzwischen abgelöst worden) erteilte nachträglich seine Genehmigung zu allen Beschlüssen des Bürgermeisters hinsichtlich des Hospitals. Damit blieb auch die Trinitatiskirche nach wie vor im Besitze der Altkatholiken.

Auf dem durch den Kgl. Landrat, Graf Strachwitz am 16. Juni 1874 anberaumten öffentlichen Termine gaben 92 selbständige Personen aus Gleiwitz und 13 aus der Umgebung ihre Beitrittserklärung zur Altkatholischen Gemeinde (im ganzen 230 Seelen) Gleiwitz ab. Darauf erteilte der Ober-Präsident von Schlessien am 4. Juni 1875 die staatliche Anerkennung. Die höchste Seelenzahl erreichte die hiesige Gemeinde nach der am 1. Januar 1875 erfolgten Vereinigung mit der Groß-Strehlitzer Gemeinde. Damals zählte man hier insgesamt 450 Altkatholiken. Seitdem ging die Seelenzahl dauernd zurück und war im Jahre 1920 auf 92 Personen — die Auswärtigen mitgerechnet — zusammengeschrumpft.

Der erste altkatholische Seelsorger war Pfarrer Kaminski aus Rattowitz. Nach seinem Weggang nach Koblenz (1876) erfolgte die seelsorgliche Betreuung teils von Breslau, teils von Meisse, teils von Rattowitz. Hier sind die Herren: Prof. Dr. Weber, Struvsberg, Kanonikus Baron von Richthofen, Herter, Wollowski, Müller zu nennen. Im allgemeinen fanden die Gottesdienste allmonatlich, unter Baron von Richthofen zeitweise allwöchentlich statt. Wiederholt erschien auch Bischof Dr. Reinkens zur Spendung der Firmung, am 28. September 1878 wurde ihm hierfür die evangelische Kirche zur Verfügung gestellt.

¹⁾ Acta betr. das Hospital, Stadtarchiv Gleiwitz.

2. Die Rückgabe an die Katholiken im Jahre 1922.

Angeichts der minimalen Seelenzahl der Altkatholiken und der völligen Unzulänglichkeit der katholischen Pfarrkirchen, sah sich der Stadtpfarrer Brilka am 20. August 1920 veranlaßt, in einem Gesuche an den Magistrat die Trinitatiskirche zurückzufordern.

Eine vom Vorsitzenden der altkatholischen Gemeinde vorgeschlagene „Mitbenutzung“ der Hospitalkirche konnte nicht angenommen werden. Der Schriftwechsel zwischen dem kath. Pfarramt Allerheiligen, der altkatholischen Gemeinde, dem Magistrat Gleiwitz, der Regierung von Oppeln und dem altkatholischen Bischof hatte eine Entscheidung zur Folge, die im Sinne der Katholiken war. Genau so wie die kgl. Regierung vor 50 Jahren stellte sich die jetzige Regierung auf den Standpunkt, daß es sich hierbei um eine privatrechtliche Angelegenheit handle, die völlig dem Gutdünken des Magistrats unterliege und höchstens auf dem Wege eines Zivilprozesses angefochten werden könne.

Am 22. März 1921 wurde folgender Magistratsbeschuß gefaßt: „Auf den Antrag des kath. Pfarramtes „Allerheiligen“ beschließt der Magistrat als Verwalter des Hospitals ad St. Trinitatem, daß die Benützung der dem Hospital gehörigen Trinitatiskirche allein der röm.-kath. Kirche und der röm.-kath. Kirchengemeinde der Stadt Gleiwitz eingeräumt wird, unter Aufhebung der Verfügung des Bürgermeisters Teuchert vom 16. 8. 1872 und des diese Verfügung billigenden Magistratsbeschlusses vom 3. 4. 1873, sodas das damals der alt-katholischen Gemeinde eingeräumte Benützungsrecht an der Kirche widerrufen wird und in Wegfall kommt. Für diesen Beschluß des Magistrats ist maßgebend, daß die erwähnte Verfügung des Bürgermeisters Teuchert im Widerspruch steht mit der Stiftungsurkunde und insbesondere über das dem Magistrat eingeräumte Patronatsrecht insoweit hinausgeht, als nicht bloß ein anderer Geistlicher mit der Funktion in dieser Kirche beauftragt, sondern die Kirche einer anderen Religionsgemeinschaft zugewiesen wurde, ferner daß der röm.-kath. Bevölkerungsanteil der Stadt Gleiwitz, der über 80 % der Gesamtbevölkerung ausmacht, infolge der für ihn bestehenden drückenden Kirchennot dieser Kapelle dringend bedarf und schließlich, daß für die altkatholische Gemeinde in Gleiwitz, die aus 92 Mitgliedern besteht (von denen noch zwei Familien außerhalb wohnen) das Bedürfnis nach einem so großen Raum für gottesdienstliche Handlungen, wie es die Hospitalkirche ist, nicht vorhanden ist.“ Der Regierung von Oppeln gegenüber betonte der Magistrat den privatrechtlichen Charakter dieser Entscheidung. Da

der altkatholischen Gemeinde durch die Verfügungen von 1872 und 1873 nur das Benutzungsrecht, und zwar unentgeltlich und auf unbestimmte Zeit, zugestanden worden war, sei das Rechtsverhältnis als „Leihe“ zu betrachten. Deshalb könnte dieses Recht jederzeit wieder aufgehoben werden. Die Altkatholiken könnten sich auch nicht darauf berufen, daß sie durch „Ersizung“ ein immerwährendes Recht auf die Benützung der Kirche erworben hätten. Eine „Ersizung“ könne nur dann erfolgen, wenn das zu ersizende Recht im Widerspruch stehe zum Eigentumsrecht und dem Willen des Eigentümers und so ausgeübt werde. Niemals aber könne ein Recht durch Ersizung erworben werden, wenn es vom Eigentümer selbst eingeräumt war. Uebrigens hätten kirchliche Gemeinden keinen Anspruch darauf, von der Gemeinde durch Ueberweisung einer Kirche oder eines Versammlungsraumes unterstützt zu werden.

Nachdem die Altkatholiken daraufhin verzichtet hatten, den Weg des Zivilprozesses zu beschreiten, wurde Ende Januar 1922 die Trinitatiskirche vom Stadtrat Dr. Schäfer in Gegenwart des Mitgliedes des Stadtverordnetenkollegiums, Stadtoberinspektors Prohaska, dem Pfarrer Jaglo, zu dessen Pfarrbezirk das Hospital gehört, übergeben. Pfarrer Jaglo ließ das Kirchlein bald darauf in Stand setzen. Das Innere wurde stimmungsvoll ausgemalt, die Bänke erhielten eine geeignetere Anordnung. Während das Harmonium früher inmitten der Bänke stand, wurde es jetzt viel günstiger in die Nähe des Einganges gerückt und die Kanzel, die viel Raum beanspruchte, ganz entfernt. Zahlreiche Wohltäter trugen ihr Scherflein für die Renovation der wiedergewonnenen Kirche bei, und dank der reichen Spenden konnte Pfarrer Jaglo einige Paramente anschaffen.

Am 13. Juni 1923 nahm er im Auftrage des Fürstbischofs die Weihe des Kirchleins vor und feierte darauf unter Assistenz seiner Kapläne Dr. Korczok und Kukowka ein feierliches Levitenamt. Das von frommer Hand schön geschmückte Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Außer den kath. Mitgliedern des Magistrats und Stadtparlamentes waren Vertreter der kirchlichen Körperschaften und aller Vereine der St. Peter-Paul-Gemeinde erschienen. In seiner markigen Festpredigt bot Stadtpfarrer Brilka einen Rückblick und Ausblick. Da wurde wieder die Erinnerung an den frommen Stadtvogt Michael Billcator lebendig, der das Hospital vor mehr als 500 Jahren „nur um Gotteswillen“ gestiftet hatte.

Seitdem dient die Trinitatiskirche der Peter-Paul-Gemeinde zur Abhaltung verschiedener Andachten, u. a. für den regelmäßigen Taubstummen-gottesdienst.

207. Foly 207

Dente wird unter dem Königlichem General Privilegio des Herrn Heinrichs

in der hier antwo

Schauspieler.

unter der

des

aufgeführt:

senden Opern und
gesellschaft
Direction
Franz Riesam

Der Taubstumme.

oder

Der Abbe de l' Epere.

Ein historisches Drama in fünf Akten, von Dully. Aus dem Französischen übersetzt von Kogebue.



Personen.

- | | | |
|---|---|--------------------------------|
| Der Abbe de l' Epere | — | H. Ulrich. |
| Taluet, Graf Solar, Taubstummer etc. | — | Richard Theodor Dr. Schneider. |
| Darlemont, sein Vormund, und Oheim mütterl. der Seite | — | Dr. Seidt. |
| St. Anne, dessen Sohn | — | Dr. Hannig. |
| Mad. Fraval | — | Mad. Ulrich. |
| Advocat Fraval | — | Dr. Henrich. |
| Clementine,) Ihre Kinder | — | Mad. Riesam. |
| Düpe, ein alter Kammerdiener | — | Dr. Seidel. |
| Dübois, Darlemonts Kammerdiener | — | Dr. Müller. |
| Dominic, ein alter Diener der Familie Fraval | — | Dr. Kloß. |
| Mariane, Thütschers Wittwe, der Grafen Solar | — | Mad. Müller. |

Sanz Europa bewunderte viele Dichtungen, die welcher der musikalisch-entfremdete Geistliche der Taubstummen Judith & einen eben Tinsing, in den väterlichen Erbenseize, und der führenden Eindruck vor allem ein, den die es Stück auf allen Bühnen machte, die Kogebue's Genus, ein so edles Kunst darstellte.

Das Stück spielt in Toulouse.

Der Schluß hat sich kennt.

Preise der Plätze: Erster Platz 8 Hgr., zweiter 4 Hgr., dritter 2 Hgr.

Dieses wird um 6 Uhr beginnt. Der Anfang punkt 7 Uhr.
Für einzelartige sind Duzend Plätze für 3 Hgr., in meinem Logis zu haben.
Der Besuch auf dem Theater wird gebührend bedient.



Donnerstag, den 17. September 1829

wird von der

Gesellschaft des Königl. concessionirten Schauspiel-Directors

Franz Bonnot

aufgeführt:

Der feindliche Sohn.

Schauspiel in 4 Akten, von Arceste. (Fortsetzung des Schauspiels: „die Soldaten.“)

Personen:

Conventeur v. Schrankenau	Bonnot.
v. Schrankenau, sein Sohn, unter dem Namen: Hartboef,	
Lieutenant der feindlichen Chasseurs	Hr. Morohn
Hauptmann Braun	Hr. Eberhardt.
Emilie, seine Gattin	Dem. Schulz.
Feldprediger Braun, Vater des Hauptmann	Hr. Wulkow.
Oberst v. Böhm	Hr. Spahn.
Jeanette de Champhoul	Mad. Spahn.
Achutant	Hr. Hesselshwerdt.
Jels, ein alter Jmalde	Hr. Kudle.
Jube Moses	Hr. Schillbach.
Ein Unterofficier der feindlichen Chasseurs	Hr. Rosenmayr.
Hans, des Pastors Knecht	Hr. Stätyngr.
Deutsche und französische Soldaten.	

Da vor zwei Jahren das Schauspiel: „die Soldaten“ mit so ungemeinem Beifall aufgenommen, so glaube ich keinen Fehlgriff zu thun, obiges Schauspiel, die Fortsetzung der Soldaten, in die Scene zu bringen, und glaube einen genügenden Abend versprechen zu können.

Bonnot.

Dugend-Billets sind heute ungültig.

Preise der Plätze:

Erstes Parterre 8 Sgr. Zweites Parterre 5 Sgr. Letzter Platz 3 Sgr.

Der Anfang ist um 7 Uhr.

Die Gleiwitzer Schauspielsbühne

Eine soziologisch-historische Studie

Von Friedrich Kaminsky

Im Jahre 1787 ist der früheste für Oberschlesien nachweislich privilegierte Schauspieldirektor Johann Vogt aus Schweidnitz gestorben. Seine Gesellschaft und seine Nachkommen bildeten diejenige Schauspielertruppe, welche sich am längsten — über 120 Jahre — in Oberschlesien und Schlesien gehalten hat. Seine Kinder, die Geschwister Vogt, deren Direktion sich später Vogt und Groche nannte, berufen sich 1797 in ihren Privilegsge suchen darauf, daß ihr Vater schon seit 1764 in Schlesien spielte. Ein Nachkomme dieser Vogt'schen Geschwister hat um 1830 einen Schauspieler Thomas geheiratet, und noch 1870 und später kommt die Direktion Thomas nach Gleiwitz, um hier, wie es in den Bänden des „Oberschlesischen Wanderers“ aus dieser Zeit heißt, vor ausverkauften Häusern zu spielen. Der alte Johann Vogt scheint aber in ältester Zeit nicht direkt vom schlesischen Provinzialminister privilegiert worden zu sein, vielmehr war er ein Unterpächter der Breslauer Theaterdirektion von „Madame Wäfer“, wie diese Theaterunternehmerin immer in den Akten des Staatsarchivs genannt wird.

Wir müssen daher Vogt in den ganzen Theaterbetrieb der Zeit eingliedern, so wie er sich etwa zur Zeit des Todes Friedrichs des Großen darbot. Madame Wäfer hatte kraft ihrer sehr gefestigten und, wie wir sehen werden, einträglichem Privilegien zwei Theater inne, das zu Breslau und das zu Magdeburg. Ihr Privilegium lautete aber nicht nur auf die Hauptstadt Schlesiens allein, sondern auf die ganze Provinz. In Oberschlesien hat ihre Gesellschaft, die zeitweise auf der Höhe stand, aber nur in Meisse gespielt; sonst scheint sie ober-schlesische Städte nicht besucht zu haben. Wenigstens ist bisher nichts darüber aus den Akten hervorgegangen. Als sie gerade keine Direktion in Breslau führte, ließ sie hier eine Kin-der-

gesellschaft Constantini auftreten, und einem Skandalgerücht über einen angeblichen Kinderkauf (Mai 1786) verdanken wir eine ziemlich genaue Schilderung der damaligen Theaterlage in Breslau. So wie Constantini in Breslau mag sich Bogt auch außerhalb Breslau von der „Wäferin“ die Erlaubnis teuer erkaufte haben, hier eine Schauspielergesellschaft halten zu dürfen. Beide führten lebhaft Klage darüber, daß sie von der Madame ganz unverschämt ausgenutzt wurden. Wir sehen hier also laut Urkundeninhalt, der sich auf viele 100 Blatt erstreckt (Rep. 14 PA. IX Nr. 75 a, Vol. I—II, 75 d Vol. I ff), daß eine vermögende Dame, die früher einmal eine gute Schauspieldirektorin gewesen ist, von jeder Schauspielaufführung in den schlesischen Städten einen Verdienstpennig geschickt einzustreichen versteht.

In diesen für den allgemeinen Kulturstand Schlesiens ganz eigentümlichen Zusammenhang müssen wir uns nun die Truppe Bogt, später Bogt und Groche, hineindenken. Ob Bogt vor 1800 in Gleiwitz gespielt hat, steht noch nicht fest. Es ist eher zu verneinen als zu bejahen. Theaterzettel sind jedenfalls erst aus der Zeit nach 1829 für Gleiwitz vorhanden, es konnten auch vor 1826 in Gleiwitz keine solchen gedruckt werden. Je weniger das Auftreten von Bogt in Gleiwitz wahrscheinlich ist, um so eher aber das anderer Theatergesellschaften. Denn obwohl die Breslauer Oberamtsregierung mit der Konzessionierung von Schauspieltruppen sehr sparsam umging, meldeten sich doch immer wieder neue Gesellschaften an der Grenze Schlesiens an, die die Provinzstädte bespielen wollten. Es würde hier zu weit führen, alle aufzuzählen. Sie spielten meist zunächst ohne Konzession ganz kurze Zeit nur in den Grenzstädten Neustadt, Leobschütz, Ratibor, Pleß, Landeck, ev. auch in Reisse, mußten dann aber wieder zurück.

Einer Truppe aber gelang es, gerade für die oberschlesischen Städte und die Grafschaft Glatz Konzession zu erhalten, und wir begegnen gleich hier zum ersten Mal einem Namen, der auch sonst in der deutschen Kulturgeschichte dadurch Klang gewonnen hat, daß er im Weimarer Goethekreis wiederkehrt. Am 19. 6. 1775 hat der sich „deutscher Schauspieler“ nennende Christian Schulz*) in Ratibor um die eben erwähnte Spielerlaubnis, der in Troppau, dem Theater-

*) Christian Schulz war der Bruder jener Karoline Schulz-Kummersfeld, die Goethe in Leipzig besungen hatte. Sie spielt dann in Weimar eine Rolle und wurde hier auch Leiterin einer Mädchenschule. In den Ratsmädchengeschichten von Helene Böhlau wird sie öfters genannt.

Rangierpunkt für die wandernden Schauspielergesellschaften eine Truppe von 16 Personen zusammengestellt hatte und Schlesien bespielen wollte. Am 11. 8. 1775 wurde ihm gestattet, 3 Monate die Städte Oppeln, Ratibor, Neustadt, Reiffe, Leobschütz und Brieg zu bereisen. Ob er in allen Städten auch war, steht nicht fest. Auch Gleiwitz wird er nicht berührt haben, denn im Winter 1775/6 hat sich in Pleß der „Impresarius“ Philipp Andraſch aufgehalten, der ebenfalls eine Konzession (am 23. 3. 1776) beantragte. Da aber die in Pleß spielenden Gesellschaften in der Folgezeit auch meistens für Gleiwitz in Frage kamen, ist eher die Anwesenheit von Andraſch als von Schulz für Gleiwitz anzunehmen. Die Zahl von 16 Personen läßt auf eine leistungsfähige Truppe bei Schulz schließen, wie überhaupt die von Troppau aus nach Preußisch-Schlesien einfallenden Theatergesellschaften meist Niveau gehabt haben werden. War es doch noch die Zeit, wo jener auch von Lessing erwähnte Kampf der ernst zu nehmenden Schauspielkunst gegen die Stegreifkomödianten eben erst sich entschieden hatte. Und bei der Ausnahmestellung, die nicht nur Oberschlesien, sondern ganz Schlesien im Kulturleben der damaligen Zeit inne hatte, lag die Sache so, daß das Fehlen von mehreren sich in freiem Wettbewerb messenden Schauspielerektionen eine gewisse Theaterleere auf dem flachen Lande hervorrief, welche jeden, auch den primitivsten Schauspielversuch, rasch ins Kraut schießen ließ, wie die später in Schlesien vielfach nachweisbaren privaten Theatergesellschaften (Liebhaber Bühnen) beweisen (z. B. 1791 in Hannsdorf bei Reiffe).

Es hatte sich allmählich im Lande zur Zeit der Aufklärung, deren Schwingen schließlich auch an Oberschlesien nicht spurlos vorbeiräuschten, ein wahrer Theaterhunger eingestellt, dem die Regierung auch durch noch so sparsam erteilte Theaterkonzessionen nicht steuern konnte. So war Bogt, der ursprünglich nur Unterpächter von Wäſer war, bald selbst dazu gekommen, seine Konzession wieder weiterzuverpachten, was natürlich die Behörde als unstatthaft ansah, aber in Anbetracht des unbeständigen Aufenthalts der Schauspieler nicht immer abwenden, ja nicht einmal feststellen konnte. Allerdings mögen diese Unterpächter von Bogt nicht gerade über gute Kräfte verfügt haben. Zum Teil waren es aus Polen flüchtig gewordene, deutsche Gesellschaften, die um 1795 herum, wie z. B. Leopold Breßler in Tarnowitz, die kleinen Städte bereisend sich durch Preußen ins Oesterreichische, der Zufluchtstätte der Kunst, durchspielten. So manche der kleinen und kleinsten Gesellschaften mag damals Gleiwitz „mit-

genommen“ haben, allerdings für die damalige noch kleine Stadt ein Ereignis von Bedeutung.

Im 18. Jahrhundert wurde in Gleiwitz wahrscheinlich schon in einem Gasthaus Theater gespielt. Allerdings hatten die damaligen Gasthäuser keine Säle so wie heute, vielmehr wurden, wenn Raum genug vorhanden war, zwei Stuben des Wirtshauses als Bühne und Zuschauerraum hergerichtet. In Städten wie Reisse, Oppeln, Ratibor, wo Fürstenbesuche oder die Anwesenheit von höheren Beamten auf größere Lokalitäten drängten, spielte man allerdings im Rathause oder anderen Repräsentationslokalen. Theater- oder Musikvereine gab es vor 1800 in Gleiwitz scheinbar nicht. Früher mögen reisende Komödianten eine eigene Bühne improvisiert haben, vielleicht sogar auch im Freien. Jedoch läßt sich dies entsprechend der ganzen Theaterart im Ausgang des 18. Jahrhunderts auch für die kleineren Landstädte Oberschlesiens nicht mehr annehmen. Kulissen, Garderobe, Beleuchtungskörper und Musik brachte sich jede Gesellschaft mit. Eine größere legte Wert darauf, einen Souffleur nachzuweisen. Die Begleitmusik war oft sehr gering. Für jede Aufführung mußte der Direktor an die Kämmereikasse Steuern zahlen, etwa 5 Silbergroschen bis 1 Taler. Andere Abgaben zahlte er nicht, abgesehen vom Kanon, d. i. Konzessionsgebühr. Der Schauspieler selbst war nirgends beheimatet und zahlte gar keine Abgaben. In dieser Tatsache äußerte sich noch damals die erst viele Jahrzehnte später schwindende Mißachtung der Bürgerschaft gegenüber den fahrenden Leuten.

Gerade die Durchreise der Gesellschaft unter Breßler von Tarnowitz nach Ziegenhals gibt uns Gelegenheit, den Grad der Verachtung kennen zu lernen, welche die Breslauer Beamten des Ministers v. Hoym gegen die reisenden Schauspieler an den Tag legten. Steuerrat v. Reischwitz (wie er sich 1794 schreibt) in Tarnowitz verwendete sich, vom Elend der aus Lublin flüchtenden, 7 Personen zählenden Gesellschaft bewogen, eifrig um eine Spielerlaubnis für Leopold Breßler, jedoch ohne Erfolg. Von der Vogt'schen Truppe sagte er, daß sie ja doch nie die kleinen Orte bereise, so daß bei der Vorliebe des Publikums für Schauspiele Breßler ein Bedürfnis befriedigen würde. In der Antwort der Kammer, die vom Kammerdirektor v. Klöber aufgesetzt war, heißt es „daß wir uns von den Impromptu's (!) der kleinen Truppe, die alles verloren habe, keine rechte Vorstellung machen können“. Außerdem brauche die Mittelklasse keine Theaterstücke (!), und: „daß selbst die besseren Theaterstücke zur Erhöhung der Sittlichkeit nicht viel beitragen, ist durch die Erfahrung selbst

ausgemacht“. Diese vom reinsten Puritanismus getragenen Entscheidungen eines von der Aufklärung niemals innerlich ergriffenen, sondern nur vom Rationalismus übelster Sorte angekränkelten, überalterten, landfremden Beamten (Klöber war ein gebürtiger Schweizer), lassen den Gegensatz zwischen der in Breslau herrschenden Auffassung vom Wohl des Landes und den wirklichen Erfordernissen der Verwaltung blickartig aufleuchten. Eine ähnliche, fast frivole, großzügig zwar anmutende, aber wirklich lebensfremde Antwort hatten auch die Hannsdorfer Theaterfreunde bekommen: sie sollten bei ihrer Berufsarbeit bleiben; denn sie würden die Religion, der sie dienen wollten, nur durch ihr Unterfangen lächerlich machen. Aus dieser Einstellung heraus hätte allerdings eine Behörde niemals ein bodenständig gewachsenes religiöses Laienspiel gelten lassen.

Inzwischen hatte in Pleß 1796 eine Theatergesellschaft, die unter Hornung reiste und aus Bielitz herübergekommen war, gespielt. Ursprünglich muß man die in Pleß auftretenden Schauspieler als Hoftheater des Fürsten von Pleß angesehen haben, denn es heißt jetzt ausdrücklich in den Akten, daß die Schauspieler diesmal auch Eintrittspreise zu 8, 6 und 4 Silbergroschen erhoben hätten. Da aber, wie der Kriegs- und Domänenrat v. Below, deshalb zur Verantwortung aufgefordert, sagt, die Geschäfte schlecht gingen, habe der Fürst doch alles bezahlen müssen. Und „aus Egard“ für den Fürsten hat Breslau den Fall nicht weiter untersucht. v. Below hatte nämlich die Truppe auch nach Gleiwitz gehen und hier spielen lassen. Auch v. Below entschuldigt sich mit dem Bedürfnis nach theatralischen Vorstellungen. Er habe dem Magistrat aufgetragen, die Truppe nur dann spielen zu lassen, wenn Hornung eine Konzession aufweisen könne. Diese hatte Hornung allerdings beim Minister v. Hornm nur beantragt. Im Juli d. Js. wird nun v. Below verboten, Hornung weiter in seinem Departement spielen zu lassen. Wie oft seine Truppe in Gleiwitz aufgetreten ist, steht leider nicht fest. Andreas Hornung hält sich übrigens noch zwei Jahre später in Jägerndorf auf, von wo aus er um die Erlaubnis bittet, bei den kommenden oberschlesischen Manövern Theater spielen zu dürfen. Auch will er sich, wenn es verlangt wird, in Oberschlesien „etablieren“. Er muß also das Feld für sein Geschäft geeignet gehalten haben. Uebrigens unterstreicht er eigenhändig in seinem Gesuch das Wort „musikalisch“, als er sich darauf beruft, er habe in Pleß musikalische Schauspiele gegeben.

Nachdem nun 1797 Madame Wäßer, deren eigenmächtiges Weiterverpachten ihrer Vorrechte auch bei der Schles. Oberamtsregierung

und ihrem Chef v. Hoym Unwillen erregt hatte, gestorben war, stand eine Neuregelung des gesamten Theaterwesens der Provinz bevor. Man wird schon lange darauf gewartet haben, denn Ende Dezember 1787 laufen fast gleichzeitig drei Gesuche um Konzession ein, von Bogt, der für Niederschlesien bereits konzessionierten Gesellschaft Faller, die ebenfalls eine Zeit lang zu den besten deutschen Wanderbühnen gehörte, und vom Herzog Eugen v. Württemberg, der für seinen Theaterleiter Herbst um die ober-schlesischen Landstädterechts der Oder petitionierte. Wäre nicht der Herzog ganz energisch wiederholt bei v. Hoym vorstellig geworden, so wäre die Konzession für sein Hoftheater aus Karlsruhe bezw. Dels, das nun mehrere Jahre lang sozusagen das ober-schlesische Theater an sich darstellte, ausgeblieben. Es ist hier nicht der Ort, die interessanten Verhandlungen wegen der Bevorrechtung der einzelnen Theatergesellschaften wiederzugeben. Daß Herbst in Gleiwitz gespielt hat, ist zwar nicht anzunehmen. Da aber nach altem Brauch nach Schluß einer längeren Spielzeit immer sich einige Schauspieler loszusagen pflegten, um selbst mit einer rasch zusammengestellten Truppe über Land zu ziehen, zumal wenn diese sich auf eine frühere Tätigkeit bei Hofe berufen konnte, so mag manches Stück, das Karlsruhe oder Dels (hier noch unter der persönlichen Leitung des alten Opernkomponisten Dittersdorf) gesehen hat, auch nach Gleiwitz herübergekommen sein. Inzwischen hatte im Juli 1799 Carl Heinrich Boutenop Konzession für Niederschlesien erhalten, ein Name, dem wir dann viele Jahrzehnte auch in Oberschlesien begegnen. Ferner Februar 1800 der ehem. kaiserliche Hauptmann Freiherr v. Loots gen. Henrich, der nach Herbst' Tode dessen Nachfolger geworden war und nun für ihn dessen Konzession auf 8 Jahre erhielt. Vorher aber erfahren wir, daß die vielen in Schlesien bestehenden Liebhabertheater sich auch schon auf Gleiwitz erstreckt hatten (neben Neurode, Keinerz, Lewin, Wünschelburg, Glas, Friedland, Reichenbach, Frankenstein, Waldenburg, Rosel, Pleß und Leobschütz). Für Glas waren sogar 3 Liebhaberbühnen gemeldet. Man sieht, es wurde damals, besonders wenn man hört, daß einige Jahre auch Orte wie Groß-Strehlitz, Guttentag, Rybnik, Ujest eine Monate lange Spielzeit hatten, fast noch mehr Theater in Oberschlesien gespielt als im heutigen volkreichen Oberschlesien, wo allerdings an Stelle der Sprechbühne häufig das Kino getreten ist.

In ihrer Beschwerdeschrift hatte nun am 9. März 1800 die Direktion Bogt hinter Pleß ein Ausrufungszeichen gesetzt. Die Bühne in Pleß muß sie also besonders gestört haben. Im Stadtarchiv Gleiwitz

finden wir 1798/99 eine Steuereintragung, wonach von Madame Nicolai „für 5 Tage Kunstzeigen“ je 5 Silbergroschen erhoben wurden. Vermutlich kam diese Dame auch aus Pleß. Desgleichen erscheint da (1800—01) ein Betrag von 4 Reichstlr. 5 Silberggr. für „Merkorische Künste (?) und theatralische Vorstellungen“. Der Fürst hatte nämlich die Gewohnheit, ausländische Gesellschaften heranzuziehen, hatte eigene Dekorationen und drückte ein Auge zu, wenn sich eine „Unter-Gesellschaft“ bildete, um von dort die Nachbarschaft zu bespielen, z. B. G l e i w i t z. (Beuthen wird überhaupt bis 1820 merkwürdigerweise niemals in den Theaterstreitigkeiten genannt.) Wenn also die Direktion Bogt die Pleßer Bühne als Liebhabertheater bezeichnet und dazu ein Ausrufungszeichen setzt, so will sie damit sagen, daß sie die Theaterliebhaberei des Fürsten von Anhalt-Pleß als ein Privatunternehmen desselben ansehe, dessen Konzessionsmäßiger Anerkennung sie dadurch vorbeugt, daß sie diese Gesellschaft als Liebhabertheater ansieht. Veranlassung dazu lag umso mehr vor, als der Herzog von Württemberg beim Minister v. Hoym die Konzessionierung seines jeweiligen Theaterdirektors auf Oberschlesien rechts der Oder durchgesetzt hatte. Hierdurch fühlten sich die Bogt schon genug geschädigt. Es verlohnt sich, diesen Streitigkeiten genau zu folgen, als aus ihnen sich auch gewisse Gedankengänge über das Carlsruher Theater ergeben. Dort hielt sich nämlich 1806 C. M. v. Weber auf, der nach Herbst, v. Loots und Trahdorff einem Theaterdirektor zu vergleichen sein wird.

Dem Vergleich können wir um so weniger aus dem Wege gehen, als im äußeren Lebenswandel eine gewisse Ähnlichkeit zwischen von Loots und C. M. v. Webers Vater besteht. Beide sind Adlige, ehemalige Offiziere, Abenteurer, haltlose, unstete Gesellen mit einer Leidenschaft für die Bühne ohnegleichen, aber auch mit anderen Leidenschaften (Weber soll sehr stark getrunken haben), beides: wenig respektverlangende Persönlichkeiten, die von einer Geldverlegenheit in die andere taumeln. Die Bogt'schen Geschwister bezichtigten sogar v. Loots des Betruges, er sei kein Adliger. v. Loots selbst, gen. Henrich, gibt an, er habe, 40 Jahre alt und zweimal im Feldzuge verwundet, seine Wiedereinstellung als österreichischer Hauptmann abgelehnt, weil ihm eine Schauspielkonzession lieber und versprochen sei; von wem, sagt er aber nicht. 1804 habe er im geheimen Auftrage des Generals von Hoheloh = Ingefing en Missionen ausgeführt. Mit diesen Verdiensten geht er dann einige Jahre später, als er seine Bittbriefe um Konzession mit „Periculum in mora“ (Gefahr ist in Verzug) über-

schreibt, als seine Schauspieler furchtbare Prügelszenen hinter der Bühne vollführen, mit geborgter Garderobe spielen und er selbst von einem gerissenen, polnisch-jüdischen Komödiantendirektor ausgenützt und dupiert wird, sehr stark hausieren und schreibt Briefe, die mit Vorsprache beim König selbst drohen usw. Und dieser völlig haltlose Mensch war 1800—1803 Schauspielleiter bei dem Herzog v. Württemberg. Kein Wunder, daß C. M. v. Weber, als er, durch das Fehlschlagen seiner Musikreform am Breslauer Stadttheater und durch einen zügellosen Lebenswandel in Breslau unmöglich geworden, in Karlsruhe schamhaft mehr im Verborgenen gehalten, als wie ein adliger Kapellmeister behandelt wurde.

Die Frage, was nun v. Loots für Stücke aufgeführt hat, bringt uns gleich der Stadt G l e i w i z näher. Der Delfer Hof hat die Spielerlaubnis für Oberschlesien erworben, um seine Schauspieler kaufmännisch verwerten zu können. In der Reisezeit brauchte nämlich der Hof für „seine“ Direktion nicht zu sorgen. So spielte v. Loots

vor Juni 1800 in Namslau

vor Juni 1800 in Kreuzburg

November 1800 in Wartemberg,

vor November 1800 in Militzsch,

im Winter 1800—1801 in Ratibor, Kosel und Leobschütz,

im Winter 1800—1801 vielleicht auch in Tarnowitz und G l e i w i z,

im Mai 1801 in Rybnik,

im Juni bis August 1801 in Oberschlesien rechts der Oder.

Allerdings muß man dem Baron das eine zu Gute halten, daß er bei dem sich 1800 entspinrenden Theaterkrieg in Oberschlesien in der Direktion der Geschwister Vogt, die in Reise beheimatet und begütert (Hausbesitzer) waren, einen unerbitterlichen Gegner gehabt hat. Kaum hatte er die Spielerlaubnis für die Orte Oppeln und Tarnowitz erhalten, als sich die Vogt'sche Gesellschaft, die Oppeln sonst nie besuchte, dort einstellte und Vorstellungen gab. Als nun der Baron in den Bezirk von Vogt (Ratibor, Kosel, Leobschütz) eindrang und die Vogt ihn anzeigten, wollte er im April 1801 nach Oppeln, wurde aber wieder auf die kleinen Städte abgedrängt. So sehen wir ihn im Mai in Rybnik. Schon im zweiten Jahr seiner Spielerlaubnis verkaufte er diese an den Schauspieler Franz Riesam (wie der auf Tafel III veröffentlichte Theaterzettel zeigt). Er ist deshalb abgedruckt worden, weil aus ihm ersichtlich ist, wie damals gespielt wurde. Allerdings sind wir in der Zeitungs- und Theatergeschichte, so lebensnah die Reste (Theaterzettel und Zeitungen) auch

dem Zugriff des Sammlers entgegenkommen, für die erste Zeit nur auf Kombinationen angewiesen, da erfahrungsgemäß in der ersten Zeit niemand daran dachte, Zeitungen und Theaterzettel zu sammeln.

Durch folgende Ueberlegung erweist sich der einzigste, zufällig bei den Akten des Staatsarchivs erhaltene Theaterzettel als ein Gleiwitzer. Henrich rechtfertigt sich von Rybnit aus, warum er dazu kam, nicht in seinem Bezirk, sondern links der Oder zu spielen. Nachdem er geschildert, wie die Geschwister Vogt ihm Oppeln abgejagt hatten, erwähnt er, daß diese ihm auch angedroht hätten, sie würden im Herbst, wenn das Schimmelpfennig'sche Husarenregiment zum Kantönieren in die Gleiwitzer Gegend käme, auch dort Vorstellungen geben. Er habe bereits seine Mitspieler engagiert und Dekorationen angeschafft. Im Graf Plettenberg'schen Schloß vor Ratibor und in der Fortifikation vor Rosel (also rechts der Oder) ließen ihn die Geschwister Vogt nicht spielen. Also bäte er um Spielerlaubnis für Grottkau, Silberberg, Neumarkt, alles Städte, die von den Vogt noch nie bespielt wurden. Da er diese Konzessionserweiterung nicht erhielt, war er auf Selbsthilfe angewiesen. So wie ihm Vogt in Oppeln zuvorgekommen war, kam er jetzt vor Vogt nach Gleiwitz. Das muß zwischen Mai und August 1801 geschehen sein, denn im August treffen wir die Vogt'sche Gesellschaft in Ratibor an. Damit stimmt die handschriftliche Notiz: „d. 30. July“ überein, die auf dem Theaterzettel steht. Als nun Vogt nach Gleiwitz kam, fand er wahrscheinlich einen solchen Zettel vor, zeigte den Baron an und schickte den Zettel mit ein. Denn er war ein Beweisstück dafür, daß v. Loots seine Konzession verpachtet hatte, was vorschriftswidrig war. Da es aber in Oberschlesien keine Druckerei rechts der Oder gab — denn die 1801 neu in Ratibor entstandene wird kaum einen solch unsaubereren Druck in die Welt gesandt haben —, entsteht sofort die Frage, wo dieser drucktechnisch, wie die Wiedergabe zeigt, geradezu unglaublich schmierige Zettel gedruckt wurde.

Aus dem ganzen Text deszettels geht hervor, daß der Schauspielunternehmer, sobald er eine Gesellschaft zusammengestellt hatte, die Theaterzettel für die einzelnen Stücke drucken ließ, die für alle Städte, welche er auf seiner Reise besuchen wollte, gleichen Wortlaut hatten. Interessant ist das Verbot des Besuchs hinter der Bühne. Die für den Zettel benutzte Schrift ist abgebraucht und der Satz so liederlich hergerichtet, daß das Außere deszettels ganz zum Glend paßt, das v. Loots in einer seiner vielen Eingaben schildert. Er sagt, daß er 18 Personen Personal habe, dazu eine Menge Kinder der verhei-

rateten Mitglieder. Drei Schauspielerinnen seien gerade schwanger. Man kann annehmen, daß es die auf dem Zettel genannten Frauen Riesam, Müller und Ulrich waren. Henrich war nicht verheiratet. Erst gegen 1808 will er — schon 48 Jahre alt — die etwa 25 Jahre jüngere Tochter Lions, die er in der höheren Dramatik, wahrscheinlich gratis, unterrichtet hat, heiraten, als er merken muß, daß man ihn nur ausgenutzt hat.

Bezüglich des Zetteldrucks kann man annehmen, daß in irgend einem kleinen Orte, den v. Loots bereiste, eine sonst bisher nicht bekannt gewordene Druckerei dieses jammervolle Produkt hergestellt hat. Es wäre hier noch darauf hinzuweisen, daß der Theaterzetteldruck allgemein den damaligen Theatergesellschaften Kopfschmerzen machte. So hat ja C. M. v. Weber sich vergeblich bemüht, ein neues Bervielfältigungsverfahren auf litographischem Wege zu finden, und dabei geschah es ja auch, daß er in Breslau fast zu Tode gekommen wäre. Im Rausch hatte er nämlich irrtümlich eine Chemikalienflasche ausgetrunken, worauf er schwer erkrankte und für immer seine Stimme verlor. Und wir werden noch später sehen, daß noch 1820 eine kleine Gesellschaft in Oberschlesien, um ihren grobpapierenen Theaterzettel im Ansehen zu mildern und repräsentabler zu gestalten, ihn einfach einseitig mit Waschblau gefärbt hat. So zeigen schon die (leider so spärlich vorkommenden) Theaterzettel das oft rührend=große Elend der herumreisenden Komödianten. Niemals aber durfte, wie auch unser 1. Zettel zeigt, das Hoheitszeichen des Kgl. Privilegiums, der preussische Adler, fehlen.

Unter den auf dem Zettel genannten Personen kommt auch schon der später für Gleiwitz mehrfach zu nennende Seibt vor. Dieser hat später sich selbständig gemacht, war aber vorsichtiger gewesen und hat von den Vogt'schen Geschwistern sowohl wie von Henrich die Spielerlaubnis für Neustadt und Leobschütz erkaufte. Darüber zur Rede gestellt, redet er sich so heraus, als hätte er von den Vogt nur für 40 Taler Manuskripte und Noten gekauft. Hierbei erfahren wir aber, was damals von diesen Ablegern des Delfer Hoftheaters gespielt wurde: „Das Sternmädchen“ (Oper), „Doktor und Apotheker“ von Dittersdorf, „Der Teufelsstein“, „Die Collanio“, „Die Neugierigen“ u. a. Aber auch an andere verpachteten die Vogt'schen Geschwister ihre Konzession weiter, so z. B. an den Kapellmeister Köhler, der in Kosel spielte, und an Boutenop, der in Gleiwitz (etwa 1805) mit einer sog. Kindergesellschaft, d. h. mit seiner eigenen Familie, war. Boutenop sen., der schon zur Zeit Friedrich des Großen in Berlin gespielt hatte,

ist deshalb interessant, weil er in Reisse zum 1. Mal die in Schlesien so vollstümlich gewordene Figur Friedrich des Großen auf die Bühne gebracht hatte. Darüber gibt uns der hier veröffentlichte Theaterzettel (Tafel V) Kunde, der auch die 1813 noch starke Durchsetzung der Boutenop'schen Gesellschaft mit Kindern zeigt. Aus dem Theaterkrieg Vogt gegen v. Loots hatte sich also ein regelrechtes Durcheinander entwickelt. v. Loots hatte längst aufgehört, Herzogl. Dels'scher Kapellmeister zu sein; als solcher war Trahdorff an seine Stelle getreten, der auch die Konzession erhielt.

In welchem hohen Maße die Privilegienwirtschaft eingerissen war, geht daraus hervor, daß sogar ein blinder Schauspieldirektor, der „blinde Wagner“, der aus Niederschlesien kam, 1806 die Erlaubnis erhielt, der Vogt'schen Gesellschaft die Städte abzupachten, die diese nicht besuchen konnte. Die Garnison von Kosel hatte sich 1802 beschwert, daß Vogt seit 4 Jahren nicht mehr gespielt hätte. Auch die Magistrate verwendeten sich eifrig für den einen oder anderen, der einmal in ihrer Stadt aufgetreten war. So finden wir 1809 Empfehlungen der Städte Gleiwitz und Neustadt für den aus Keinerz gebürtigen Seibt, aber auch für Köhler legen Gleiwitz und Tarnowitz ein Wort der Empfehlung ein.

In den Kriegswirren muß sich aber der Baron v. Loots wieder zu einer Konzession aufgeschwungen haben, denn 1808 beschwert er sich darüber, daß die Hoftheater in Dels und Pleß ihre „Prärogative“ wiederholt ausdehnten, so z. B. Pleß, von wo sich das ausländische Theater Flebbe, das unter dem Schutz des Hofjuweliers Sartori*) stehe, nach Glewitz begeben wolle. Am 3. 7. 1809 schreibt noch einmal v. Loots aus Kosel, daß Sartori, der 300 Reichstaler Fürstliche Pension habe, mit aufgelösten österreichischen Gesellschaften seine Städte durchstreife, „um mit den modischen Maschinenopern die Publica in Kontribution (!) zu setzen“. Wir erfahren also hieraus, daß neben den leichten Singpielen und allgemein damals in Deutschland beliebten Rührstücken jetzt aus Oesterreich die Zauberopern nach Oberschlesien kamen. Der Theaterzusammenhang Pleß—Gleiwitz ist wohl ziemlich klar. So wie der Herzog v. Württemberg, legitim oder nicht, seine Truppe auf die oberschlesischen Landstädte, vor allem nach Oppeln schickte, betrachtete der Plessier Fürst Gleiwitz als

*) Von Sartori vereinnahmte die Stadt Glewitz an Steuern für Theater-spiel t. J. 1805 einen Betrag von 5 Rth. für 30 Vorstellungen (lt. Akten-Notiz im Stadtarchiv Glewitz).

seine Theaterdomäne. So mögen denn alle aus Oesterreich über die Grenze wechselnden Gesellschaften von Pleß auch nach Gleiwitz herübergekommen sein, so daß die Theaterbühne von Gleiwitz in höherem Maße als die des übrigen Oberschlesiens, von der österr. Theaterwelt beeinflusst war. Außerdem aber haben manche der zwischen 1800 und 1809 in Oberschlesien auftretenden Gesellschaften wahrscheinlich auch in Gleiwitz gespielt. Boutenop, Bogt, v. Loots, Riesam, Köhler, Seibt, Wagner, Lion u. a. Aus einem Schreiben von Loots aber geht einer der hauptsächlichsten Gründe dafür hervor, weshalb sich keine Gesellschaft zu einem Stadttheater entwickeln oder nur so ansässig werden konnte, wie etwa Bogt in Reisse. v. Loots beklagt sich am 13. Juni 1808 aus Neustadt darüber, daß in „allen übrigen Städten (außer Oppeln) in mehreren Wochen aber kaum die laufenden Unkosten eingehen, weil Dürftigkeit und Abgeneigtheit gegen die deutsche Sprache die Mehrzahl der Bewohner vom Besuch des Theaters abhalten“. Daraus ist auch erwiesen, daß die reisenden Schauspieler ein wichtiger Kulturfaktor im Beleben des deutschen Sprachgefühls für Oberschlesien waren, und man kann von diesem Gesichtspunkt aus die Theaterchwärmerei der damaligen Zeit nur für einen Kulturfortschritt ansehen.

Der Krieg von 1806/7, der aus Oberschlesien alle Theatergesellschaften vertrieben haben mag, hat wohl auch die Hoftheater in Dels und Pleß, die mit ihren Gesellschaften Oberschlesien beschieden, stillgelegt. Seibt hat zwar von Dels aus im Jahre 1811 dreimal versucht, Konzession für Oberschlesien zu erhalten, aber vergeblich. Hierbei wies er auch darauf hin, daß Köhlers Truppe im Winter 1810/11 in Gleiwitz, Groß-Strehlitz und Larnowitz spielen durfte. Es gehört zu den Grundsätzen des damaligen Wandertheaters, daß ein Direktor den anderen schlecht machte. So nannte auch Seibt seinen Konkurrenten einen Mann ohne dramatische Kenntnisse, der seine Gesellschaft nicht durch rein sittliche Hilfsmittel unterhalten habe. Schließlich bekommt er — Köhler hat ja in Kosel vor dem König selbst Theater spielen dürfen — gar keine Antwort mehr. Die Gesellschaft Bogt und Groche hielt eben die Hand über ihrem Unterpächter Köhler. Uebrigens scheint es auch Seibt als Theaterdirektor in Namslau mit den Theatertexten nicht sehr genau genommen zu haben, denn der Breslauer Landrat meldete ihn, weil seine Darsteller Zoten in die Texte eingeflickt hätten. Es handelte sich um Stücke, die in Oppeln und Larnowitz unbeanstaltet gespielt wurden („Gasner II.“ und „Hätte ich nicht geheiratet“). Es ist anzunehmen, daß Seibt dieselben Stücke auch in Gleiwitz

gespielt hat, und daß sie hier eben so großen Beifall gefunden haben, als in den anderen beiden oberschlesischen Städten. Bei seiner Verteidigung sagt der Steuerrat von Prebra bezüglich dieser Stücke, daß es ihm unmöglich gewesen sei, gegen Stücke einzuschreiten, die in der Hauptstadt nicht beanstandet würden. Es geht also daraus hervor, daß in den oberschlesischen Städten damals im Theaterwesen derselbe Geschmack vorherrschte, wie etwa in Breslau oder Berlin, ja daß in Oppeln und Tarnowitz noch lange nicht der prüde Sinn am Theater Anstoß nahm, wie etwa in Namslau. Hier macht sich der Einfluß des österreichischen Theaters in seiner Wirkung auf die Beweglichkeit des menschlichen Geistes deutlich bemerkbar. Die Theaterverbindung Oesterreich — Pleß — Gleiwitz wird hier in einer Geschmacksfrage so deutlich, wie sie bisher nur in äußerlicher Beziehung wahrgenommen werden konnte.

Es bleibt allerdings noch eine andere Annahme übrig, daß nämlich der Fürst von Pleß als Chef der Pleßer Garnison Beziehungen zur Gleiwitzer Garnison hatte. Und da sich das Theater häufig in damaliger Zeit dem Militär an die Fersen heftete, mag hierin auch für den Theaterzusammenhang Pleß-Gleiwitz ein Grund liegen. Allerdings wird in den Akten, die doch sonst die persönlichen Motive für die Theaterliebhaberei der Höfe nicht verschweigen, von dieser durch ein militärisches Abhängigkeitsverhältnis zu erklärenden Beziehung zwischen Pleß und Gleiwitz nichts gesagt. Außerdem würde ja diese Erklärung für die ganz ähnlich gelagerten Verhältnisse am Hof in Karlsruhe durchaus nicht zutreffen, denn der Herzog von Württemberg hatte mit den Garnisonen Namslau, Dels, Oppeln usw. so gut wie gar keine persönliche Beziehung, und trotzdem tritt hier derselbe Zusammenhang mit Karlsruhe in Erscheinung, wie bei Pleß mit Gleiwitz.

Wir müssen, wenn wir einmal den Zug der Theatereinwirkung Oesterreich-Bielitz-Pleß-Gleiwitz festgestellt haben, ein wenig bei der Tatsache des Auslaufs dieser Kultureinwirkung vom Südosten her verweilen. Die Vermittlungsstelle dieses Kulturstroms war Brünn, dasjenige Theater, das in den Jahren 1771—1777 ein Vorbild des späteren Burgtheaters in Wien geworden war. Allerdings hatte die Brüunner Bühne im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht mehr dieselbe beachtliche Höhe wie zur Zeit der Direktion von Johann Böhm oder Bergopzoom. Vielmehr war die Direktion Fier um 1804 von der Höhe des Spielplans von einst arg heruntergekommen. Und nicht das allein war am Brüunner Theater charakteristisch, sondern es war eine gewisse Weiberwirtschaft eingerissen, und auch hier begegnen wir wieder Pleßer

Gefchehnissen. Wie wenig bisher in der allgemeinen und lokalen Literatur diese Vorgänge bekannt geworden sind, geht daraus hervor, daß man die Geliebte des schon genannten Schauspielers Flebbe einfach nach Pest, anstatt nach Pleß datiert hat. Man hatte von dem kleinen obereschlesischen Städtchen Pleß eine so mangelhafte Vorstellung, daß man die Liebesaffäre zwischen ihm und der Apothekersfrau, die ihrem Mann auf und davon lief, um ihr Schicksal an das eines Bühnenlebens zu knüpfen, lieber in Pest, der Hauptstadt Ungarns sich abspielen lassen wollte. (Vergl. Albert Rille: Aus dem Bühnenleben Deutsch-Oesterreichs, die Geschichte des Brünner Stadttheaters, Brünn 1885.) Im September 1804 hatte der damalige Direktor in Brünn seine Theaterleitung stillschweigend dem Schauspieler Flebbe übertragen, der durch seine Beziehungen zu der reichen Apothekersfrau in günstigen, finanziellen Verhältnissen lebte. Da aber Flebbe angeblich nicht viel von der hohen dramatischen Kunst verstand und der Rat von Brünn sein Theater nicht der Laune einer Frau ausgeliefert wissen wollte, wurde dem Direktor Fier gekündigt und er mit 8 000 Gulden abgefunden. Wahrscheinlich hat diese Summe nicht Fier, sondern Flebbe ausgezahlt erhalten. Denn Flebbe erscheint nun, wie wir aus den Schreiben der obereschlesischen Direktoren sehen, in Oberschlesien als Theaterdirektor mit reichlichen Mitteln. Der hohe Preis von 8 000 Gulden rührte für die Abfindung für Dekorationen, Garderobe und Bibliothek her. Auch sonst sehen wir, wenn eine größere Anschaffung in Oberschlesien für diese Zwecke gemacht wird, daß immer der Rest irgend einer aufgelösten österreichischen Theatergesellschaft angekauft und nach Oberschlesien importiert wird.

Man kann daher annehmen, daß der Fürst von Pleß großen Wert auf gute Dekorationen legte, daß die Art, mit solchen großen Hilfsmitteln Theater in den kleinen Provinzstädten zu spielen, das Schwergewicht auf das Drum und Dran des Bühnenlebens verschob, und welcher Art dies war, haben wir ja bezüglich Pleß zwar nicht direkt, sondern auf dem Umweg über Brünn erfahren. Es mag sich zwischen den bis jetzt genannten Personen Sartori, Flebbe, der Apothekersgattin und dem Fürsten eine allerliebste Skandalgeschichte abgespielt haben, die so starke Wellen schlug, daß sie bis Brünn spürbar war.

Aus diesen Theaterverhältnissen in der obereschlesischen „Provinz“ erklärt sich aber noch etwas anderes, was sonst in einem unlöslichen Widerspruch verbleiben würde. Oft liest man in den Akten, daß eine neu in Oberschlesien einziehende Direktion sehr gelobt wird. Es werden von den Behörden ganz überschwängliche Lobeshymnen ge-

fungen; und etwa nur ein Jahr später kann irgend ein Magistrat oder eine andere Behörde über dieselbe Direktion und dieselben Spieler und Sänger nicht schlecht genug berichten. Am Pfeffer Beispiel wird der Fall leicht erklärlich. Der Hof des Fürsten sorgte für Aufmachung auf seiner Bühne. Gute Kulissen, Affichen und sonstige mechanische Dekorationen hoben die Gesamtleistung des Spiels zu einer abgerundeten Leistung hervor. Und wo, wie der Fall Flebbe lehrt, die Schauspieler nicht ganz nagelneue Kostüme hatten, halfen biedere Theater-Enthusiastinnen nach. Sobald aber dieselbe Truppe in einer anderen Stadt auftrat und die Kostüme durch die lange Reisezeit abgenutzt waren, machte dasselbe Spiel in Folge des Mangels jeder annehmbaren Dekoration keinen Eindruck mehr. Das war das Unglück der Wanderkomödianten jener Zeit, die z. B. in Troppau abfielen, die Goethe aber auf einer anderen Bühne durchaus nicht schlecht fand, was der Fall Schulze-Kummersfeld beweist. So mag auch in Gleiwitz lange nicht das geleistet worden sein, was dieselbe Truppe in Pleß geleistet hat.

Nun waren aber außer Gleiwitz noch andere oberschlesische Städte in Reichweite zu Pleß gelegen: Beuthen, Larnowitz, Rybnik und Ratibor. Weshalb hören wir besonders aus den beiden ersteren Städten, von denen gerade Larnowitz wegen des Vorherrschens der deutschen Sprache ein Theater hätte tragen müssen, so wenig über das Bühnenleben? Und noch auffallender ist der Mangel an Theaterbeziehungen zwischen Pleß und Ratibor.

Es ist dank der Mitarbeit des Herrn Verkehrsdirektor Bökel erst in allerletzter Zeit gelungen, im Gleiwitzer Stadtarchiv eine Spur zu entdecken, die auf ganz eigenartige Fahrten führt. Es lassen sich nämlich um das Jahr 1800 in Gleiwitz zwei jüdische Familien feststellen, die von Beruf „Lustigmacher“ oder „Poffenmacher“ und etwa 20 Jahre in der Stadt ansässig waren. Es würde hier zu weit führen, den ganzen kulturgeschichtlichen Zusammenhang aufzudecken, in dem dieser interessante Fund auszuwerten ist. Es sei hier nur auf die theatergeschichtliche Theorie von Prof. Dr. Johannes Reich vom „Mimus“ hingewiesen, wonach im europäischen Osten und Südosten das türkische „Karagöz“-Spiel als ungarisches Marionettenspiel auflebte und fortlebte bis fast in das 20. Jahrhundert.

Jedenfalls wollen wir annehmen, daß östliche Theaterspieler, woher sei noch dahingestellt, im 18. Jahrhundert sich auch in Oberschlesien feststellen lassen, daß diese sich an die Handelswege halten, und da ist es nun nicht unwahrscheinlich, daß Gleiwitz als die Stadt mit

ihren früheren Hopfenmärkten von jeher auch auf ihren Märkten eine Art Theaterspiele hatte, die von östlichen Komödianten bestritten wurden. Es liegt nun der Schluß nahe, daß sich die ganze Umgebung von Gleiwitz daran gewöhnt hatte, in dieser Stadt ihren Bedarf an Theaterluft zu decken. Ähnliche Parallelen liegen aus der Grafschaft Glatz vor. Es würde zu weit führen, diese hier näher auszuführen. Wenn aber einmal das Publikum von Gleiwitz an öfteren Schauspielerebesuch gewöhnt war, so war auch für die Hofbühne von Pleß Gleiwitz der gegebene Theaterpunkt Oberschlesiens.

In den aus Oesterreich kommenden Kulturstrom riß der Krieg 1813—15 eine neue Lücke. Welche Gesellschaften von 1811—1818 in Gleiwitz, in welchem Jahre die Neuregelung der Konzessionen für Schlesien erfolgte, gespielt haben, ist bisher noch nicht bekannt. Ein Versuch der Theatergesellschaft Meyer und Flebbe im Juli 1816, aus Bielitz nach Pleß spielen zu kommen, vom Magistrat Pleß und dem Landrat von Birghan wohlwollend geduldet, kam nicht weiter, da die Breslauer Regierung die Komödianten des Landes verwies. Nicht besser ging es dem Schauspieldirektor und Theaterpächter Ferdinand Keder aus Troppau, der Leobschütz, Kosel, Gleiwitz und Neustadt bespielen wollte, weil Vogt und Groche nur nach Neisse, Oppeln, Brieg und Ratibor kämen. Tatsächlich haben Vogt und Groche in diesen Jahren und auch bis etwa 1820 nie in Gleiwitz gespielt.

Inzwischen war im Jahre 1816 die Regierung zu Oppeln eingerichtet worden. Da war auch Gleiwitz durch die Vermehrung seiner Einwohnerschaft mit in die Reihe der Städte gerückt, welche für die Wandertheater als vielversprechend galten. So wird von jetzt ab Gleiwitz immer bei den Gesuchen um Theaterkonzession, so z. B. vom Schauspieler Weise, in der Reihe derjenigen Städte genannt, die besonders zu bespielen seien: Pleß, Gleiwitz, Oberglogau, Groß-Strehlitz, Neustadt und Leobschütz. Keder macht im September 1818 wiederum folgende Zusammenstellung: Leobschütz, Neustadt, Oberglogau, Kosel und Gleiwitz. Immer spielt sich derselbe Vorgang ab, daß, wenn das Theatergeschäft schlecht ging, aus der Direktion sich ein wagemutiger Schauspieler löste, um seinem Direktor Konkurrenz zu machen. In diesem Verhältnis stand um 1818 Weise zu Keder. Später haben beide dann doch in Oberschlesien gespielt, wie wir noch sehen werden. Aus dem Jahre 1816 ist uns noch im Gleiwitzer Stadtarchiv ein Altentstück erhalten, wonach der Magistrat sich für verpflichtet hält, jeden hier ankommenden Schauspieler und Künstler, der hier Vorstellungen geben will, anzuhalten, sich vorher erst beim Chef der Garni-

son zu melden. Aus der Art des Schreibens geht aber hervor, daß der Magistrat beim damaligen Chef, Major v. Gusner, nicht gerade günstig stand.

Nach dem Ende der Kriegswirren und nachdem bei der KonzeSSIONIERUNG der einzigen für Oberschlesien berechtigten Direktion Vogt und Groche die Opperler Regierung sich insofern freie Hand behalten hatte, als sie die Reisser Direktion nur für Oberschlesien links der Oder konzeSSIONIERTE, ging von Pleß der letzte Versuch aus, auf dem Wege über die KonzeSSIONIERUNG eines mit dem Pleßer Hofe eng zusammenhängenden Theaters dem österreichischen Kulturstrom eine Bahn nach Oberschlesien zu schaffen. Dieser Versuch, der übrigens scheiterte, war getragen von der für viele damalige Kriegsoffiziere charakteristischen Mentalität, der Staat müßte, eben weil sie Offiziere und ehemalige Kriegsfreiwillige wären, ihnen dazu die Hand bieten, Experimente nach ihren Launen zu machen.

In der ganzen schlesischen Theatergeschichte kann man ungefähr 10 solche verkrachte kriegerische Existenzen, angefangen vom Unterleutnant bis zum General, aufzählen. Ein jeder glaubte, neben seiner vaterländischen Tüchtigkeit noch eine starke Dosis dramatisches Talent in sich zu haben. Uebrigens ist diese Kriegsmentalität, vermischt mit Theaterpose, kein schlesischer Provinzialismus, sondern eine nach jedem Kriege wiederkehrende Zeiterscheinung, die damals in ganz Preußen grassierte. Man lese nur einmal die flott geschriebenen Erinnerungen des berühmten Sängers Wollrabe, der übrigens auch in Gleiwitz aufgetreten ist, nach, und man wird dort jenen merkwürdigen Landmarschall und hohen Beamten aus Pommern finden, der sich, angetan mit Staatsrock und allen Orden, ungefähr so wie heute ein Ausrufer auf der Vogelwiese, vor die Pforten des von ihm aus Liebhaberei geleiteten Musentempels stellte, um durch seine Reklamefigur das Publikum anzulocken. Bei festlichen Gelegenheiten rangierte dieser komische Enthusiast zwischen offiziellen Generälen und Ereglenzen.

Gegen diesen Pommern also war der von uns hier zu besprechende Oberleutnant und Kompagnieführer Dr. iur. F. C. A. Eulhardt aus Ratibor noch ein reiner Waisenknabe. Und dennoch ist seine Lebenskarte noch bunt genug. Allem Anschein nach steckte hinter der fast kindlichen Vorliebe dieses Herrn fürs Theater der kluge Geschäftssinn des Fürsten von Pleß. Denn er will mit einigen Schauspielern, die sich von Rader aus Troppau getrennt hatten, als Grundstock eine Truppe von 30 Personen gründen und mit ihr die Regie-

rungsbezirke Liegnitz, Reichenbach, Merseburg und Erfurt bereisen. Natürlich begann er in Plesz zu spielen, und so hatte der Fürst von Plesz rasch sein Hoftheater. Damit ihm die kleine Gesellschaft aber nicht, wie es bei Hornung, Herbst, Henrich, Riesam, Sartori, Meyer, Flebbe usw. der Fall war, in der nächsten Umgebung Skandal und Schande bereitete, wollte er sie für die übrige Zeit des Jahres recht weit vom Schuß haben, weshalb er Culhardt veranlaßt hatte, Konzession in abgelegenen Bezirken nachzusuchen.

Bogt und Groche und sogar Keder erkannten sofort die Gefahr, welche ihrem Geschäft durch Culhardt drohte. Sie ließen es auch nicht an Verdächtigungen gegenüber dem Oberleutnant und Juristen fehlen. Dieser aber ging mit ziemlicher Hartnäckigkeit vor. Es dauerte auch gar nicht lange, da spielte Culhardt bereits in Ratibor, am 15. Juli in Gleiwitz, wo sich Landrat von Zawadzky für ihn verwendete. Umsonst hatte Keder den Magistrat Glewitz vor den Mitspielern Culhardts gewarnt. Dieser selbst entschuldigte seine Theaterliebhaberei wie folgt: Seiner Anstellung als Jurist in Sachsen sei er verlustig gegangen, da er sein Studium (3. juristisches Examen) wegen Rheuma durch 2 Jahre langen Gebrauch von Schlambädern unterbrechen mußte. Da aber seine Wohlbeleibtheit ihm langes Sitzen verbiete, müsse er sich die Ruhe entsprechend seiner Begabung vertreiben. Weniger harmlos stellen ihn aber Bogt und Groche dar. Auch der Landrat von Beuthen ist auf ihn nicht gut zu sprechen, und trotzdem er von Tarnowitz aus nochmals um Spielerlaubnis bittet, muß er im September 1819 seine Truppe auflösen und selbst nach Breslau abreisen. Was Bogt und Groche über seine Truppe behaupten, daß sie auf Teilung spiele und gar keinen Nutzen für Bildung, Geschmack und Moralität bringe, ist zur Charakterisierung des damaligen Wanderspieltheaters sehr interessant. Es bilde einen Zufluchtsort für unsichere Elemente, die etwas vor der Polizei zu verbergen haben, weil die Polizei nur den Direktor nach Paß und Gewerbebescheinigung frage und dieser dann für seine Spieler gut stehe. Es sei aber kein fester Vertrag unter den Gesellschaften, die auf Teilung spielen, und am nächsten Tage könne die ganze Truppe auf und davon sein.

Inzwischen hatte die Oppelner Regierung den Bezirk rechts der Oder freigehalten, bis Anfang 1821, also in einer Zeit, wo 3 ausgesprochene Theaterliebhaber, und man kann sagen Theaterfachleute, Regierungsräte in Oppeln waren, die Komponisten Ebell und Hampe und der Schriftsteller Banda, endlich Keder aus Tropapu Spielerlaubnis für Oppeln bekam. Man sieht hier deutlich, wie nach und nach

die Stadt Gleiwitz sich seit 1800 zum zweitwichtigsten Theaterort rechts der Oder entwickelt hatte. Keder scheint damals die Bevorzugung der Oppelner Regierung genossen zu haben. Vielleicht hat er was geleistet. Im Juni erfolgt dann seine Konzessionierung für 5 Jahre. Lange hat es Keder als Theaterdirektor in Oberschlesien nicht ausgehalten. Er ging dann über Brieg, den Vorort Mittelschlesiens auf dem Theatergebiete, nach Breslau ins Engagement. In Gleiwitz hat er nicht gespielt. Erwähnt wurde er hier nur, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten wirkliches Können in Oberschlesien hatte. Denn in Troppau war das Theater stets auf der Höhe. Je schwieriger es aber eine gute Direktion hatte, für Oberschlesien Spielerlaubnis zu erhalten, um so üppiger wucherte der Dilettantismus, ja sogar die Schmiere.

So sehen wir in dieser Zeit — eben hatte der Magistrat Gleiwitz an die Regierung berichtet, daß Gleiwitz ein guter Theaterort wäre, und man könnte wohl das Jahr 1821 als den Beginn der auf ein Stadttheater gerichteten Bestrebungen in Gleiwitz ansehen — in den anderen Landstädten Oberschlesiens eine geradezu beklagenswerte Schauspielerefamilie unter den kümmerlichsten Verhältnissen umherziehen, die, irgendwie denunziert, nebst den für ihr Spiel verantwortlichen Beamten peinlichst verfolgt und bestraft wird. Es ist dies die kleine Gesellschaft, von deren Spiel in Groß-Strehlitz, Lublinitz, Rosenberg und Loß der veröffentlichte (Tafel VI), auf einer Seite waschblau gefärbte Theaterzettel Kunde gibt. Bis sich ein Mann von Herz und Verstand, der ehemalige Kreissekretär Herrmann aus Groß-Strehlitz, hinsetzt und der Regierung einen so deutlichen, fast groben Brief schreibt, daß von da ab die Theaterschnüffeleien ein bißchen stiller werden. Er sagt, daß die Gesellschaft nicht Verfolgung, sondern Mitleid verdiene. Nur ein böser Denunziant könne hier die Hand im Spiele haben. Und wörtlich: „Ein Vogt, Groche pp. wird es nicht wagen, so kleine Orte zu besuchen, und diese Frau ist viel mehr nützlich. Aus Liebe zur Wahrheit habe ich diese Anzeige gemacht, damit der boshafte Denunziant beschämt wird und die arme Familie nicht noch mehr gebeugt wird.“ Hier hat ein abgedankter Subalternbeamter den Mut aufgebracht, den Oppelner Räten einmal ins Gesicht zu sagen, was sie den armen Schauspielern in Oberschlesien eigentlich schuldig sind, nämlich Dankbarkeit. 30 Jahre ungefähr haben die Oppelner und Breslauer Herren, mögen sie noch so wohlmeinend gewesen sein, diesen Schlag ins Gesicht verdient. Denn ein jeder Schauspieler, der in Oberschlesien deutsche Stücke übers Land trug (man denke an Henrichs Klage über

Mangel an Liebe für die deutsche Sprache in Oberschlesien), war im höheren Sinne Kulturträger, als die Herren am grünen Tisch.

Ehe wir nun zu der nächsten Gesellschaft für Gleiwitz kommen, bei der sich das klägliche Bild von vornherein wiederholt, sei noch erwähnt, daß möglicherweise auch der *blinde Wagner*, der sonst in Niederschlesien spielte, einmal in Gleiwitz gewesen ist. Vielleicht auch in derselben Zeit die *Direktion Tölldte*.

Es war im Juli 1824, als sich der Berliner Schauspieler *Karl Bredow* im Regierungsbezirk Oppeln meldete, um sich mit seiner schwindstüchtigen Frau und 5 Kindern nach Warschau durchzuspielen. Es war immer noch die Zeit, wo deutsche Kunst in Polen noch etwas galt. Er erhielt 6 Wochen Spielzeit. In Oberschlesien hat es ihm aber so gut gefallen, daß aus den 6 Wochen 5 volle Jahre wurden. Dieser Bredow war ein Mustereemplar, wenn es sich um das Schreiben von Bittbriefen handelte. Immer wieder verstand er es, seine Konzession zu verlängern. Er spielte von 1824 bis 1829 in Neurode, Neustadt, Gleiwitz (Mai 1825), Löwen, Falkenberg, Karlsruhe, Brieg, Patzschkau, Glasendorf, Hertwigswalde, Wansjen, Löwen, Gleiwitz (März 1828) und Lublinitz, bis er sich dann gegen Wien wendete. Leider ist sonst über sein Spiel nicht viel bekannt geworden, als daß der Regierungspräsident von Hippel seine wehleidigen Briefe als Lamento bezeichnet. Wir enthalten uns trotzdem eines absprechenden Urteils über diesen merkwürdigen Schauspielerunternehmer.

Mit der nächsten Direktion betreten wir den Boden der großen deutschen Theatergeschichte. Es ist der bekannte Schauspieldirektor *Franz Bonnot* aus Oesterreich, der nach 5jährigem Aufenthalt in Schlesien im November 1824 3 Jahre für den Bezirk Oppeln konzessioniert und damit der erste bedeutende Schauspielunternehmer Oberschlesiens rechts der Oder wurde. *Wollrabe z. B.*, der unter ihm in Oppeln und Gleiwitz gespielt hat, ist voller Lobes über ihn. Und wenn dieser, der über Schmieren in Niederschlesien, Posen, Pommern und Mecklenburg Wunderdinge zu erzählen weiß, Bonnot hoch über die anderen Wandertheater seiner Zeit stellt, so will das viel heißen. AltgemäÙig begegnen wir Bonnots Gesellschaft in Gleiwitz im Dezember 1827, September 1829 und August 1831. Er wird wohl noch öfter hier gewesen sein. Als einmal eine Gesellschaft ohne Konzession in Gleiwitz 1830 spielt, beschwert er sich sehr energisch darüber. Allerdings melden auch bald wieder die Akten über ihn bewegliche Klagen. Einmal heißt es, er lasse in seinen Leistungen nach, das andere Mal, er habe zwar gute Schauspieler, aber er könne sie nicht

bezahlen. Doch das mag wohl nicht bloß in Oberschlesien so gewesen sein. In Theaterangelegenheiten verlangte das Publikum damals schon immer Neues, auch neue Direktionen. Und die Oppelner Regierung war halt in Oppeln auch Publikum. Im Mai 1826 gehörten zu seinem Personal: Spahn und Frau, Mutter und Schwägerin, Moche und Frau, Zoche und Frau, Frau Bachmann und Tochter, mit der sich 1830 dann Bollrabe verlobte, Frau Banholzer, Frau Weiß, Fräulein Söldte, Fräulein Bachmann, die Herren Heinemann, Lachnitt, Schöpe, Palm und Salzwedel, also insgesamt 20 Personen. In Gleiwitz für das Jahr 1831 wesentlich kleiner. Wir besitzen für die Jahre 1829—1831 mehrere Duzend Theaterzettel aus Gleiwitz, die, alles in allem genommen, sozusagen die erste Theaterblütezeit für Gleiwitz bezeugen. Aus diesem Grunde ist hier auch der für diese Zeit früheste Theaterzettel wiedergegeben (Tafel IV).

Doch auch in diese Zeit ersten Theaterglanzes für Gleiwitz fällt eine Störung für Bonnot. Ein aus Danzig gebürtiger Schauspieler Kollberg war im Jahre 1830 in Ratibor und Gleiwitz gewesen und hatte hier mit 4 Personen Theater gespielt. Als der Regierungspräsident von Hippel im April in Gleiwitz war, hat er dem Kollberg weitere Empfehlungen versprochen. Das mag wohl auch ein Grund gewesen sein, weshalb Bonnot sich gewarnt fühlte und Einspruch einlegte. Kollberg hatte sich darauf berufen, daß der Vater seiner Frau, Jeremias Scholz, 50 Jahre Soldat gewesen sei und sich noch 1807 bei der Belagerung von Breslau freiwillig gemeldet habe. Auch für seine Schwägerin, deren Mann 1813 gefallen sei, müsse er sorgen. Die Schauspieler wußten also, in welchem Punkte der preußische Beamte fählich war. Nur ein Punkt, der doch im Theaterleben eine Rolle spielte, wird nirgends in den Akten erwähnt, der Einfluß des ewig Weiblichen.

Ein Blick auf das Personal Bonnots im Jahre 1829 zeigt nun, daß von dem gesamten Personal 1826 nur noch das Ehepaar Spahn übrig geblieben war. Von seinen Mitspielern des Winters 1829/30 hat Bonnot im nächsten Winter wiederum nicht eine einzige Person behalten, es müßte denn sein, daß sich eine Schauspielkraft unter mehreren Namen verbarg. Das Theaterlokal war damals zu Gleiwitz im „Deutschen Hause“. Das Spiel begann um 7 oder 6,30 Uhr. Es wurde genau so wie heute nach dem Ende des ersten Aktes „Plätze wechseln“ gespielt, u. z. seitens des Publikums. Es gab Orchester, Gesangseinlagen, Benefizvorstellungen, zwischen den Akten komische Vorträge und Sologesänge, Opern, Ritterschauspiele, Possen, Duzendkarten, Einakter, Lustspiele, Trauerspiele und am Schluß entweder ein großes

Marmortableau mit bengalischer Beleuchtung „Das Opfer im Tempel der Dankbarkeit“ oder ein musikalisches Quodlibet, das der Wiener Lokalkomiker, von dem gesagt wird, er stünde mit dem beliebten Komiker Raimund im gleichen Range, mit großem Erfolge sang. Die Preise der Plätze waren fast immer dieselben.

17. September 1829: „Der feindliche Sohn“, Schauspiel in 4 Akten von Arresto. (Fortsetzung des Schauspiels „Die Soldaten“.)
27. September 1831: „Die Gärtnerin“, Prolog von Hagemann.
Darauf: „Die Zerstreuten“, Lustspiel in einem Akt von Kosebue.
Zum Schluß: „Die Unbefangenen oder der Schiffskapitän“, ein Akt von Carl Blum.
29. September 1831: „List um List“ oder „Domeistiquenstreich“, Lustspiel in einem Akt von Philipp Bonafont.
Darauf: „Die beiden Billets oder das Lotterielos“, Lustspiel in einem Akt von Wall.
2. Oktober 1831: „Herr und Sklave, oder die edle Rache“. Neues Drama in 2 Akten vom Freiherrn v. Zedlitz.
Darauf: „List um List“, zum Schluß: „Die beiden Billets“.
4. Oktober 1831: „Die Witwe und der Wittwer, oder Treue bis in den Tod“, Lustspiel in einem Akt von Holbein.
Darauf: „Das Rett Pferd und die Sptzen“, Lustspiel in einem Akt von Kosebue. Zum Schluß:
„Die lebendig toten Eheleute“, Posse in einem Akt von Schkaneder.
13. November 1831: „Der Mann im Feuer, oder Ernst und Scherz“, Lustspiel in 3 Akten von F. W. Ziegler.
15. November 1831: „Rein“, Lustspiel in einem Akt von Oberst Gustav von Barnekow. Darauf folgt:
„Die Feuerprobe, oder die Zurückkunft aus Palästina“, Lustspiel in einem Akt von Kosebue. Zum Schluß:
„Das Opfer im Tempel der Dankbarkeit“. Großes Marmortableau nach Kanova, mit bengalischer Flamme beleuchtet.
18. November 1831: „Ihr Männer, nehmt ein Exempel dran!“ Lustspiel in einem Akt von Carl Löbner. Darauf folgt:
„Die Dorfschenke“, Posse in einem Akt von Erhard von Solbrig. Zum Schluß:
„Nummer 777“, Lustspiel in einem Akt von Lebrun.
20. November 1831: „Neues Mittel, seine Tochter zu verheiraten“, Lustspiel in einem Akt von Kurländer. Diesem geht voran:
„Das war ich“, Lustspiel in einem Akt von Sutt.
25. November 1831: „Die Wette, oder jeder hat sein Plänchen“. Neues Lustspiel in 4 Akten von Lebrun.

27. November 1831: „Der Doppelpapa, oder Kraft als Kammerdiener, Schwager und Schwiegervater“. Lustspiel in 3 Aufzügen von Hagemann.
11. Dezember 1831: „Die Leibeigenen, oder Isidor und Olga“. Trauerspiel in 5 Akten von Dr. Ernst Raupach.
12. Dezember 1831: „Schloß Greifenstein, oder der Samtschuh“. Schauspiel in 5 Akten und einem Vorspiel genannt „Zulima“ von Charlotte Birch-Pfeiffer.
15. Dezember 1831: „Benvenuto Cellini, oder das Bild der Porzia“. Lustspiel in 4 Akten von Lebrun.
16. Dezember 1831: „Die Zauberin Sidonia, oder das rächende Gewissen“. Schauspiel in 4 Akten von Zschokke.
18. Dezember 1831: „Staberl, der Parapluemacher, oder die Bürger in Wien“. Lokale Posse in drei Akten von Adolph Bäuerle.
19. Dezember 1831: „Der falsche Schlüssel“, Drama in drei Akten von Wilhelm Vogel.
20. Dezember 1831: „Staberls Hochzeit“ (Fortsetzung der „Bürger in Wien“) von Adolph Bäuerle. Zum Beschluß: Ein eingelegtes musikalisches Quodlibet mit Begleitung eines vollständigen Orchesters arrangiert und vorgetragen von Herrn Wagner.
22. Dezember 1831: „Verlegenheit und List“, Lustspiel in 3 Akten von Kozebue.
25. Dezember 1831: „Das Irrenhaus zu Dijon, oder Wahnsinn und Verbrechen“. Drama in 3 Akten, frei aus dem Französischen von Margarethe Karl, Hofschauspielerin.
26. Dezember 1831: „Bettler Benjamin aus Polen, oder Der Achtgroshenbettel“. Lustspiel in 5 Akten von Heinrich Cuno.
1. Januar 1832: Ein Prolog als Neujahrsgatulation. Darauf: „Das Schmußkästchen, oder Der Weg zum Herzen“, Schauspiel in 4 Akten von Kozebue.
3. Januar 1832: „Elfriede oder Die Macht der Liebe“. Großes Drama in 4 Abteilungen von Ziegler. 1. Abt. Der Verdacht, 2. Abt. Die Entdeckung, 3. Abt. Das Gericht, 4. Abt. Die Rache.
12. Januar 1832: „Die Verwandtschaften oder die Rückkehr aus Ostindien“, Lustspiel in 5 Akten von Kozebue.

Mit dem Entstehen des „Oberschlesischen Wanderers“ in Gleiwitz 1828 gewinnen wir nun einen neuen bequemen und zuverlässigen Gewährsmann für das Theaterleben unserer Stadt. Wir können nun, da bis 1851 alle anderen Quellen versagen, von 1829 ab im Folgenden zuerst an der Hand von Zeitungsannoncen, dann unter Zuhilfenahme von nach und nach auftauchenden Theaterkritiken genau den Spielplan verfolgen. Nicht jede Stadt in Oberschlesien ist in dieser glücklichen Lage, da die Theaterchronik eben an das Vorhandensein eines fortlaufend erscheinenden Blattes gebunden ist. Wir wollen daher zunächst einmal ein Verzeichnis der 1829—1851 aufgeführten Stücke in Gleiwitz folgen lassen:

13. 8. 1829: *Leonore*, oder die Vermählung im Grabe, vaterländisches Schauspiel mit Gesang v. Hoftei. Musik von Max Ebertwein.
20. 8. „ 3 Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama aus dem Französischen von Louis Angely, Musik von Carl Blum.
1. 9. „ Kunst und Natur oder: Alles mit gehöriger Accurateffe, Lustspiel von Albini, Benefiz für Wilhelm und Pauline Noche.
8. 9. „ Die Flucht nach Kenilworth, Tragödie nach Walter Scott von Lenz.
10. 9. „ *Belmonte und Constance*, Oper von Mozart.
12. 9. „ *Leonore*.
13. 9. „ *Der Nachtspruch*, Schauspiel von Ziegler.
13. 9. „ *Der Freischütz*, Oper v. Weber.
(Es war die Zeit der Begeisterung für C. M. v. Weber, die z. B. die sich auch dadurch ausdrückte, daß ein Gasthaus in Gletwitz „Zum Freischütz“ benannt wurde.)
15. 9. „ „*Precoisa*“ von Wolf, Musik v. C. M. v. Weber.
17. 9. „ *Der feindliche Sohn*, Schauspiel von Aresto.
19. 9. „ *Leonore*.
20. 9. „ *Der Nachtspruch*.
22. 9. „ *Die Mäntel*, Lustspiel von Blum, und: *Ein Ständchen vor dem Potsdamer Tore*, Vaudeville von Angely.
24. 9. „ *Die Teufelsmühle im Wiener Berge*, Romantisch-komische Zauberoper von Hensler.
26. 9. „ *Der Nachtspruch*.
27. 9. „ *Zu zahm und zu wild*, Lustspiel von Albini.
29. 9. „ *Johann von Paris*, Oper von Boildieu.
8. 10. „ *Die Jungfrau von Orleans*, Schauspiel von Schiller, Musik v. Weber, Benefiz für H. F. Wulkow.
20. 10. „ *Die Zauberflöte*, Oper von Mozart.

Man sieht also aus diesem Spielplan, daß Bonnot's Bühne wenigstens den Stücken nach Niveau hatte. Auch soll er selbst ein leidenschaftlicher Dirigent gewesen sein, der z. B. die Zauberflöte selbst dirigiert hat. Zu erwähnen ist noch aus dem Jahre 1830, daß der bisher in Gletwitz bestehende Dramatische Verein aufgelöst wurde. Die Direktion führten Klose, F. Chuchul und C. F. Stark. Man kann annehmen, daß mit dem ständigen Besuch Bonnot's in Gletwitz die Liebhaberbühne überflüssig geworden war. Vom 13. Juli 1831 ab spielt wieder F. Bonnot an 5 Tagen in der Woche in Gletwitz. (Sonntag, Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend.)

13. 7. *Das Mädchen von Marienburg*, Schauspiel.
14. 7. *Johann von Paris*, Oper.
21. 7. *Die Macht der Verhältnisse*, oder die Folgen leichtsinniger Handlungen, Drama von Ludwig Robert, Benefiz für Jakobi und Frau.
30. 7. *Robert der Teufel*, romantisches Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, Benefiz für Emilie Wagner.

4. 8. Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär, von Ferdinand Ratmund, Benefiz für H. Bachmann.
8. 8. Paris in Pommern, Vaudeville von Angelh, darauf: Die polnische Juden-schenke, Benefiz für L. Wolfrabe. — Es ist derselbe Wolfrabe, der später in Leipzig usw. sich zu einem der bedeutendsten Schauspieler und deutschen Sänger herausarbeitete.

Der weitere Spielplan ist bereits an der Hand der Theaterzettel oben gebracht worden. Er erschien wohl deshalb nicht unter den bezahlten Theaternachrichten, weil der Aufenthalt der Gesellschaft diesmal länger als 6 Monate dauerte und B. sparen mußte. Diese lange Spielzeit kam zustande, weil Oberschlesien damals von der Cholera bedroht wurde, das Herumreisen also beschwerlich war und Gleiwitz unter diesen Umständen die beste Verdienstmöglichkeit bot. Es wurden 1832 noch gespielt:

6. 1. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Zauber-spiel von Ratmund.
13. 1. Eufriede, oder die Macht der Liebe, Drama von Ziegler, Benefiz für Mina Blum.
20. 1. Robert und Kunigunde, ein dramatischer Galtmathias, darauf: Von Helen das Beste aus dem Wundertempel des Rosengartens, Benefiz für Carl Wagner, Wiener Lokalkomiker. Letteres Stück war von ihm selbst verfaßt und den Gleiwitzern gewidmet.

Ende des Jahres 1832 erfahren wir übrigens nochmals durch einen Aufruf, daß der dramatische Verein aufgelöst wurde. Er muß wohl nochmals zu spielen angefangen haben.

Wogt'sche Direktion in Gleiwitz. 1833.

19. 5. 1. Vorstellung.
4. 6. Königs Befehl, oder die flüchtigen Freier, militärisches Lustspiel von Töpfer.
6. 6. Die beiden Scharfenacker, Ritterschauspiel von Weidemann.
11. 6. Der Wildfang, oder: Er soppt sie Alle, Posse von Kokebue. (Wogt entschuldigt sich, daß er ein so langes Lustspiel von 4 Aufzügen bringt.)
13. 6. Pauline, die Fürstentochter, Schauspiel von Weißenthurn.
17. 6. Robert der Teufel.
21. 6. Der Wasserträger, große komische Oper nach dem Französischen, Mustt von Cherubini.
24. 6. Herr Rochus Pumpernickel, oder: Der Bräutigam vom Lande. Komische Oper von Stegmeler.
25. 6. Auf allgemeines Verlangen z. zweiten Male: Der Maurer und Schlosser. Komische Oper von Auber.
5. 7. Die Italienerin in Algier. Komische Oper von Rossini. Wogt gibt an, daß er dazu habe lange proben müssen.
9. 7. Der Tiroler Waffel, oder Die Tiroler in Wien. Komische Oper von Stegmeler, Benefiz für Thomas.

11. 7. *Danassa*, die zum Scheiterhaufen verurteilte indianische Wittve, oder: Die Eroberung von Marlabar, Schauspiel mit Chören von Plümicke, Musik von Biereh.
12. 7. *Tancred*, oder: Liebe und Treue, Oper von Rossini.
19. 7. *Fra Diavolo*, der große Räuber, oder: Das Gasthaus zu Teractna, Oper von Auber.
25. 7. *Maria Petenbeck*, oder: Die Fürstentochter, Schauspiel v. F. v. Holbein.
26. 7. *Fürst Raoul*, der Blaubart, Oper von Gretry.
30. 7. *Wilhelm Tell*, SchauSp. von Schiller, Benefiz für L o b e und Frau. — Es ist dies der Lobe, der später in Breslau große Erfolge erzielte.
2. 8. *Don Juan*, Oper von Mozart. — Es spricht für die enge Fühlungnahme der Direktion mit den Gleiwitzern Bürgern, wenn die musikalische Leitung dabei der Gleiwitzer Lehrer und Organist Hausmann übernahm, der auch sonst in der Stadt Konzerte dirigierte. Man kann annehmen, daß im Chor Gleiwitzer Musikfreunde mitgewirkt haben. Leider starb Hausmann schon im nächsten Jahre am Typhus, erst 33 Jahre alt.
4. 8. *Caspar Hauser*, oder: Der Wahn und seine Schrecken, Schauspiel von Bartsch. — Ein damaliges Sensationsstück. Ein Beweis für das gute Einvernehmen zwischen dem Herausgeber des *Wanderers* und dem Theater, daß er die Aufführung durch die Veröffentlichung einer großen Abhandlung über den Fall Caspar Hauser unterstützte.
6. 8. *Maurer und Schlosser*.
7. 8. *Fra Diavolo*.
8. 8. *Richards Wanderleben*, Lustsp. (als Schluß!)

Raum hatte Vogt geschlossen, als C. Eberle, der sich erster Meister der Akustik und des mechanischen Theaters nannte, sich für den 1. September mit seinem mechanischen Kunst-Theater anmeldete. Er brachte mechanische Figuren von 5 Fuß Höhe mit 904 Kostümen mit, zu deren Spiel er 22 Stimmen sprach, wobei er 11 Stimmen auf einmal zu sprechen vorgab.

10. 9. *Leo der Bühne*, oder: Rache für Weiberraub. Darauf: *Atrobatrische Spiele*.
12. 9. *Mina und Salo*, oder: Die schlafende Jungfrau, ZauberSpiel.
15. 9. *Die Alpenkönigin*.
17. 9. *Die zudringlichen Freier*.
19. 9. *Der verlorene Sohn*.
22. 9. *Ottomar*, der Wendenkönig, wahre Geschichte aus der Ober-Laufitz.
26. 9. *Rübezahl im Riesengebirge*, komisches ZauberSpiel.
29. 9. *Martageh und Esiber*, oder: Der bestrafte Sahmann, historisches SchauSp. von Herz, zum Schluß immer Ballett und kosmologische optische Vorstellungen.
1. 10. *Der Burggeist*, Ritterspiel. Darauf auf Verlangen: *Herkules der III*.
3. 10. *Wilhelm Brand*, oder: Die Schlacht bei Jena.
6. 10. Auf Verlangen zum 2. Male: *Dr. Faust*, Sage der Vorzeit. Zum Schluß dieser Vorstellungen: Balletts und transparente Illusionen
8. 10. *Don Juan*, Spanisches Schauspiel.

10. 10. Dr. Wagner (Fortsetzung v. Dr. Faust).
 13. 10. Das Testament des Vaters. (Es handelte sich hier wahrscheinlich um ein Kasperle-Theater, wie es der bekannte Schwiegerling aus Bielau bei Reife mit sich führte. Es spricht für den unverdorbenen Sinn der Gleiwitzer für die Schauspielkunst, daß dieses Theater scheinbar guten Zuspruch hatte.)

Zum 1. Mal in Gleiwitz meldet sich eine Art Panoptikum an, welches sein Besitzer, der Italiener B. Luzich, „Kunst- und Wachsfiguren-Kabinett“ nennt. Er stellte in 20 Gruppen 137 Personen z. T. in Lebensgröße, z. T. in Miniatur aus. — Nachdem wegen in Oberschlesien ausgebrochenen Typhus 2 Jahre lang der Musentempel in Gleiwitz (Deutsches Haus) verwaist war, meldete sich Anfang Mai 1836 wieder die Gesellschaft Bogt, die jetzt Bogt und Thomas hieß.

8. 5. Hinto, der Freirecht, Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.
 (Mittwoch und Sonnabend war das Theater geschlossen.)
 13. 5. Zampa, oder: Die Marmorbraut, Oper von Herold.
 20. 5. Lumpazi vagabundus, Zauberoper von Restroh.
 27. 5. Der Templer und die Jüdin, Oper von Marschner.
 3. 6. Der Freischütz, Oper von C. M. v. Weber.
 9. 6. Die Stumme von Portici, Oper von Auber.
 17. 6. Der Barbier von Sevilla, Oper von Rossini.
 19. 6. Abalkno, der große Bandit, Schauspiel von Zscholle.
 21. 6. Peter Szapar, Schauspiel von Birch-Pfeiffer.
 23. 6. Die Puppe (z. 2. Male), darauf: Der Kalkbrenner, Vaudeville-Posse.
 24. 6. Maurer und Schlosser, komische Oper.
 26. 6. Der verwunschene Schneidergeselle, Schwank von Alexi.
 29. 6. Herr Rochus Pumpernickel, komische Oper von Stegmeier. — Mitgebrachte Kinder hatten freien Eintritt.
 30. 6. Das Testament einer armen Frau, Drama von Koch.
 1. 7. Der Ueberall auf Nirgends, komische Zauberoper von Henzler.
 3. 7. Die Schutzgöttin der Stadt Gleiwitz, dramatisches Gedicht in einem Aufzuge, von einem Gleiwitzer Kunstfreunde ungenannt eingesandt. Hierauf: Der politische Zingleser, komische Oper von Treitschke.
 7. 7. Der Wittwer, Lustspiel. — Eckensteher nannte im Verhört, Posse. — Kataplan, Vaudeville.
 8. 7. Preciosa, Schauspiel mit Musik von C. M. v. Weber.
 9. 7. Napoleons Anfang, Glück und Ende.
 15. 7. Eine Uhr, Melodrama von Lannoh.
 19. 7. Homöopathie und Aopatie, oder Doktor und Apotheker, Lustspiel von Raupach, darauf Ballett. Benefiz für Bree.
 20. 7. Der beste Ton, Benefiz für Teschner.
 22. 7. Lorbeerbaum und Bettelstab, Drama von Holtei.
 24. 7. Die Schleichhändler, Posse von Raupach, Benefiz für Carl Wille.

27. 7. Gastspiel von C. v. Metold über natürliche Magie.
 29. 7. Oberon, Oper von C. M. v. Weber.
 2. 8. Das Erbkreuz, Festspiel und: Das Bekenntnis, Lustspiel von Bauernfeld.
 1. 8. Der Maskenball, Lustspiel von C. Blum. — In der Ankündigung heißt es, daß die im 5. Akte vorkommenden Tänze von allen Mitgliedern in passenden Charaktermasken ausgeführt werden.
 5. 8. Der Hund des Aubri de Mont-Dibier, Schauspiel mit Musik von Seyfried, Benefiz für C. Bub.
 9. 8. Bürgerlich und Romantisch, Lustspiel von Bauernfeld.
 10. 8. Endlich hat er es doch gut gemacht, Posse von Albini, Benefiz für Luise Schön.
 11. 8. Die Leiden des jungen Werther, Vaudeville-Posse von Mühling. Darauf: Wohnungen zu vermieten, komisches Gemälde von Angelh.

Damit schloß diese denkwürdige Spielzeit, denkwürdig nicht nur deshalb, weil sie in rascher Folge eine ganze Reihe der besten Opern der damaligen Zeit brachte, sondern auch weil sie die erste Uraufführung in Gleiwitz aufwies, welche zugleich das erste Stück über Gleiwitz, „Die Schutzgöttin der Stadt Gleiwitz“, auf die Bretter brachte. Auch sonst ist dieses Jahr für Gleiwitz von Bedeutung, als auch der erste Gleiwitzer Komponist Nerke, (1835 zum Organisten gewählt; wurde 1837 Rektor und später gar besoldeter, für die Musik stets begeisterter Bürgermeister in Gl., starb 1854 im Alter von 44 Jahren) uns genannt wird. Auch der bedeutende schlesische Dramatiker Carl v. Holtei erscheint hier öfters auf dem Spielplan. Ferner erfahren wir aus einer Einladung zum Abonnement die außerdem noch geplanten Stücke, welche vielleicht in den Zeitungsanzeigen nicht genannt werden:

Die Seelenwanderung, Der Vorsatz, Die Wiener in Berlin, sämtlich Poffen; Die Räuber auf Maria Culm, Schauspiel; Die Brise Tabak, Die Unglücklichen, Schülerschwänke, sämtlich Poffen. Ferner fanden Gastspiele der Schauspielerin Werner aus Leipzig im Abonnement statt: Das Turnier zu Kronstein, Die Kreuzfahrer, Johannes Gutenberg, Graf Benjowsky, sämtlich Schauspiele, und Die Doppelgänger, Lustspiel.

Auch im nächsten Jahre wirkte das reiche, geistige Leben, das sich 1836 gezeigt hatte, nach, als nämlich am 1. 6. 1837 als Benefiz für S. Udad das nach der Gleiwitzer Chronik von J. Sintram bearbeitete Schauspiel „Margarete, das Mädchen von Gleiwitz“ uraufgeführt wurde. Leider meldet der „Wanderer“ über diese Uraufführung nichts, wie er auch vom Ein-Akter aus dem Vorjahr nichts gemeldet hatte.

Direktion Bogt und Thomas 1837.

21. 4. Der Pariser Augenichts, Lustspiel von Löffler.
26. 4. Der Oheim, Lustspiel von Prinzessin Amalie v. Sachsen, nebst Prolog. (Necht aktuell begleitet der „Wanderer“ diesen Anfang mit einem Leitartikel „Die edle Schauspielerin und der gehehlte Rechtskandidat“.)
28. 4. Griselidis, Schauspiel von Halm.
2. 5. Eulenspiegel, Posse von Restroh.
5. 5. Der Reisewagen des Emigranten, Militärisches Schauspiel.
11. 5. Josef und seine Brüder, Oper von Mehul.
19. 5. Zu ebener Erde und erster Stock. Römische Oper von Restroh.
26. 5. Der Verschwenker, Zaubermärchen von Kaimund.
1. 6. Margarethe, das Mädchen von Gleiwitz, Schauspiel von Sintram.
2. 6. Der Untergang der Welt, Zauberoper von Restroh, Musik v. A. Müller.
9. 6. Der Adept, Drama von Halm.
16. 6. Die Sternkönigin, Zauberoper von Kauer.
18. 6. Der Ober-Hof-Baudeu- und Trompeten-Inspektor, und andere Possen nebst Ballett.
23. 6. Hans Michel Meerrettichs Liebes- und Ehestandsachen, Schwank von Raupach.
24. 6. Arlequien. Im Schutz der Zauberei und 2 Possen.
27. 6. Liebe kann alles, Lustspiel von Holbein. — Hierauf folgte ein fehrtscher Reifentanz von der Ballettmeisterin Schön und ihren Gleiwitzer Schülern getanzt. Man sieht auch wieder die enge Fühlungnahme der Schauspieler mit der Bürgerschaft, die anscheinend ihre Kinder gern auf der Bühne auftreten sahen. Die Vorstellung war zum Besten von Auguste Piening und Carl Engelmann.
29. 6. Der freiwillige Landsturm, Posse, ferner eine von Kindern dargestellte Posse, Abschiedsballett und eine Grotesk-Gallopade, worauf am 3. Juli in Weuthen die Spielzeit derselben Gesellschaft begann. Interessant ist hierbei, daß dort als Benefiz für einen Schauspieler auch „Dr. Martin Luther“ gegeben wurde, ein Stück, gegen das nach Aktieninhalt in anderen Städten Schlesiens wegen seiner angeblich katholikenfeindlichen Tendenz Protest erhoben worden war.

Wir sind in dem Zeitabschnitt des Gleiwitzer Theaters angelangt, wo die Spielperiode der Direktionen Bonnot, Nachtigall und Bogt und Thomas für Gleiwitz vor der politischen Umwälzung von 1848 zu Ende geht. Ist zwar dieses Jahr theatertechnisch kein Abschnitt, so kennzeichnen sich doch die Jahre 1843—1848 als die Jahre des Hungertyphus, als die Jahre eines furchtbaren sozialen und physischen Zusammenbruchs, dem z. B. in Gleiwitz selbst auch einige Musiker erlagen. (Vergl. die Festschrift „Cäcilia“ anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Gleiwitzer Cäcilienvereins 1928, Artikel von Oswald Böckel „Hundert Jahre auf dem Chore von „Allerheiligen“ in Gleiwitz. 1742—1842“.) Dahehr muß auch, sozio-

logisch betrachtet, die Bühne in Gleiwitz mit diesem Zeitabschnitt am Endpunkt einer Entwicklung stehen. Nicht in jeder Beziehung war es eine Blütezeit. Rein ästhetisch betrachtet, kommen wir schwer zu Einer Einstellung. Aus dem geistigen Mutterboden aber, auf dem das Theaterleben wächst, sehen wir in Gleiwitz einen kulturellen Aufschwung, immer das ganze betrachtet. Musikliebhaber und Publikum, Tanz und Ball werden vom Theater befruchtet. Persönliche Beziehungen zwischen Bühne und Bürgerhaus häufen sich. Der Oberschlesische Wanderer meldet die Hochzeit zwischen dem Theatermeister Leber und einer Jungfer aus Guttentag. Das Trompeterchor der 2. Ulanen begleitet das Theater für mehrere Tage nach Beuthen. Das Interesse am Buch wächst. Breslauer Buchhandlungen, z. B. Hirt, gründen Filialen in Pleß und Ratibor. In Gleiwitz annoncieren Neumann, Waslowski u. a. ihre Bücher. Neumann vermittelt vor allem häufig Buchhändler-Stellungen. Es scheint, als ob Gleiwitz das Heer der ostdeutschen Buchhändler um ganze Duzende vermehrt hat. Durch seine Heirat mit einer Tochter der uralten berühmten Buchdruckerfamilie Pompejus in Glas hat Neumann die besten Beziehungen zum Buchhandel. Das nutzt ganz Gleiwitz aus. Schon damals erscheinen zwei Namen von Gewerbetreibenden in Gleiwitz, die heute im ober-schlesischen Kunstleben Klang haben: Silbergleit und Weß (Vorfahren, bezw. Großvater des Schriftstellers Artur Silbergleit und des Komponisten Richard Weß). Wie viele schöngeistige Anregungen mögen da zwischen Bühne, Wanderer-Druckerei und Bürgerhaus hin- und hergespielt haben.

Freilich literar-kritisch läßt sich mit den Theaterbesprechungen im Oberschlesischen Wanderer, mögen sie menschlich auch noch so gewandt und routiniert geschrieben sein, nicht viel anfangen. Vorberhand läßt sich mangels Unterlagen aus einem Vergleich zwischen der Bühne in Gleiwitz und etwa der in Oppeln nicht viel machen. Auch einen Vergleich zwischen dem Spielschluß der Bonnot, Nachtigall und Bogt und Thomas und dem Spiel, das 1843—1848 Heinisch in Gleiwitz weiterführte, läßt für Gleiwitz bedeutende ästhetisierende Gesichtspunkte kaum festlegen. Das soziologische Element aber sagt dem Heimatforscher mehr und hilft zu Farbe und Einzelheit.

Eine schwere Konkurrenz hatte das Theater — viel schwerer noch als heute — in den geselligen Festen des damaligen Oberschlesiens. Schlittensfahrten, Maskenbälle, Redouten, lokal gefärbte Volksfeste, z. B. „Hütten“-Feste, Sängerebene, Konzerte, Tanzvorführungen aller Art, in oder ohne Kostümierung, haben häufig den

Bürger in die Stimmung verlegt, die ihm Theaterersatz bietet und ihn selbst zum Theaterpieler werden läßt, der sich selbst über die eigene enge wirtschaftliche und geistige Lage hinwegtäuscht. Wollte also der Mime daneben bestehen, so mußte er selbst zum Mimen im leichten Sinne des Wortes werden, d. h. die leichtgeschürkste Muse freimachen, die es gab, oder aber zur *Artistik* übergreifen, zu Turn-, Tanz- und Gesangsunterricht, um den Kontakt mit dem Publikum zu finden und so seine Kunst in farge Nadel umzuwandeln, von „versilbern“ kaum die Rede. Klingendes Silber war höchstens den Gästen aus Wien und Breslau vorbehalten, die Nachtigall und Vogt nach Gleiwitz brachten, eigentlich mehr nach P l e ß, wo — ein Hoftheater — etwas mehr geboten werden mußte. Besonders 1841 hat Nachtigall Oberschlesien ausgiebig „durchgespielt“: Reisse, Ratibor, Groß-Strehlitz, Gleiwitz und Beuthen, woran sich vom 2.—27. Oktober das Hoftheater in Pleß anschloß. Den Winter über war Nachtigall viele Jahre lang regelmäßig in B r i e g, und heute noch gibt es durch die Direktion Steuer einen seit 20 Jahren wieder bestehenden, etwa 1910 finanziell aufgenommenen Bühnen-Zusammenhang B r i e g - D o p p e l n.

Es wäre noch nachzutragen, daß Bonnot 1838 zum letzten Mal in Gleiwitz spielen ließ (14. 6.—20. 7.), während seine Spieler bis Anfang August in Gleiwitz blieben und hier bei der Königs-Geburtstagsfeier mitwirkten. Auch aus der 1839 im April in Beuthen und vom September bis 31. Oktober in Gleiwitz weilenden Direktion Vogt und Thomas machte sich ein Schauspieler selbständig: B a h l a u, indem er zunächst eine Hamlet-Aufführung im Silbergleit'schen Saale inszenierte, um dann fast ein halbes Jahr, da er früher als Lehrer der höheren Tanzkunst an der Turnanstalt Breslau gewirkt hatte, in Gleiwitz Tanzstunde zu geben (24. 8. ein Ballett). In diesem Jahr tritt auch zum ersten Mal eine Kritikerin im Wanderer auf, ferner eine Kritik in Form eines Dialogs. Auch sonst begleitet diese Zeitung das Theater mit „aktuellen“ Artikeln. So findet sich auch eine lange Glosse über ein Wachsfigurenkabinett in Gesprächsform und leichtem sächsischen Dialekt.

Zwei Jahre lang tritt der *Marionettentheaterspieler* Schwiegerling in Gleiwitz bezeichnenderweise auch als Feuerwerker und *Akrobat* auf. Bezeichnend deshalb, weil nach der Reich'schen Auffassung vom Mimus und seinen letzten Ausläufern Marionette (Karagöz der Türken) und Akrobatenkunststüch wesensnahe Dinge sind. Schwiegerling hatte sich in Gleiwitz mit einem gewissen Thomas vereinigt, und man weiß nicht, wer von beiden die berühmte „große As-

zension“ (wie sie vor etwa 40 Jahren noch in Breslau so genannt, aber nicht gewagt wurde) auf dem Gleiwitzer Ringe ausführte. Diese bestand darin, daß der Akrobat auf einem nach dem Kathausturm gespannten Seil hinauf und hinunterstieg. Da Näheres auch im Wanderer nicht berichtet wird, weiß man nicht, ob es sich um Kitsch oder um eine jener mittelalterlich anmutenden großen Gaukelszenen gehandelt hat. Um aber den Rahmen dieser Untersuchung nicht zu sprengen, kann ich auf diese vom Theater selbst abseits liegende Angelegenheit nicht eingehen. Ihr Feuerwerk brannten die Künstler im Schwürz'schen Garten ab. Ein Jahr später (1840) nennen sie sich wieder anders: Kunst- und Metamorphosentheater. Im Marionettenspiel führte Schwiegerling, über dessen schlesisches Faustspiel ein ganzes (sehr selten gewordenes) Buch handelt, auf: Don Juan, Zauberflöte, Romeo und Julia. Ob mit Orchester oder wie sonst? Der Kreis um Schwiegerling ist noch lange nicht erforscht. Eigentümlich ist auch der so starke Besuch der Marionette in Gleiwitz, daß sich Schwiegerling im Wanderer wegen der „Unordnung“ entschuldigt.

Ein tüchtiges Orchestermitglied singt plötzlich den „Postillon“. Die Ober auch auf der eigentlichen Bühne werden die Rollen vertauscht. Kritik schreiet en (es war unter Nachtigall 1840) und weist den Ausbrecher aus dem Orchester auf seinen Sitz zurück. Nachtigall selbst wird als Sänger gelobt. Seine Frau heimst sogar Gedichte ein, die der Wanderer auf sie veröffentlicht. Dabei ist die Kritik aber nicht etwa schonend. Ein gewisser Gottstein geht vor 1841 scharf ins Gericht. Frau Peters wird sehr gelobt, desgleichen ein Breslauer Gast, Frä. Neustädt. Nachtigall muß 1840 einen fleißigen Theatermaler gehabt haben. So anspruchslos die Stücke waren, so viel Wert wurde auf lokale Färbung gelegt. Bei einem „Lokalscherz“ in 1 Akt zeigte die Bühne Gleiwitzer Stadtbilder, u. a. auch den Hochofenabstich, den Ring usw. Es kam, vielleicht nur wegen der Dekorationen, noch eine Lokalszene vor „Die Gleiwitzer Brüder“. Die Kritik bezeichnet dies als „Skandalum“. Ein huntgewürfeltes Bühnenleben, ein Ringen um die Gunst des Publikums, vielleicht ein Existenzkampf.

Als sich 1842 aus Kreuzburg Heinisch einfindet, kommt das Theaterleben in Gleiwitz auf die absteigende Linie, um in den schlimmsten Jahren ganz aufzuhören. Nach der Auflockerung des öffentlichen Lebens in sozialer, politischer und geistiger Beziehung spielt dann das Theater nicht mehr dieselbe führedne Rolle als bisher im gesellschaftlichen Leben.

Rückblick auf meine 70 Jahre

Von Artur Schilier

Res ad triarios venit! Die Siebzigjährigen an die Front! Diesen Ruf ließ die Schriftleitung des Gleiwitzer Jahrbuches 1928 ebenso an mich ertönen, wie 1927 an meinen Freund, den Geistlichen Rat Dr. Chrzaſcz. *) Ich werde also von vornherein in eine Art Parallele mit diesem Geschichtsforscher und verdienstvollen Seelsorger gestellt, wobei ich nicht günstig abschneiden kann. Doch will ich den Mut nicht verlieren, da einmal das Geschick uns Beide nur eine Jahresspanne von einander entfernt gesetzt hat, und die nun schon der Geschichte angehörende Tat der Gründung des Oberschlesischen Museums uns einander nahe bringt. Und es war wohl Bestimmung, daß wir Mitbegründer werden sollten, da wir uns gegenseitig ergänzten.

Am 30. November 1889 erblickte ich Gleiwitz zum ersten Male. Da mir in Striegau die Zeit meines meist unbesoldeten Assessorats zu lang wurde, war ich Mitte November nach Berlin zum Justizminister gefahren, um dort spaßhafterweise zu erfahren, daß ich schon angestellt sei! Auf seiner ersten griechischen Reise hatte mich Wilhelm II., ausgerechnet auf Cap Malea, zum Amtsrichter ernannt, und Gleiwitz war mir zugefallen. Oberschlesien kannte ich noch wenig. Die draußen im Lande üblichen Redensarten über diesen Landesteil konnten mir nicht gerade Mut machen. Als ich 1882 an einem heißen Sommertage auf meiner ersten Reise nach der Tatra durch Oberschlesien kam, hatte besonders die Gegend um Gogolin auf mich einen recht traurigen Eindruck gemacht. Ein Kommissorium in Oppeln im Sommer 1888 gehört auch nicht zu meinen angenehmen Erinnerungen. Doch ich war ein ober-schlesisches Sonntagkind. Der 30. November 1889 war ein schöner Sonntag. Auf der eigenartig anmutenden, spinnenekartig

*) Anmerk. Der Aufsatz ist vor dem 26. Februar 1928, dem Todestage von Dr. Chrzaſcz geschrieben. Die Schriftleitung.

ausgedehnten Stadt und ihrer Umgebung lag fußtiefer, glänzend weißer Schnee. Mir gefielen die zahlreichen frommen Kirchgänger, die aus der Allerheiligengirche herausquollen. Ich bemerkte gleich an diesem Tage die Steinmehzzeichen am Kirchturm, über die ich freilich erst 1914 in der Zeitschrift „Oberschlesien“ schrieb, und den Türklopper an der Tür des Bermann'schen Bierlokals nach der Mittelstraße zu, den einzigen in Gleiwitz. Mit angenehmen Gefühlen schaute ich vom Ende der Roseler Straße auf das anmutige Tal der Klodnitz. Auf der Teuchertstraße vor der Kaserne der Ulanenschwadron spielte die Regimentsmusik der Infanterie. Ich logierte im „Schwarzen Adler“, auf der Ratiborer Straße, wo der Mittagstisch der unverheirateten Juristen war, dem der alte Landgerichtsrat *Trump* präsiidierte, und wo der weitbekannte „Staatsanwalt und Diabetiker“ *Arthur Dyrenfurth* das große Wort führte. Auch die beiden Offiziere der Schwadron, Major *S l r i c h s* und Leutnant *W ä d g e n* aßen da mit. Der Ton am Tische war durchaus ungezwungen und vergnügt. Der Affessor *W i t t k o w i k*, der bisher meine Stelle vertreten hatte und ein wenig älter war als ich, wurde mit einer solennen Bowle abgefieiert. Ich fragte ihn, warum er sich nicht gemeldet habe. Er meinte, mit dem Amtsrichter Gehalt könne man in Gleiwitz nicht auskommen. Nach Überwindung einigen Mißtrauens, das er gegen Jungesellen hatte, fand ich bei Drogist und Stadtrat *Simon*, Ring 13, 2 Treppen eine geräumige aber kalte Wohnung. Mit *Simon* habe ich mich bald angefreundet. Er zeigte mir eine Käfer- und Schmetterlingsammlung, die er bekanntlich später dem Museum geschenkt hat, und ich mußte auch seinen herrlichen Rosengarten hinter seiner Scheune auf der Mühlstraße bewundern. Doch ich muß doch, ehe ich meine Glewitzer Erlebnisse weiter erzähle, der Vollständigkeit halber die Hauptfache meiner Vorgeschichte anführen.

Die liebliche Boberstadt *Bunzlau* hat den Vorzug mich am 16. Mai 1858 hervorgebracht zu haben, also am Namenstage von *Johannes Chrzaſzcz*. Mein Vater, Regierungsbaumeister *Richard Schiller*, ein geborener Breslauer, einer begüterten Kaufmannsfamilie entstammend, baute damals in mehrjähriger Bauperiode die große Landesirrenanstalt in *Bunzlau*. Meine Mutter war aus *Sachsen*. Ich war ein früh entwickeltes Kind. Ehe ich den ersten, natürlich privaten Unterricht bekam, habe ich schon täglich die Polizeinachrichten aus der „Schles. Zeitung“ entziffert. Mit 6 Jahren habe ich schon in der Kirche Geige gespielt. Damals waren Eltern auf solche Früh-

leistungen unbändig stolz. Uebrigens habe ich meine Kindergeschichte unter dem Titel „Meine Kinderstube“ auf Anraten des Dr. Chrzaszcz in der „Schlesischen Volkszeitung“ zu Breslau vom 27. Juni 1919 ab (17 Fortsetzungen) veröffentlicht, auch von meinem Einjährigenjahr unter der Ueberschrift „Vor 40 Jahren“ in den Jahrgängen 1923/24 der Görlitzer Courbière-Blätter erzählt. Mein Vater wurde 1864 als Kgl. Kreisbaumeister in dem schön gelegenen Goldberg angestellt, wo ich einige Monate die Volksschule und sodann gleich die Lateinschule, die alte Trozendorffschule, besuchte, aus der sich später die Schwabe-Priesemuth-Stiftung entwickelte. 1870 kamen wir nach Bunzlau zurück. An den Krieg und die Durchzüge der Truppen und Gefangenen habe ich natürlich lebhaftere Erinnerungen. Michaelis 1876 machte ich auf dem Bunzlauer Gymnasium das Abiturium. Dann studierte ich Jura in Leipzig, Heidelberg und Berlin und bestand am Kammergericht Anfang 1880 das Referendarexamen mit bestem Erfolge. Ich habe gottlob eine sonnige Jugendzeit verlebt und bin nie ernstlich krank gewesen. Vom 1. April 1880 ab diente ich — Hochmut lag mir fern — bei den Neunzehnern in Hirschberg mein Jahr ab. Das dort stationierte Füsilierbataillon hatte viel zweisprachigen Ersatz. Was mir das Jahr so besonders angenehm machte, war die Freundschaft, die mich gerade mit diesen Leuten verband. Meine Erfahrungen mit ihnen kamen mir dann in Oberschlesien zu gute.

Nach dem Dienstjahre verblieb ich als Referendar in Hirschberg, vielleicht ein wenig zu lange. 1882 wurde ich Reserveoffizier. Die vielen Uebungen, der Verlust des ganzen Dienstjahres (damals verlor man es noch) hielten mich auf, so daß ich erst März 1886 den Assessor schaffen konnte. Den größten Teil meiner Assessorzeit habe ich in Striegau verbracht, auch dort für öffentliche Fragen schon mit interessiert, nach meinem Grundsatz:

Sei, wo du seist, ein guter Geist.

Man denke sich, daß ich als Protestant allen Ernstes mit dem Gedanken umging, zur Erhöhung des unfertigen katholischen Kirchturms einen Bauverein zu gründen. Auf das interessante hohe Kirchendach, dessen Stükbalken wie ein Palmenwald anmuten, habe ich jeden Fremden geführt.

Immer aber habe ich die Annehmlichkeiten einer schönen Gebirgsgegend, als romantischer Schlesier, besonders geschätzt. In meinem Entschlusse, trotzdem nach Gleiwitz zu gehen, lag also eine gewisse Resignation. Naturgenuß hatte ich in der Gleiwitzer Gegend erst, seitdem ich sie auf dem Pferderücken durchstreifen konnte.

Nun also im Amte in Gleiwitz wurde mir als dem jüngsten der 5 Amtsrichter zunächst das wegen seiner überaus starken Arbeit unbeliebte Grundbuch zugeteilt. Ich stürzte mich aber mit Lust in das Schaffen, nahm jeden Wochentag jeden Antrag auf und hatte so nach Jahr und Tag trotz der vielen Parzellierungen aus Schönwald und Petersdorf die Genugtuung, daß die Arbeit ruhiger geworden war. Auch mit den Anwälten stand ich mich gut. Ich habe damals den Grund zu dem Zutrauen, mit dem mich das Publikum beschenkte, gelegt.

Im Mai 1890 heiratete ich meine stille Jugendliebe, eine junge Ungarin, die durch ihr feiches und liebenswürdiges Wesen, so wie durch ihre gesellschaftliche Gewandtheit Hoch und Gering bestach und sich und mich beliebt machte. Sie ist es auch gewesen, die mich bei allen meinen Unternehmungen von Anfang an verständnisvoll mit Rat und Tat unterstützte und mir manchen hindernden Stein aus dem Wege räumte. Ihrem Vater, einem feurigen ungarischen Patrioten und Mittkämpfer von 1848, hatte ich versprochen, seine Tochter ihrem Vaterlande nicht zu entfremden. Dies Versprechen habe ich gehalten und natürlich zunächst Ungarisch gelernt. Ich habe es sogar zum gerichtlich beeidigten Translator der ungarischen Sprache für Schlesien gebracht. Auch schrieb ich einen ungarischen Sprachführer, von dem Pfarrer Chrząszcz bei der Beichtabklärung von ungarischen Arbeitern seiner Angabe nach Nutzen ziehen konnte. Soviel ich es vermochte, habe ich den in Oberschlesien sesshaften Landsleuten meiner Frau in Nöten beigestanden. Ich war auch Vorstandsmitglied des von Generaldirektor Viktor Zuckerkandl gegründeten Vereins der Oesterreicher und Ungarn, der zeitweise starkbesuchte Geburtstagsfeiern für Kaiser Franz Joseph veranstaltete. Die ungarische Dolmetscherei brachte mir auch einen kleinen Nebenverdienst. Das Erlernen der Sprache, die bekanntlich keine slavische ist, wurde mir durch den Umstand erleichtert, daß ich in Striegau von einem jungen Philologen Englisch gelernt hatte, dem ich als Entgelt dafür — Geigenunterricht erteilte. Im Polnischen habe ich es nicht sehr weit gebracht, obgleich ich in Hirschberg beim Militär natürlich manchen Brocken aufgeschnappt hatte. Meine Frau hätte gern Polnisch gelernt. Ich war aber nicht dafür, um mir meinen Kopf nicht noch mehr zu belasten. Stieg doch auch das drohende Gespenst des Bürgerlichen Gesetzbuches auf, zu dessen Studium Jahr und Tag nötig war.

Mit Oberschlesien verknüpft es uns Beide, meine Frau und mich, unauflöslich, daß uns in Gleiwitz 1891 und 1893 ein liebliches Töchterchen und ein gut veranlagter Junge geschenkt wurde. Ihr Auf-

wachsen bereitete uns reine Freude. Mit den Kindern machte ich oft große Spaziergänge und auch Ausflüge, in den Labander Wald, nach der Sorollmühle, nach Slawenitz, nach Emanuelsfegen, nach der romantischen Ruine Chudow und in die größeren Städte des Reviers. Gleiwitz hatte bei meinem Eintreffen 17 000 Einwohner. Aber es ging amerikanisch vorwärts. An der Spitze der Stadt stand ein ebenso talentierter wie autokratischer Mann: Oberbürgermeister Alfred Kreidel. Ich war mitten in die Aera Kreidel geraten. Es hieß, den mir in diesem Buche zugemessenen Raum weit überschreiten, wollte ich mich über diese Zeit auch nur in allgemeinen Umrissen auslassen. Dafür ist Platz in der neuen Stadtchronik. Wir hatten unser Ehedomizil einige 20 Jahre lang im zweiten Stockwerke des lange isoliert dastehenden Zimmermeister Jellin'schen Hauses Ecke Kreidelstraße — damals sagte man noch Gartenstraße — und Wilhelmstraße aufgeschlagen. Das Haus hatte vor Einrichtung der städtischen Wasserleitung den besonderen Vorzug, daß es eine Privatwasserleitung hatte. Es wurde nämlich täglich in ein Reservoir auf dem Boden Wasser gepumpt. Nicht selten lief aber irgendwo das Wasser durch. Die Wilhelmstraße war noch nicht ausgebaut und erst ein mit Wasserlachen geschmückter Wiesenstreifen. Oft ging ich in Stulpenstiefeln aufs Gericht oder den Umweg über die Bahnhofstraße. Kreidel wohnte in einer kleinen, netten Villa auf der Gartenstraße uns schrägüber. Seinetwegen war diese Straße bis zur Bahnhofstraße mit Pflaster erster Klasse versehen, was oft öffentlich besprochen wurde. Aus unserer Nachbarschaft entwickelte sich eine Freundschaft der Familien, die sich auch auf die Kinder erstreckte. Sie ging auch nicht ganz in die Brüche, als ich bei den späteren Kommunalkonflikten nicht immer auf Seiten Kreidels stehen konnte. Noch jetzt ist ja Oberschlesien berühmt durch frischen, gemüthlichen Ton seiner gesellschaftlichen Verhältnisse. Wir lebten jedenfalls in angenehmstem Verkehr mit Zivil und Militär — ich denke gerne an die schönen Bälle in den Offizierskasinos — freilich auch ein bißchen opulent, so daß es ohne Zuschüsse der beiderseitigen Elternteile nicht abging; Kollege Wittkowitz hatte Recht gehabt. Freilich gehörten wir nie zu denen, deren Tagesarbeit in luxuriösem Essen und Trinken besteht. Wir hatten genug andere Zerstreuungen, Musikverein, Theaterverein, Lesekränzchen, einfache Lichtenabende, oft verabredete Zusammenkünfte mit Damen in den verschiedenen Lokalen der Stadt, am liebsten in der „Goldenen Gans“. Ein wichtiger Faktor im Leben der oberen Zehntausend von Glewitz war auch der Dämmer-schoppen B-B-B, sprich: Bermannsche Bier-Brüderschaft. Frühshop-

pen bei Gutzmann, bei Tropelowitz machte ich selten mit. Dazu reichte mir die Zeit nicht. Am Bermannstische, später „Bierpalast“ genannt, präsiidierte der feuchtfrohliche Gerichtsdirektor Schrader. Kreidel war dort ein stets gern gesehener Gast. Wenn er, den Zylinderhut im Genick, eintrat, meist ergrimmt über seinen alten Feind, den nun schon achtzigjährigen Hill und das „Intelligenzblatt“, so begann das halb humoristische Debattieren über Kommunalpolitik. Alle Wochen erhob sich in vorgerückter Stimmung Freund Schrader und hielt auf Kreidel, den „Tyrammen von Gleiwitz“ und seine Verdienste um das allgemeine Wohl eine ironische „Wochenrede“. Kreidel war ein kluger Mann: er verstand sogar Spaß und wehrte sich gegen solche Anzapfungen, indem er mitlachte. In der B.=B.=B. war ich ernannter B.=B.=D., d. h. der Dichter ungezählter ritualer Biergedichte zum Singen.

Höheren Ortes legte man mir anfänglich wiederholt nahe, ans Landgericht zu gehen. Damals war ich so unflug, es nicht zu tun, was mir später leid tat. Eher wäre ich gern in den Kommunaldienst übertreten, wo ich meine Arbeitslust und Arbeitskraft besser und zugleich gewinnbringender hätte ausnutzen können. Ein Kommunalbeamter, nicht durch die Schranken des Bürokratismus eingeengt, kann schaffen und sich an seinen Schöpfungen freuen. Ich stand tatsächlich mit Breslau in Verhandlungen, wohin ich Beziehungen hatte. Oft hatte ich auch Gelegenheit, mit Kreidel ernstlich über kommunale Fragen zu sprechen, wobei er mich, was mir natürlich nicht entging, aushorchte. Er hörte auch auf mich, so ist z. B. nach meinen Vorschlägen, nachdem ich die Pläne der mir bekannten Kanalisierung des Dos-Baches in Baden-Baden beschafft hatte, die Wilde Klodnitz, die oft Ueberschwemmungen hatte, mit einem Gerinne in der Mitte des Flußbettes für wenige 100 Mark reguliert worden. Jetzt ist dort eine schöne Promenade. Oft nahm mich Kreidel auch stundenlang auf sein Amtszimmer und zeigte mir dieses und jenes Aktenstück, Bebauungspläne und dergl. und veranlaßte mich zu deren Beurteilung. Ich kann hier nur ausführen, daß ich, der ich zu Zeiten auch wohl oder übel im Verschönerungsverein aushelfen mußte, u. a. folgendes angeregt oder projektiert habe: Die Bepflanzung des Milchmarktes mit Bäumen, die Anpflanzung von Straßenbäumen, die Verankung der Mutter-Gottes-Statue am Rathause mit Efeu, Blumenkörbe an den Lichtmasten — die Idee hatte ich aus Wien mitgebracht — Blumenkörbe auf den Brücken der Wilhelmstraße, Ersatz des Kagenkopfpflasters im Klosterhofe durch Rasen und Blumen, Projekt der unterirdischen Anlegung der

Bedürfnisanstalt auf dem Wilhelmsplatz, der Weiterführung der Langen Straße unter Beseitigung der Baracken auf der Karlstraße bis zum Polizeigefängnis, Hereinholung des Teufelssteines aus dem Labander Walde für ein Kaiserdenkmal auf der Westseite der Wilhelmstraße vor dem damals dort projektierten Rathause, Aufforstung der Rybniker Höhe durch einen 20 Meter breiten Waldstreifen, um die Schönheit des Stadtbildes zu heben, Anlegung einer Promenade entlang dem Nischinabache bis zum Röhrteichel, Mitwirkung bei Einrichtung der Richtersdorfer Freibadeanstalt u. a. m. Ueber manche dieser Projekte beriet der Magistrat ernstlich. Dies alles hatte in Kreidel eine Idee reifen lassen. Eines abends gingen wir zusammen von Bermann nachhause. Bei Caro's Gärtnerhause blieb er stehen, faßte mich beim Rockknopf und sagte zu mir: „Hören Sie, der „Alte Frik“ (der damalige zweite Magistratsbeamte) wird pensioniert. Wir wollen an seine Stelle einen Juristen. Alle, die etwas dabei zu sagen haben (er meinte sich), richten ihr Augenmerk auf Sie. Also melden Sie sich.“ Ich sprach von großer Ehre, aber ich hätte eine Bedingung — „Wenn möglich, wird alles konzediert. Mit Gehalt möglichst weit gegangen.“ Ich sagte: „Nein, ich habe nur die Bedingung, daß Sie sich binnen drei Monaten pensionieren lassen.“ „Denn“, setzte ich hinzu, „zwei solche impulsivie Naturen, wie wir Beide sind, werden nicht nebeneinander Seide spinnen.“

Was er darauf erwidert hat, will ich nicht mittheilen. Es kann sich's jeder selbst denken. Aber einige Tage darauf war das alte gute Verhältnis zwischen uns wieder hergestellt.

Ende der 90er Jahre erfand ich auch eine Schriftkürzung, die im Gegensatz zur Stenographie beabsichtigt, die Längen der gewöhnlichen Kurrentschrift zu beseitigen. Der Merkwürdigkeit halber erwähne ich, daß auch der Stadtbaurat K e l m gleichzeitig auf dieselbe Idee gekommen war; ich hörte einmal im „Deutschen Hause“ *) von ihm darüber einen Vortrag. Seine Idee bestand in der Hauptsache darin, die Vokale wegzulassen. Meine Kürzung, von meinen Schülern „Schillerkurz“ genannt, wurde im Warthelager offiziell gelehrt. Die achte, vermehrte Auflage ist soeben erschienen.

Ein folgenreicher Schritt war 1895 mein Eintritt als dritter Vorsitzender in den Kriegerverein Gleiwitz. Nachdem ich 1898 Landwehrhauptmann geworden war, wurde ich 1899 erster Vorsitzender. Am

*) Auf dem Ringe, heute Verwaltungsgebäude der Gräflich Schaffgotschischen Werke.

22. Februar desselben Jahres erfolgte meine Wahl als Vorsitzender des Kreisriegerverbandes an Stelle des Gymnasialdirektors *R o n t e*. Bei diesem und bei einzelnen Verbandsvereinen bin ich jetzt noch Ehrenvorsitzender oder Ehrenmitglied. Mit großem Eifer warf ich mich auf das Vereinsleben und hatte dabei, da ich mich auch in dem mir schon immer gutliegenden Deffentlichreden fortbildete, guten, ja ungeahnten Erfolg. Ich brachte den Verein auf 1 000 Mitglieder, schuf moderne Satzungen mit erhöhter Sterbekasse und teilte den Verein in vier Züge. Schöne Vereins- und Verbandsfeste mit großen Paraden wurden von mir abgehalten, auch zweimal auf der Wilhelmstraße für die Erbprinzessin von Meiningen und den Kronprinzen von Griechenland Spalier gestellt. Am 16. Mai 1900 kommandierte ich mit meinem Kriegerverein die Absperrung vor der Peter-Paul-Kirche, die Kardinal Kopp damals weihte. Es war zufällig an meinem Geburtstage. Ebenso widmete ich meine Fürsorge dem Kriegersechtwesen unter Polizeikommissar Baumert und den Sanitätskolonnen, nachdem ich mich selbst von Dr. *M a n n a - b e r g* und Dr. *K ö n i g s f e l d* als Krankenträger hatte ausbilden lassen.

Die Wahl zum Vorstandsmitgliede des Provinzialkriegerverbandes folgte bald.

Besonders mit Hilfe des Rektors *F r a n z G w o s d z* und des Ackerbürgers *J a k o b R u d a* — die anderen lieben Kameraden verzeihen mir, wenn ich sie nicht nenne — gründete ich im Laufe der nächsten 10 Jahre 17 neue Kriegervereine im Kreise Loß-Gleiwitz, die mir alle viel Freude machten, besonders Richtersdorf, das ich neulich persönlich wieder einmal besuchen konnte. Meine dabei angewendete Methode wurde von dem Preussischen Landesverbande für die Werbetätigkeit in ganz Preußen empfohlen, zum Ruhme von Gleiwitz. Größere Sanitätskolonnenübungen erdachte ich und führte sie gut durch, am Schlachthofe mit Hinzunahme von Kanalschiffen, im Stadtwalde hinter dem Waldschlosse und eine Verladeübung im Bahnhof Trynek. Hier muß ich auch die Namen Assistent *H e n t s c h e l* und *E u g e n S t i a s n y* nennen. Den Besuch des Letzteren bei mir in Bunzlau zur Ueberreichung einer Erinnerungsmedaille konnte ich neulich bei meiner Anwesenheit in Gleiwitz erwidern. Die Rote Kreuzmedaille war der Lohn meiner Tätigkeit. Es folgte der Rote Adlerorden und für „Ausbreitung der ungarischen Interessen im Auslande“ die Oesterreichische Eiserne Krone III. Klasse.

Einen gewissen Glanz auf Gleiwitz warf auch die zweimalige Aufführung der Werning'schen Kriegsfestspiele, die trotz ihrer Mache bei dem großen Publikum schöne nationale Begeisterung entfachten.

Auch bei Einholung des Herrn Fürstbischofs wurde ich zur Mitwirkung veranlaßt. Bei Beratung des Kirchenvorstandes, als die Idee des Turmausbaues auftauchte, wurde ich hinzugezogen.

Uebrigens entwarf ich auch Statuten für andere Vereine, z. B. auf Ansuchen des Pastors Schmidt für den ev. Männer- und Jünglingsverein. Selbstverständlich war ich auch im Offizierkorps des Landwehrbezirks als Ehrenratsvorsitzender, als Vergnügungsdirektor und sonst tätig.

In einer Kriegervereinsitzung brachte mir einmal der Uhrmacher Richter einige Granaten, Erinnerungen an 1870. Dabei kam mir die Idee, ein soldatisches Museum zu errichten. Die Kameraden stimmten jubelnd zu. Darauf ging ich wegen einer Stube im Rathause zum Oberbürgermeister Menzel, von dem ich erfuhr, daß Herr Pfarrer Dr. Chrzaszcz hier in Gleiwitz ein allgemeines Museum schaffen wollte. Chrzaszcz war mir schon von seiner Tätigkeit als Religionslehrer beim Gymnasium her vorteilhaft bekannt. Ich setzte mich mit ihm in Verbindung und wir nahmen noch den Chronisten von Gleiwitz, Professor Nietsche, hinzu. Am 22. März 1905 bei einer Versammlung im Saale des „Deutschen Hauses“ wurde der Oberschlesische Museumverein gegründet. Durch die Liebenswürdigkeit des Rektors Kranz und der jungen Lehrerinnen Frä. Nietsche und Knoop erreichten wir für die bald massenhaft eingehenden Sammelstücke ein Zimmer in Schule IV, worauf das Museum in seiner Jugendform eröffnet werden konnte.

Ueber die Frühgeschichte des Museums habe ich im Jahre 1920 zwei eingehende Artikel für den „Oberschlesier“ geschrieben und 1921 in demselben Blatt ein humoristisches Feuilleton unter dem Titel „Indiscretionen aus dem Oberschlesischen Museum“. Bei der Museumarbeit bin ich nie müde geworden. Meine Spannkraft und meine Werbekraft erstarkten an den ihnen gesetzten hohen Zielen. Natürlich hat mich mein lieber Dr. Chrzaszcz mit seinem Wissen und seiner Menschenkenntnis auf Schritt und Tritt unterstützt, ebenso die Herren und Damen des Vorstandes. Ich denke besonders an den Baumeister Paul Gaerte, an Gwosdz — auch hierbei —, an Uhrmacher Richter, Kaufmann Staniek und seinen Neffen Frank, Verbandsbibliothekar Kaisig, Rechnungsrat Mag. Klose, den heutigen Verkehrsdirektor Bötel, Frä. Anna Dill, die unermüdlche Interessentin für Eisengüsse,

Frl. Anna Ulrich, die zuerst auf die Schönwälder Stickkunst aufmerksam machte. Ein Phänomen war auch der frühreife Knabe Werner Schubert, der leider als blutjunger Soldat im Kriege fiel. Erwähnt muß auch werden der allgemein verehrte Justizrat Mag Geisler, der die erste wertvolle Gabe hergab, alle seine Erinnerungen als Offizier aus dem französischen Feldzuge.

Im Jahre 1908 wurde uns durch die Fürsorge des Magistrats von Stadtbaurat Kranz ein besseres Heim in drei Sälen der Freundstraßenschule bereitet, womit die Kinderjahre des Museums aufhörten. Nun fing auch die Großindustrie an, sich für uns zu interessieren. Ich erinnere an Generaldirektor N i e d t. Dr. Malcher war für uns wie geschaffen. Auf mein Werk konnte ich stolz sein. Meine Phantasie entwickelte sich immer üppiger. Fast fing ich an, den Reid der Götter zu fürchten. Da mutet die Konduite etwas humeristisch an, die mir einmal ein schon längst verstorbener Vorgesetzter erteilte: er hat den Kopf voller schnurrigen Ideen!

Nachdem ich mit der Jahrhundertzahl 1900 offiziell als Aufsichtsrichter an die Stelle des ehrwürdigen Amtsgerichtsrat D t t e, den ich schon vorher Jahr und Tag vertreten hatte, getreten war, hatte ich besonders von 1906—1909 den großen Bau des hübschen neuen Amtsgerichts durchzuführen. Dabei konnte ich auch meine Phantasie walten lassen und manches Gute schaffen. Besonders stolz bin ich auf die Verwendung des an sich zwecklosen hohen Bodenraumes zu geräumigen, lichten Aktkammern für jede Gerichtsschreiberei. Ein Aufzug führt zu ihm herauf. An eine Stellage für Fahrräder hatte bisher bei Gerichtsgebäuden niemand gedacht. Jeder Richter erhielt von mir seinen für Robe und Bücher eingerichteten Schrank und ein Stehpult neben dem Schreibtisch. Im Innenhof pflanzten wir Kletterrosen an.

Unter den mir überwiesenen Referendaren erwähne ich zwei mit besonderem Stolze, Dr. S t e p h a n, ein Gleiwitzer Kind, den zu früh verstorbenen Oberbürgermeister von Beuthen, und Dr. Geisler, den verehrten Oberbürgermeister der Stadt Gleiwitz.

Im Jahre 1913 erhielt ich den hübschen Titel Geheimrat. Der Herr Oberpräsident, der mich davon in Kenntnis setzte, schrieb, er sei mir nicht nur als Anerkennung meiner besonderen Dienste als Aufsichtsrichter, sondern auch für erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiete des deutschen Gedankens verliehen.

Ein Zwischenspiel war die von mir mit dem Sitze in Gleiwitz ins Leben gerufene „Deutsche Eichendorffgesellschaft“. Mit der Pflege des Eichendorffkultus wollte ich dem Museum einen besonderen Akzent

verleihen. Dr. Bogt leitete diese Vereinigung so gut, daß sie sich anschickte, die ihr gebührende Wirksamkeit auszuüben. Da brach der unselige Krieg aus. Auch wirkte die Eifersüchtelei der Süddeutschen recht störend. Die Gesellschaft ging schlafen. Aber die nicht unerhebliche romantische Bücherei, die ich angelegt hatte, ging auf das Museum über, das schon eine stattliche oberschlesische Bücherei und eine besondere Abteilung Stenographie besaß. Viel Geld hat den Oberschlesiern dieses Buchsammeln nicht gekostet. Ich habe immer sparsam gewirtschaftet und die verhältnismäßig geringen Mittel geschickt verwendet. Alle diese Bücherschätze sind bekanntlich neuerlich in den Besitz der Stadtbücherei von Gleiwitz übergegangen.

Erwähnen möchte ich noch, daß ich am Wohnhause *H o l z h a u s e n s* auf der Kronprinzenstraße eine eiserne Gedenktafel durchgesetzt habe.

Die Nachricht in öffentlichen Blättern, daß bei einem Zweifrontenkriege das östliche Oberschlesien aufgegeben werden müßte, erfüllte mich mit Unmut, ja mit Schrecken. Ich setzte mich mit dem Bürgermeister *O t t e* von Tarnowitz in Verbindung und riet ihm, die angebotene Garnison ja anzunehmen. Das Regiment 22 hatte damals nicht weniger als 20 Meilen Grenzschutz! Tarnowitz ging auf meinen Vorschlag ein und ich erhielt vom dortigen Magistrat ein Dankschreiben, in dem eine klingende Gabe für unser Museum in Aussicht gestellt wurde.

Der Weltkrieg! Wohl kein Mensch auf der ganzen Erde existiert, der von ihm nicht irgendwie berührt worden wäre. Meine Frau und mich hat er aber doch sehr hart betroffen. Unser lieber Sohn *F e r i*, wohlbestallter *caud. iur.*, Zweibändermann der Breslauer Schlesier und Senior des Corps *Starkenburgia* in Gießen, zog als freiwilliger Casseler Husar mit hinaus. Bereits im Mai 1915 erreichte ihn beim Vormarsche gegen Rußland im Tale der *Dubissa* das tödliche Blei. Als er endlich von uns heimgeholt und auf dem Ehrenfriedhofe in Gleiwitz unter größter, dankbar empfundener Anteilnahme aller Kreise der Bevölkerung beigesetzt war, kam einige Wochen später an uns Eltern über Kiel direkt aus Petersburg von der Amerikanischen Botschaft die Nachricht:

„Husar *F e r i* Schiller, geb. 2. XI. 1893 in Gleiwitz, befindet sich als Gefangener in *Tobolsk*.“

Natürlich war sie nicht wahr. Wir mußten sie aber doch für wahr aufnehmen. Es ist nicht zu beschreiben, was das dem Elternherzen für Schmerzen und Aufregungen bereitet hat. Von den Kosten ganz abgesehen. Dazu kam, daß unsere an einen be-

deutenden Hüttenmann, Professor Dr. Ing. Goerens in Essen, glücklich verheiratete Tochter Margit nach Geburt eines noch jetzt lebenden Sohnes im Mai 1918 verstarb. Ich war im Kriege auch zeitweilig eingezogen gewesen, hatte aber doch, an die 60 heran, meine Kräfte überschätzt und mußte abbauen. Diese Schickungen, dazu die durch die Staatsumwälzung für ältere Leute eingetretene Mutlosigkeit und die Sorge um das Schicksal Oberschlesiens machten mich pensionsreif. Mit dem 1. April 1920 erfolgte mein Uebertritt in den Ruhestand. Ich ging auf Wunsch meiner Frau nach Bunzlau, wo ich mit meiner Schwester ein Haus besitze, das uns doch nach dem Verluste unseres sonstigen Vermögens verblieb.

Einige Monate der geistigen Schwäche, ja des Zusammenbruchs folgten. Doch ich kam langsam wieder auf. Nun leite ich in Bunzlau das Stadtmuseum und das von mir neu geordnete Stadtarchiv, auch das Mietsamt. Außerdem habe ich zu meinem Glücke Interesse an der Geschichte Bunzlaus entwickelt und schon viele 100 historische Aufsätze für Zeitungen geschrieben, eine gute Vorfrucht für eine neue Chronik der Stadt Bunzlau. Auch oberschlesische Zeitschriften kann ich mitunter mit Artikeln bedenken. Zudem bin ich Mitglied der oberschlesischen Schriftstellervereinigung.

In der Mythologie erwächst dem mit Herkules ringenden Riesen Antäus stets neue Kraft, wenn er den Erdboden berührt, denn Gaa — die Erde — ist seine Mutter. Dies Beispiel führe ich für mich an, wenn ich auch nie ein Riese gewesen bin. Auf meiner Muttererde stehend, fühle ich mich gottlob immer noch kräftig genug zum Arbeiten und Schaffen. Meine Mitbürger freuen sich über mein Interesse für die Stadt. Schon nach kurzer Zeit ist mir zu Ehren mein Lieblingsspaziergang über Bach und Wiesen am nahen Walde nach mir benannt worden. Doch immer und immer noch zieht es unsere Herzen, das meiner Frau und das meinige, nach dem lieben Gleiwitz, für das ich auch jetzt bei der Eingemeindung nützlich werden konnte, wo wir ein Menschenalter zugebracht und sonnige Jugendjahre verlebt haben. Im Westen Deutschlands, fern von uns, ist das Grab unserer Tochter, aber in Gleiwitz das unseres Sohnes.

Mit Genugtuung bin ich bei meinem Besuch in der jetzigen Großstadt Gleiwitz inne geworden, daß ich dort noch nicht vergessen bin. Meine Freunde werden mir daher wohl verzeihen, daß ich hier so viel von mir selbst erzählt habe.

Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky und die Gründung von Chorinsfowiz

Von Oswald Völkel

9 km vom Mittelpunkt der Stadt Gleiwiz entfernt liegt Chorinsfowiz, ein bescheidenes, nur wenig über 100 Einwohner zählendes Dörfchen. Noch kein Geschichtschreiber hat sich die Mühe genommen, den Umständen nachzuspüren, die einst zur Erbauung des Ortes Veranlassung gaben. Dabei sind seiner Entstehung Dinge vorausgegangen, die mehrere Jahre hindurch den Bewohnern der zahlreichen kleinen obererschlesischen Adelsitze in reichem Maße Stoff zum lebensnotwendigen Klatsch lieferten. Die hier angedeuteten Ereignisse leuchten tief hinein in den Zwiespalt, wie er nach dem Uebergang Oberschlesiens von Oesterreich an Preußen im Lande lebendig war. Gleichzeitig werfen sie bedeutsame Streiflichter auf die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Das unglückliche Land war durch den Breslauer Frieden genau so rücksichtslos zerrissen worden, wie 180 Jahre später durch das Genfer Diktat. Der Kern Oberschlesiens wurde Friedrich dem Großen zugesprochen. Maria Theresia behielt das Fürstentum Teschen, die Fürstentumstädte Troppau und Jägerndorf mit ihren jenseits der Oppa liegenden Gebieten, das schöne obererschlesische Gebirge von Bielitz bis zur Bischofskoppe und die in Oberschlesien belegenen mährischen Enklaven mit alleiniger Ausnahme von Katscher. Im Laufe der Zeit vernarbte der Riß scheinbar; heute blutet er heftiger als damals, das tschechoslowakische System sorgt dafür.

Im Mittelpunkt der hier zu schildernden Begebenheiten steht die Geschichte einer Heirat. Diese Heirat unterschied sich dadurch von ähnlichen Familienereignissen, daß ihretwegen alle weltlichen und kirchlichen Stellen Schlesiens in Bewegung gesetzt wurden. Auch die hohe Politik nahm man in Anspruch; in Geheimschrift gefertigte Briefe flatterten zwischen dem dirigierenden Minister von Schlesien und dem preußischen Gesandten in Wien hin und her. Selbst Friedrich der Große war

äußerst tätig. Etwa dreißig Briefe sind uns erhalten geblieben, die er in dieser Angelegenheit schreiben ließ. Ebenso sind uns Beweise der lebhaftesten Theilnahme Maria Theresias bekannt. — Wenige Jahre später wuchs unser Chorinskowiz aus dem Boden, benannt nach dem männlichen Hauptbetheiligten dieser Vorgänge. Die „Kolonie“ wurde auf Gelände der Herrschaft K i e f e r s t ä d t e l erbaut; beide Gemeinden haben darum teilweise dieselbe Geschichte.

Kieferstädtel war im Laufe der Zeit vielen Herren untertan. Vor etwa 200 Jahren waren die Grafen v. W y h o w s k y seine Besitzer, die bald tief in Schulden saßen, wie schon so manche ihrer Vorgänger. Die natürliche Folge war die Versteigerung dieser Herrschaft. Am 13. Januar 1730 wurde sie von K a r l J o s e p h G r a f v. H o d i k und W o l f r a m i k und seiner Ehefrau Maximiliane, geborene Freiin v. S k r b e n s k i für 42 300 Gulden erstanden.*) Der auf diese Weise erworbene Besitz bestand aus dem Städtlein Kieferstädtel „mit Ober- und Nieder-Gerichten, Rittersitzen, sammetlichen Gebäuden und allen Zugehörungen, zusambt allen Groß- und kleinen Nutznießungen undt Nutzbahrkeiten, mit Kratschambs- und dazu gehörigen Brau-Uhrbahr's Gerechtigkeiten, Malz zu machen undt zu dörren, zu verkauffen, Bier zu breuen, Brandtwein zu brennen und in denen Krätschamben zu verschänken, mit Zier- undt Gras-Gärthen, geackert und ungeackerten, oder besäet undt unbesäeten Feldern, Wiesen, Graseren, Brett- undt Mahl-Mühlen, Bächen, Wilden Fischeren, besetzt undt unbefetzten Teichen undt Teichstätten, Fischhältern, Wäldern undt Gestereien, nebst Hoch- und Nieder Wildbahn, Jägeren undt Jagdten, Eysen Hammer undt Eysen-Erzt, mit angefessenen undt unangefessenen, gegenwärtigen, abwesend undt vom Grund entwichenen Unterthanen, mit allen Ihren Schuldigkeiten undt Robothen“. Ferner gehörten dazu die Dörfer Rachowiz, Boitschow, Lona, Lany und einige Vorwerke.

Die Hodik waren ein altes mährisches Adelsgeschlecht. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts treffen wir Vertreter der Familie als Landeshauptleute der Fürstentümer Oppeln-Katibor und des Fürstentums Meisse. Zwei Grafen v. Hodik, Vater und Sohn, waren es, die in Oberschlesien und im Fürstentum Meisse hunderte von Frauen, Mädchen und Kindern als Hexen und Hexenbrut verbrennen ließen. Der neue Besitzer von Kieferstädtel war ein Neffe des letzteren der beiden. Sein Vater war Julius Leopold Reichsgraf v. Hodik

*) Bei der Versteigerung zündete man ein Wachslicht an. Nachdem dieselbes zu Ende gebrannt und verlöscht war, wurde der Zuschlag erteilt.

(* 1640, † 1693); seine Mutter des Benannten erste Frau*) Barbara Katharina Freiin v. Kostitz, eine Tochter des Landeshauptmanns von Breslau (1642—1650), später von Schweidnitz-Sauer (1651—1665) Otto Graf v. Kostitz. Der 1673 geborene Karl Joseph Graf v. Hoditz und Wolframitz war in erster Ehe (1694) mit Eleonora Barbara Johanna Gräfin v. Lenczin verheiratet, der Tochter des Albert (Albrecht) Leopold Graf v. Lenczin (* 1639, † 1706), dem unter anderem Preiswitz, Latischau, Klüschau, Rudnau, Lohnia, Wydom und Bitschin gehörten. Die oben genannte Maximiliane Freiin v. Skrbenski war seine zweite Frau.

Karl Joseph hatte 6 Söhne und 2 Töchter. Von den Söhnen wurde Leopold Georg (* 1697, † 1778) Jesuit, Vinzent (* 1704, † 1788), Prämonstratenser. Ein anderer Sohn, Albert Joseph (* 1706, † 1778), vermählte sich 1734 mit Sophie Herzogin v. Sachsen-Weißenfels, Witwe des Markgrafen Georg v. Bayreuth. Er war der bekannte Sonderling und Freund Friedrichs des Großen. Den zahlreichen Oberschlesiern, die ihrer Militärpflicht in Potsdam genügen durften, wird die dortige, Albert Hoditz zu Ehren benannte, Hoditzstraße noch in Erinnerung sein. Zwei weitere Söhne, Isidor Joseph und Johann Electus († 1757) ergriffen den Soldatenberuf.

Isidor Joseph (* 1716, † 1764), der in erster Ehe mit Maria Magdalena Antonia Freiin v. Seidlitz, Tochter des zum katholischen Glauben übergetretenen Ferdinand Siegmund Freiherr v. Seidlitz vermählt war, trat 1741 in preußische Dienste. Friedrich der Große ernannte den erst 25 jährigen Offizier zum Obersten und machte ihn zum Chef des in Ohlau neu aufgestellten braunen Husaren-Regiments (Nr. 6). Nach dem Breslauer Frieden kamen der Stab und zwei Eskadronen der Hoditzhusaren nach Beuthen; je einer der anderen 8 Eskadronen wurden die Städte Lost, Ujest, Groß-Strehlitz, Larnowitz, Guttentag, Landsberg, Lublinitz und Woischnik zugewiesen.***) Bereits im Dezember 1742 wurde Isidor Joseph wieder verabschiedet, weil er sich in der Führung des Regiments Verschiedenes

*) Die zweite Frau des Julius Leopold Reichsgrafen v. Hoditz war Eusebia Bentigna Gräfin v. Kaunth (vermählt 1682, † 1683), Wittve des a) Peter Grafen v. Balffy, b) Siegmund Andreas Freiherr v. Podstakth, c) Ladislaus Freiherr v. Wieschnitz; die dritte Frau war Polybena Susanna (vermählt 1683, † 1693), Tochter des Feldmarschalls Philipp Grafen v. Mansfeld, Wittve des Matthias Ernst Grafen v. Berchtholdt.

**) Gleiwitz bekam 2 Eskadronen der weißen Malachowärthhusaren, Regiment Nr. 3.

hatte zu Schulden kommen lassen. Unter anderem wies die Regimentskasse einen Fehlbetrag von 3810 Reichstalern auf. Wegen dieser Summe wurde das seiner Frau gehörige Gut Winzenberg im Kreise Grottkau beschlagnahmt. Die Frau bezahlte die Schulden ihres Mannes und starb bald darauf (1743). Das Gut vererbte sie ihrer vierjährigen Tochter Karoline Charlotte.*) Isidor Joseph, der sich noch mit Maria Anna Gräfin Wetter von der Lillie verheiratete, ist später verschiedentlich mit seinem älteren Bruder Albert Joseph verwechselt worden, was hauptsächlich auf den entsprechenden Irrtum im Notizenblatt der histor.-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Brünn 1870, Nr. 12, S. 90 und in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 12, Leipzig 1880 S. 540 zurückzuführen ist.***) Nach Zedlitz-Neufirkh, Neues Preussisches Adels-Vericon, Zweiter Band, Leipzig 1836, S. 405 sind Albert Joseph und Isidor Joseph Wetttern.

In noch stärkerem Maße als diese beiden ist der neue Herr von Kieferstädtel, Karl Joseph Graf v. Hoditz, mit seinem zweiten Sohne, der ebenfalls Karl Joseph Graf v. Hoditz hieß, verwechselt worden. Diese beiden Personen sind bisher nur einmal auseinandergehalten worden, und zwar von Augustin Welkel in seiner Geschichte des edlen, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts von Praszma. Ratibor, 1883, S. 146.

Hermann Fechner macht übrigens zur Abwechslung einmal den Albert Joseph Graf v. Hoditz zum Besitzer von Kieferstädtel.***)

Karl Joseph Graf v. Hoditz II, wie wir ihn zunächst nennen wollen, um neuen Verwechslungen mit seinem gleichnamigen Vater vorzubeugen, wurde unter anderem des letzteren Nachfolger im Besitz der Herrschaft Kieferstädtel. Von ihm wird auf den nächsten Seiten noch häufig die Rede sein. Er ehelichte 1731 Maria Anna, eine Tochter des Johann Ferdinand Freiherr v. Bock und Burgwitz, die ihm als Heiratsgut die Burg Stettin bei Troppau mitbrachte.

*) Die Vormundschaft übernahm Karl v. Sulikowzki auf Deutsch-Weiß am 9. Juni 1744.

**) Friedrich Kruppenstapel nennt in seinem Buche „Die Preussischen Husaren von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ Berlin (1883) S. 28 als ersten Chef der braunen Husaren einen Oberst Johann Georg Graf v. Hoditz.

****) Fechner, Geschichte des Schlesiens Berg- und Hüttenwesens in der Zeit Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Berlin 1903, S. 707.

kehren wir zunächst noch einmal zu Karl Joseph Graf v. Hodiz I zurück, der 1730 Kieferstädtel gekauft hatte. Sieben Jahre später gelang es ihm, diesen Besitz erheblich zu vergrößern, indem er von Anna Julia v. Skal geborenen Gräfin v. Praschma die Dörfer Groß- und Klein-Schierakowiz, Pohlisdorf und einen Teil von Koslow hinzukaufte. Am 24. Mai 1739 trat er den gesamten Besitz an seine drei Söhne Karl Joseph II, Isidor Joseph und Johann Electus ab, um der „benöthigten Gemüths- undt Leibes- Ruhe nunmehr nach Erforderung meines ziemlich hoch angewachsenen Alters, undt bereits abnehmenden Kräften besser genießen zu können“. Als Kaufpreis wurden 150 000 Gulden vereinbart, von welcher Summe ihm der vierte Teil mit 37 500 Gulden bar auszuzahlen war. Von dem Rest von 112 500 Gulden sollte jeder 37 500 Gulden als sein Erbteil betrachten. In der umfangreichen Uebereignungsverhandlung wurde ferner vereinbart, daß alles rohe und ungefrischte Eisen mit zwei Taler schlesisch für den Zentner bar zu bezahlen sei. Eine weitere Bestimmung lautet: „Reservire mir die dahin gehörigen, vorjekt in meinen Diensten stehenden Unterthanen, nebst des verstorbenen Paul Pippers hinterbliebenen Weib undt Kinder wie auch den Alexander Grzesch, sambt Weib undt Kinder dieselbe als Erbeigenthümliche behalten, und daferne es mir etwann noch beliebete, Einige andere dortige Unterthanen in erdeutete meine Dienste zu nehmen, solche jedoch ohne verstrickung der unterthänigkeit abheischen zu können“.

Am Tage darauf, also am 25. Mai 1739, überließen Isidor Joseph und Johann Electus ihrem älteren Bruder Karl Joseph den ganzen Besitz. Letzterer verpflichtete sich, jedem der beiden die 37 500 Gulden bar auszuzahlen oder sonstwie sicher zu stellen und alle vom Vater gestellten Bedingungen getreulich zu erfüllen. Der Vater wird nunmehr nur noch als Erbherr von Koswald, Burg Füllstein und Nieder-Paulowiz bezeichnet.

Karl Joseph II sollte sich nicht lange des ungetrübten Genusses an Kieferstädtel erfreuen. Bald schallte Kriegsgeschrei durchs Land und erschreckte auch die Bewohner dieses friedlichen Winkels. Karl Joseph wurde ein Untertan Friedrichs des Großen. Als er zur Leistung des Huldigungseides vorgeladen wurde, ging er nicht selbst, sondern ließ sich durch Johann Ferdinand v. Lipa aus dem benachbarten Rejiz*) vertreten

*) Johann Ferdinand v. Lipa besaß Rejiz vom 20. November 1728 bis 16. Februar 1748. Er hatte Maria Elisabeth geb. Frein v. Schmeikal zur Frau.

Graf Karl Joseph II hatte ein einziges Kind, die am 13. Januar 1736 geborene Maria, Barbara, Josepha, Anna, Gabriela, Antonia, meist nur Barbara oder Maria Barbara oder auch Anna Barbara geheißten. Er hatte sie 1748 zur Erziehung in ein Olmüzer Kloster gegeben, trotzdem dies verboten war. Ob der jetzt viel auf seinem mährischen Besitz weilende Graf (er hatte nach dem Tode des Vaters auch noch Burg Füllstein und Nieder-Paulowitz erworben) es verstand, den preußischen Behörden den Aufenthalt seiner Tochter im Ausland zu verheimlichen oder ob man die Abwesenheit des Kindes stillschweigend duldete, wissen wir nicht. Jedenfalls konnte die kleine Barbara vier Jahre lang ungestört im Kloster verbleiben. Eine Aenderung trat erst ein, als sie, kaum 16½ Jahre alt, einen ernsthaften Bewerber fand. Mit tatkräftiger Unterstützung ihrer Gesellschafterin, einem Fräulein v. Ottmann, wurde die klösterliche Aufsicht ausgeschaltet und eine Annäherung zuwege gebracht. Das stille Liebesglück sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein; gar bald fand sich jemand, der die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer auf diese Vorgänge aufmerksam machte. Wir dürfen kaum fehlgehen, wenn wir den Angeber im nahen Bittschin suchen, das dem Franz Albrecht Graf v. Tenczin gehörte, dessen Sohn Johann Erdmann damals schon allgemein als Anwärter auf die Hand der jungen Hübichtochter galt. War schon die Erziehung außer Landes verboten, so war es das Heiraten nach auswärts erst recht; ganz besonders dort, wo die Gefahr bestand, daß Geld ins Ausland abwandere.*)

Das Ergebnis der in Breslau eingelaufenen Anzeige war eine Vorlage, die der im Degner'schen Hause auf der Mehrergasse wohnende Kriegs- und Domänenrat Johann Christoph Teuber dem dirigierenden Minister von Schlessien, Graf v. Münchow, am 17. Oktober 1752 auf den Tisch legte. Das Schriftstück hatte folgenden Wortlaut:

*) Mein lieber wirklicher Stats Minister von Münchow. Da Euch befehlet, daß nach dem ergangenen Edict keiner von Adel sich ohne meiner ausdrücklichen Erlaubniß außer Landes begeben soll; so will Ich auch, daß keiner von Adel sich ohne Meinen Consens außer Landes verheirathe, und befehle Ich Euch deswegen, diese Meine Willens Meinung sofort in Schlessien befehlet zu machen und dahin zu sehen, daß solcher gehörig nachgelebet werde. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 30. Oktober 1748.

Friedrich.

„Der Graf Carl v. Hoditz auf Kieferstädtel in Ober-Schlesien hatt vor 4 Jahren seine einzige Tochter zur Erziehung in ein Closter zu Ollmütz gethan;

Es ist eben dasjenige Closter, worinnen die zu Breslau sich aufhaltende Gräfin Gianini *) so unglücklicher Weise verknuppelt worden. Hier ist es geschehen, daß diese Gräfl. Hoditzsche Tochter durch die Pfaffen verleitet worden, sich, wie es heißet ohne Vorwissen der Eltern, mit einem gewissen v. Corschinsky aus einem mährischen Hause in wirkliche Sponsalia einzulassen.

Es soll auch schon so weit damit avanciret sehn, daß die Sache kaum zu redressiren sehn wird, und man hatt Mich versichern wollen, daß, wenn der Vater sich widersetzen sollte, das Ollmützer Consistorium mit der Trauung ex officio zufahren würde.

Die Ursache betreffend, warum der Graf Hoditz seine Tochter zur Erziehung außerhalb Landes versandt, so soll derselbe vorgeben, wie Er Sich gefürchtet, daß Se. Königl. Majestät Ihm zumuthen würden, diese seine Tochter an einen Officier zu verheyrathen.

Es ist zwar dieser Graf v. Hoditz auch in dem Oesterreichischen possessioniret. Allein die Possession heißet Nichts, welchen Solche lediglich in einem Lehn besteht, welches nach seinem Tode, da Er keine Söhne hatt, auf die Brüder und deren Kinder männlicher Linie zurückfällt.

Die Possession und das Vermögen, welches derselbe im diesseitigem Königl. Schlesien besitzet, besteht zuverlässigen Nachrichten nach in 400/m bis 500/m fl. welches künftig durch diese Heyrath aus dem Lande gehen würde.

In Ansehung dieser so ansehnlichen Possession in deren Königl. Schlesien und da in deren Generalien dem Schlesiſchen Adel verboten, theils ihre Kinder zur Erziehung außer Landes zu schicken, theils solche an Ausländer zu verheyrathen, so glaubte meiner geringen Einsicht nach, es würde dem Grafen v. Hoditz nicht zu viel geschehen, wenn Ihm zugemuthet würde, seine Tochter zurückkommen zu lassen, und Sie auf eben so viele Jahre als Sie in Ollmütz gewesen, in ein hiesiges Closter zu thun“.

Graf v. Münchow hielt die Angelegenheit für wichtig genug, um noch am selben Tage entsprechend an den König zu berichten. Er nannte darin die junge Gräfin „die einzige konsiderable Partie in hiesigen Landen.“ Unter dem gleichen Datum wandte er sich an die Kammer, daß diese durch den Landrat des Kreises von Grafen so-

*) Leopoldina Anna v. Poppen, geb. im Mai 1728 zu Obersch Kreis Ratibor, gest. 6. Mai 1773 zu Dirſchel Kreis Leobschütz; heiratete den österreichischen Oberstleutnant Ernst Friedrich Alexander Reichsgrafen Giannini. Nachdem diese Ehe wieder geschieden war, lebte Leopoldina Anna mit ihrem „Freunde“ v. Wütſchel. Nach dem Urtheil des Landrats hatte sie ein „variables naturell.“ (Staatsarchiv Breslau Rep. 14 P.A. III 23 a).

fort zur Zurückholung seiner Tochter veranlasse. Falls ihr der Vater noch eine weitere Erziehung geben lassen wolle, so hätte dies in einem schlesischen Kloster zu geschehen, verfügte der Minister. Landrat Karl Friedrich v. Bludowsky auf Petersdorf erhielt sofort entsprechenden Befehl und die Weisung, binnen acht Tagen über das Veranlaßte zu berichten. Am 23. Oktober lief auch bereits die Antwort Friedrichs d. Gr. ein, die ebenfalls besagte, daß dem Grafen nachdrücklichst zu bedeuten sei, seine Tochter sofort nach Schlesien zurückzuholen und daß er sich nicht beikommen lassen solle, sie etwa außer Landes zu verheiraten.

Landrat v. Bludowsky hatte v. Hoditz in Kieferstädtel vergebens gesucht. Er erstattete entsprechenden Bericht und fügte hinzu, daß der Graf angeblich bereits in Olmütz weile, um seine Tochter abzuholen und nach Kieferstädtel zu geleiten. Der Kammer genügte diese Erklärung nicht, sie drohte den Landrat „responsible“ machen zu wollen, falls er in dieser Angelegenheit etwas versäume. v. Bludowsky richtete deshalb am 20. November ein dringendes Schreiben nach Kieferstädtel mit dem Befehl, dasselbe dem Grafen „Immediate per expressum“ nachzusenden.

Schon am 26. November antwortete Hoditz von seiner Burg Stettin bei Troppau. Er berichtet dem Landrat, daß er seine Tochter bereits im Oktober aus dem Olmücker Kloster geholt und auf seine mährischen Güter gebracht habe, da sie einer weiteren Erziehung nicht mehr bedürfe. Sie nach Kieferstädtel zu bringen, lehnte der Graf in einer für die guten Kieferstädtler wenig schmeichelhaften Weise ab. Daß er seine Wohnung auf Füllstein „convenabel“, die in Kieferstädtel aber „miserabel“ nannte, mag noch angehen. Er erklärte aber noch, daß Kieferstädtel eine wüste, von allen Städten und auch von menschlicher Gesellschaft entfernte Gegend wäre, was sowohl dem Landrat, als auch der ganzen Nachbarschaft zur Genüge bekannt sein müsse. „Es wäre also eine Begebenheit ohne Exempel, wenn ich gezwungen würde, mein einziges Kind in ihren blühenden Jahren in das ober-schlesische Sibirien, wo ich selbst aus obangeführten Umständen nicht bleiben kann, zu confiniren, Tausend Unbequemlichkeiten und Inconvenientzen zu exponiren. Er kan daher nicht anders seyn, als das Eine hochlöbliche Krieges- und Domainen Cammer diese Umstände nicht in genugsame Erwägung gezogen“. Gleichzeitig meldet er, daß er sich dieserhalb auch beim König beschwert habe.

Am 19. Februar teilt der Minister der Kammer mit, daß der König auf die Beschwerde des Grafen Hoditz nicht „resolviret“ habe.

Indessen werde man ihm unter den geschilderten Umständen doch wohl zugestehen müssen, daß er die Tochter auf seinen österreichischen Gütern behalte. Er sei aber streng darauf hinzuweisen, daß sie weder jetzt noch später ohne Genehmigung des Königs außer Landes heiraten dürfe. Die Kammer belehrte sofort den Landrat entsprechend und unterrichtete auch den Grafen v. Hoditz unmittelbar über die Ansicht des Ministers. Damit hatte die Angelegenheit zunächst ein Ende erreicht. Graf Hoditz war erfreut, daß seine Tochter in Mähren verbleiben durfte und die beiden jungen Leute machten sich vorderhand noch keine Zukunftsorgen.*)

6 Monate später treffen wir den Verehrer unserer Grafentochter unvermutet in Breslau und lernen ihn hier als den Ignaz Dominik Freiherr v. Chorinsky und Ledske, k. k. Repräsentations- und Kammerrat und ersten Beisitzer der Rektifikations-Hauptkommission in Brünn kennen. Die Freiherren v. Chorinsky gehörten zum böhmischen Uradel. Ignaz Dominik wurde am 20. August 1729 als Sohn des k. k. Rats und Landrechtbeisizers in Mähren Franz Karl Freiherr v. Chorinsky und Ledske (* 1690, † 16. März 1741) und seiner ersten Gemahlin Maria Katharina Kotulinsky Freiin v. Kotulin und Krzischkowitz geboren. Er war der dritte von fünf Brüdern. Außerdem besaß er drei Schwestern, von denen Antonia mit dem nachmaligen obersten Kanzler Heinrich Cajetan Graf v. Blümegen, Josepha mit dem k. k. General der Kavallerie Maximilian Graf v. Mitrowsky und Franziska mit Wenzel Graf v. Korzinsky vermählt war.**) Der älteste Bruder Matthias Franz (* 1. Oktober 1720) hatte den geistlichen Stand gewählt. Er war bischöflicher Rat und Kanonikus an der Olmüzer Domkirche. Franz Johann, der zweite

*) Auch die aus der ersten Ehe stammende Tochter des Grafen Sidor Joseph v. Hoditz hielt sich damals in Mähren (Paulowitz) auf und lebte dort von ihrem unter der fürstbischöflichen Gerichtsbarkeit von Dittmachau stehenden Vermögen. Am 19. März 1753 fragte der Fürstbischof den dirigierenden Minister von Schlessen an, ob es nicht richtiger sei, die Tochter ins Land zurückkommen zu lassen und einem ihrer nächsten Verwandten zur Erziehung zu übergeben. Der Fürstbischof weist darauf hin, daß doch von der Mutter der jungen Gräfin zwei Schwestern am Leben seien, nämlich die Freiin v. Voigt und die Freiin v. Kalcreuth zu Rosenthal.

**) In einer am 24. November 1748 in Brünn aufgestellten Stammtafel der Chorinsky'schen Geschwister, veröffentlicht in Leopold, Allgemeines Adels-Archiv der österreichischen Monarchie, 1. Teil, 2. Band, wird noch eine Schwester namens Barbara erwähnt. Ueber ihren Verbleib ist nichts bekannt.

Bruder (* 24. April 1725), war k. k. Kämmerer. Der vierte Sohn, Johann Nepomuk, führte als Rittmeister eine Eskadron österreichische Kürassiere und Michael Wenzel endlich, das einzige Kind aus der zweiten Ehe des Franz Karl Freiherrn v. Chorinsky mit Maria Anna Gräfin v. Hallweil, war erst 17 Jahre alt (* 4. Dezember 1736).

Wenn Ignaz Dominik Freiherr v. Chorinsky geglaubt hatte, durch sein persönliches Erscheinen in Breslau etwas zu erreichen, so sah er sich bitter getäuscht. Man fertigte ihn kurz damit ab, daß er Ausländer sei und keine preußische Untertanin ihn heiraten dürfe. Er schrieb deshalb von Breslau aus einen bewegten Brief an den König, und zwar in französischer Sprache, weil er glaubte, damit in Potsdam besonderen Eindruck zu machen. Eine unmittelbare Antwort erhielt er aber nicht. Der König schickte das Schreiben an den Grafen Münchow, damit dieser dem Freiherrn schonend beibringe, daß aus der Hochzeit nichts werden könne. „Inzwischen Ich Meine intention deshalb dahin vorläufig bekandt mache, daß wann der Vater erwehnter Gräfin v. Hoditz in Meinen Landen wohnet, ermeldeter Baron aber in Desterreichischen Diensten stehet, letzterer besser thun wird, wenn er seine partie zur Heyrath in Desterreichischen Landen suchet, als welches Ihr ihn auf solchenfalls mit guter Arth insinuiere lassen können“.

Chorinsky war aber durchaus nicht geneigt, nach einer anderen Braut Umschau zu halten. Die reiche und anscheinend auch recht hübsche Erbin von Kieferstädtel hatte es ihm angetan, sie oder keine. Unangenehm blieb nur, daß sie zur Verheiratung mit ihm der Zustimmung ihres halbstarren Königs bedurfte. Aber wozu hatte man einflußreiche Verwandte. Da war zunächst der Schwager Blümegen *), der Vertraute Maria Theresias, Friedrichs großer Gegnerin. Da war der Bruder Matthias Franz, ein angesehener hoher Geistlicher mit stark entwickelten diplomatischen Fähigkeiten. Er hatte bereits der Liebelei an der Olmüger Klosterpforte von hoher Warte zugesehen. Schlimmstenfalls mußten auch Opfer gebracht und ein Gut in Preußisch-Schlesien erworben werden. Hier jagte ja ein Zwangsverkauf den anderen. Leider machte plötzlich auch der Vater der Erwählten Schwierigkeiten. Nachdem die vermeintliche Gefahr, sein Kind könne zwangsweise einem preußischen Offizier zur Ehe bestimmt werden, vorüber schien, wünschte

*) Heinrich Cajetan v. Blümegen, * 29. Juni 1715, † 30. Juli 1788, von Maria Theresia 1759 in den erbbländischen Grafenstand, von Kaiser Franz 1761 in den Reichsgrafenstand erhoben. Vermählt mit Maria Anna Antonia Freilin v. Chorinský, * 14. März 1716, † 11. Dezember 1781.

Hoditz in Bezug auf die Wahl eines Schwiegerohnes durchaus keine Eile. Ja, er rechnete sogar stark mit der Möglichkeit, daß die Tochter dem Werben ihres Bittschiner Veters doch noch Gehör schenken würde. — Chorinsky hatte wieder zwei Onkel der jungen Gräfin auf seiner Seite, und zwar den Bruder des Vaters, den schon genannten Isidor Joseph Graf v. Hoditz und den Mann von Mutters Schwester Maria Barbara Josepha, den Adam Franz Freiherrn v. Grutttschreib er. *) Auch die Mutter selbst stand auf Seiten der Tochter. — Inzwischen starb Graf Münchow **), kaum 45 Jahre alt. Ihm hatte der König bekanntlich die Heiraterlaubnis gänzlich versagt, weil er alle seine Kräfte der Provinz Schlesien widmen sollte. Heiraten lenkt ab und macht zerstreut; wenigstens nach Ansicht Friedrichs des Großen. Schlesiischer Provinzial-Minister wurde v. Massow.

Am 15. Februar 1754 tauchte Chorinsky in Berlin auf. Da er den König selbst nicht sprechen konnte, ließ er ihm ein Schreiben überreichen mit der bündigen Erklärung, er sei bereit aus österreichischen Diensten auszutreten und sich in Preußisch-Schlesien anzukaufen. Zwei Tage später ging eine Abschrift dieses Briefes nach Breslau. Die grundsätzliche Zustimmung des Königs zu der Heirat, unter den von Chorinsky angebotenen Bedingungen, war beigelegt. „So habe Ich Mich endlich dahin determiniret, daß wenn er zu forderst und vorher gedachte Dienste quittiret und das seinige nach Schlesien gezogen, auch sich dahergegen mit Ankauf eines etwas beträchtlichen Gutthes in Schlesien possessioniret gemachet haben wird, Ich alsdann auf solche Conditiones und durchaus nicht anders Meinen Consens zu vorewheuter seiner vorhabenden Heyrath geben will, welchen Meinen Consens aber Ihr dem Vater gedachter Gräfin v. Hoditz nicht eher declariren sollet, bevor ermeldeter Baron v. Chorinsky nicht allen vorgeführten Conditiones, ohne Ausnahme, ein völliges Genüge geleistet haben wird. Wornach Ihr Euch also zu achten habet.“ Des weiteren wurde noch bestimmt, daß für den Erwerb des Gutes mindestens 60 000 Gulden aufzuwenden seien.

Wenige Tage später finden wir Chorinsky wieder in Breslau, wo er den Minister um Fürsprache bei dem Vater seiner erhofften

*) Geboren am 30. September 1706 als der älteste von 7 Brüdern. Er hatte am 10. Februar 1748 aus dem Graf Hendel'schen Besitz die Herrschaft Kläsen im alten Kreis Neustadt erworben. Ferner gehörte ihm das Burglehen Krolowitz bei Breslau.

**) 23. September 1753.

Zukünftigen bittet. Diesen Wunsch erfüllt v. Massow auf der Stelle und erbiethet sich dabei dem Grafen Hoditz gegenüber, v. Chorinsky nach seinem Ausscheiden aus österreichischen Diensten „allhier im Lande und etwa bey der Oberamtsregierung auf eine honorable Art wieder zu placiren“. v. Massow macht allerdings zur Voraussetzung, daß Hoditz durch sein „Consentement“ das Glück dero Comtesse Tochter, welches sie bereits mit demjenigen des Herrn Barons auf eine nicht wohl zutrennende weise verbunden zu haben scheint, befördern und letzterer dieses als eine Gnade von Ew. Hochwohlgebornen gegen ihn erkennen wird“.

Chorinsky setzte große Erwartungen auf die Vermittelung des Ministers; er eilt schnurstracks zum Bischof Philipp Fürst Schaffgotsch, um mit ihm die baldige Hochzeit zu besprechen. Das Ergebnis dieses Besuches war folgendes Schreiben des Bischofs an den Minister:

„Es hatt sich der Ignaz Freyherr v. Chorinsky aus dem Margrafenthum Mähren bey mir angemeldet, und die Ansuchung gemacht, Ich möchte demselben die Bischöfliche Licenz ertheilen: womit derselbe sich mit der Barbara Comtesse v. Hoditz zu Küferstädtel à quocunque Parocho und quocunque loco copuliren lassen könne; Da nun denen hlerinnfalls ergangenen Allerhöchsten Königl. Verordnungen gemäß eine dergleichen Licenz, wann sich ein extraneus mit einer im Königl. Preußischen Schlesien gebornen und wohnhaften Person verehelichen will, ohne vorläufiger Anfrage nicht zu ertheilen ist, Euer Excellenz dagegen aber die Umstände dieser Sache, und die Allerhöchste Königl. Resolution bereiths bekant; Ich habe mir die Freyheit nehmen wollen, bey denen-selbsten zu forderst anzufragen, ob Ich obgedachte Licenz bey fürwaltenden Umständen ertheilen könne? Worüber mir dero erlauchtes Sentiment ergebenst außbitte. Breslau den 28ten Februarij 1754“.

Dieser gewiß nicht unhöfliche Brief verletzete den Minister in Aufregung. Er konnte nicht begreifen, was Chorinsky noch wegen einer Lizenz beim Bischof zu suchen hatte, nachdem ihm die königliche Genehmigung zur Heirat in Aussicht gestellt worden war. Außerdem waren ja die vorgeschriebenen Bedingungen noch gar nicht erfüllt. Der Minister setzte sich also hin und schrieb dem Bischof ebenfalls einen Brief, und zwar einen, der den Bischof veranlaßte, wieder auf der Stelle zu antworten. Frage, Antwort und Gegenantwort an einem Tage, und zwar zwischen höchsten Stellen! Man spreche nicht mehr von der Langsamkeit der damaligen Behörden. Der katholische Bischof schrieb dem protestantischen Minister, daß es Chorinsky mit der Heirat äußerst eilig habe und sie „in gegenwärtiger Fastens-Zeit noch voll-

ziehen lassen will, dieser Copulation aber, da nach denen Catholischen Principiis und Kirchen-Berordnungen in der Fastens-Zeit alle Hochzeiten und Copulationes verboten seynd, ohne meiner Bischoflichen Erlaubniß sich kein einziger Catholischer Geistlicher in meiner Dioeces unterziehen würde“.

So schnell wie Chorinsky hoffte und auch der Bischof glaubte, ging es freilich nicht. Der bestehende Gegensatz zwischen dem Grafen Hodiz und dem Baron Chorinsky verstärkte sich. Ersterer entfernte kurz entschlossen seine Tochter aus der Nähe ihres Verehrers und brachte sie nach Bittschin. Hier wurde sie mit offenen Armen aufgenommen, erhoffte man doch durch den täglichen Umgang mit dem jungen Grafen Tenczin stark eine schnelle Aenderung ihrer Herzensmeinung.

Aber auch die andere Partei handelte. Freiherr v. Blümegen setzte sich mit dem Wiener Hofe in Verbindung. Er versuchte dort zu erreichen, daß sein Schwager so aus österreichischen Diensten entlassen würde, daß seiner jederzeitigen Wiedereinstellung nichts im Wege stände. Chorinsky selbst hielt Umschau nach einem geeigneten Gute in Preußisch-Schlesien. Isidor Graf v. Hodiz wandte sich direkt an den Minister v. Massow und verlangte kurz und bündig die Entfernung der jungen Gräfin aus Bittschin und ihre Unterbringung an einem neutralen Orte, am besten in einem Kloster:

„ . . . so gehet man so niederträchtig von seiten des Tenschinischen Hauses, und seines künftigen Schwieger-Vatters mit beyden um, daß Baron Chorinsky gewärtigen muß, um Brauth, Ehre und Vermögen zu kommen; und zwar die Brauth führt der Vatter so zu sagen selbst in die Armbt seines jungen Nebenbuhlers, durch die pretiose rehsen hat das Vermögen des Chorinsky einen großen Stoß bekommen, seine Chargen hat er im Oesterreichischen quittiret, mithin bleibt meiner Niesse solwohl, als dem Baron Chorinsky nichts in der welt übrig, umb damit die erste ihre Herzens Freyheit, der andere aber zu dem, was ihm der König, der Vatter und die Tochter versprochen zu gelangen, als die weltbekannte Großmuth nebst der hohen Vermögenheit von Cuer Excellenz, vermittelst dero Authorität meine Niesse aus dem Tenschinischen Hause an ein drittes Orth, oder in ein Kloster möchte gebracht werden, damit Sie ihrer gemlethsfreyheit genießen könnte, welche sonst allen denjenigen, so sich unter dem sanften Scepter des königlichen Hauses befinden, allermüldest verliessen ist. Ich habe mir die Sache selbst nicht so vorgestellt, daß man mit meiner Niesse so harth umgehen sollte, zu welchem ende dann eine rehsen nacher Bittschin vor die Handt genohmen, ich habe aber die Härthe des Vatters, und seiner Helfersshelfer, wie nicht münnder das Unternehmen des Tenschinischen Hauses nur alzuwahr gefunden, daß man im Begriff sehe, eine königliche consentirte und mit dem

Chorinsky versprochene Brauth abwendig zu machen, umb ihrem Hause dieselbe zuzueignen“.

Einen besondern Eifer entfaltete der Freiherr v. Grutttschreiber. Wir können uns nicht versagen, vier seiner damals geschriebenen Briefe wortgetreu wieder zu geben. Lassen sie uns doch am besten die stückende Luft spüren, in der die Bewohner der kleinen oberschlesischen Adelsitze lebten. Es bleibt nur noch festzustellen, daß diese Briefe wenige Wochen später in die Hände des Grafen Karl Joseph v. Hoditz gelangten, für den sie am allerwenigsten bestimmt waren. Letzterer zögerte denn auch nicht, Abschriften zu fertigen und diese dem Könige als vermeintliche Beweise gegen ihn gesponnener Ränke einzureichen. Das erste Schreiben ist an den Freiherrn v. Blumegen gerichtet, die übrigen an Isidor Graf v. Hoditz.

1.

A Son Excellence

Monsieur le Baron de Blumegen, Seigneur de Lettowitz Conseiler privé actuel de S. M. Imple Grand Capitaine et President de la Representation et Chambre en Moravie

à Brünn.

Ihro Excellenz

Hoch Wohlgebohrner Freiherr

Hochzuehrender Herr Landes Hauptmann und Präsident.

Guer Excellenz erlauben, daß mir die Ehre gebe, wann etwann des Herrn Schwagers Baron Korinsky Briefe nicht à tempo ankommeten, von dem nunmehr wohlanscheinenden Fortgang seiner mühsamen Gerath's-Angelegenheit einige Vorläufige Nachricht zu geben.

Es haben sich Se. Excellenz der dirigirende Minister auf die polieste Art von der Welt bewegen lassen, in der Baron Korinsky'schen Angelegenheit an Se. Majestät selbst zu schreiben, sub titulo daß er, seine Conditiones sich im Lande possessioniert zu machen, durch meine garantie erfüllet, mithin diese Freule aus dem unwürdigen Tenschinischen Hause, in ihre Freiheit verjett, und entweder zu ihrer tante meiner Gemahlin nach Gleesen, oder in ein Kloster nach Breslau gegeben würde, womit der Baron Korinsky seine Klage gegen den Vater der Freule unter Königl. Schutz bey dem Consistorio ausführen könnte; dieses ist der plan an welchen zu endigung der Sache, schon 3 Monath gearbeitet; Die Briefe die der Minister an Se. Majestät als berichtende beylagen allegiret, sind alle durch meine Feder, und Rath, gangen;*) Wie beschwert mir bey meiner Krankheit, da ich 100mahl

*) Daß hier gesperrt Gedruckte ist in der Urschrift unterstrichen.

absetzen muß, auch das Schreiben fallet, so werde diesen Post-Tag alles zu terminiren doch trachten, und habe ungeachtet meines verbrannten Schlosses, die annehmung meiner Niece dem Minister eventualiter zugestanden, und da ich große neue motus in denen Hoditz- und Tenschinischen Häusern entdecket, auch allen daraus besorgenden Suiten, durch vorgehende Briefe vorgebeuget.

Es war eine Hauptsache, den Baron Korinsky von dem gegen ihn schon sehr prevenirten König abzu ziehen, *) mit seinen zu vielen und langen Briefen, hatte er sich schon unangenehm gemacht; Sofern nicht heute (: woran sehr zweifle :) so kommt die Antwort von dem König Dienstag früh gewieß nach Breslau; Ich verlange nichts anders als der König die ganze ausmachung dem Minister auftrage; *) und kommt die Freude nach Glesfen, so repondire, daß wir den 2ten Osterfeiertag Hochzeit haben, welche ohne ein Heller Unkosten de praesenti et futuro meine Gemahlin nebst aller nöthigen ausstattung richten wird; Aus den Händen des Vatters bekommen wir sie nicht, davor stehe ich, so wohl, als daß sich der Zorn bald legen wird. Auß diesen Umständen werden Guer Excell. erfahren, daß diese Sache, und allen ansehen nach glücklich, sich künftigen Dienstag endigen werde; Ich nehme mir die Freyhheit Guer Excellenz vorzutragen, ob

primo. nicht Ihnen möchte gefällig seyn, annoch mit dieser Post die nach Breslau gehet, und Mittwoch hinkommet, Ihren Schwager den Baron Korinsky nicht qua Minister, sondern nur als Schwager und Befreundeter, selbst mit einem Compliment in terminis generalibus Anzurecommendiren belieben tragen möchten, und dem dirigirenden Minister Massow, zu fernerer Protection anzubefehlen; Ich stehe davor, es wird mit vieler politesse erwidert werden, denn ich brauche den Minister noch 2mahl zu dieser Sache, jetzt in executione der Sache selbst, dann wünschte nach der Hand, daß er die Ehe pacten alsdann möchte helfen machen; *)

Secundo. Wenn es bis Mittwoch oder Donnerstag künftiger Woche geschehen könnte, auch per Staffetam, daß an Beyde Grafen Hoditz die schon wieder vereinigt seyn, etnlige Fulmina wortlunen nebst ihnen die infamen actiones der Gräfin Tenschin (: denn er ist nur George Dandin :) braß der künftigen animadversion Se. Majestät der Kaiserin bloß gestellet würden, und bedrohet würden, von der Repraesentation oder dem Graf Haugwitz könnten in pressanten terminis abgehen; als mich übrigens dero Gnad anbefehlend, mit ausnehmender Hochachtung beharre

Guer Excellenz gehorsamster Diener

Adam Freyh. v. Grutttschreiber.

Glesfen, den 5. April 1754.

*) Das hier gesperrt Gedruckte ist in der Urschrift unterstrichen.

2.

Hochwohlgebohrner Graf, Hochzuehrender Herr Bruder.

Es laufen mir mit heutiger Post von Breslau wichtige Briefe ein, die relativ mit der bewußten affaire sehn; des Herrn Bruders sein Brief ist mit der dienstägigen Post in originali in die Hände des Königs als eine beilage, worauf man sich beruset von dem Minister der selbstn in totum approbiret immediate kommen; Es ist ein Brief an die Barberle hier, der durch den Weg der Juden hintommen solle; Lieber Bruder, hab doch die Gnad, und komme auf ein paar Stunden herüber nach Gleeesen, heut noch, wenn es möglich; Ich habe Dir Vieles zu sagen; Chorinsky kan Dir wohl die Hände küssen, und Ewig obligiret sehn; Er contestiret es wohl in seinem Briefen, Ich halte die Sache zuvor ausgemacht, und zu deiner Ehre N. B. an beyden Höfen; Ich bin mit aller devotion

Meines hochgeehrtesten Herrn Bruders
gehorsamster Diener
Gruttschreiber

Gleeesen, den 4. April 1754.

P. S. Den Brief kanst Du lesen, und sodann das Sigillo Volante zupepschieren, wenn man sich gewiß auf die Gelegenheit verlassen kan, so will auch ein paar Zeilen extra mitschreiben, doch daß es der Zeit nicht hindert.

3.

Monsieur tres honore cher Frere

Es war das Pulver von Glogau ungeachtet verschiedener Boten, vergessen worden, der Reith Knecht ist also hienein geritten und wird später eintreffen.

Ich habe auch schon die Nachricht von dem Tentschin, es ist auch schon ein Spion dort, gebe nur der Bruder genau achtung auf alles was aldort passire, ob und wie sich la cour de Roswaldau verhalte, wann er weggehe, und alles was der Bruder erfahret; Dienstag um 11 Uhr precise gehet die Post von Neustadt weg, so berichtete er à drittura an den Baron Korinsky, ich werde mich darauf schon im Voraus beziehen.

Ich bin curieux ob das Wetter von Wienn oder Breslau komme, der Hauptdonner kan doch erst Dienstag frühe zu Breslau eintreffen; Fallet bis morgen abends ganz was pressantes vor, so bitte mir doch noch eine Antwort aus, der Brief von Brünn, ist wohl sehr Bedenklich und halt viel in recessu, quam prudenter egit Isidorus; Es ist würcklich Zeit sich aus dem embraglio zu ziehen. Was der Herr Bruder bis Dienstag zu Mittag noch erfahret, vergesse ja nicht denuo nacher Brünn zu berichten, so wohl facta als opiniones.*) Sollte ja es das resultat haben,

*) Das hier gesperrt Gedruckte ist in der Urschrift unterstrichen.

und die Baberle kommet auf Füllstein, so Balancire keinen moment, nach ihrer gewissen würcklichen Ankunfft eine Staffeta gleich an den Blümegen zu senden; da Kanst melden, ich hätte gemeinet, man solle Sie in ein Kloster nach Dilmütz promoviren, pronunc würde es weiter dermahlen nichts zu beudeuten haben;*) Ich sorge aber es gehet nach Kieferstädtel oder Pohlen, ich beharre mit aller attention.

gehorsamster Diener
Grutttschreiber.

Gleesen, den 6. April 1754.

4.

P. P.

Es ist sich in diesen beyden Schreiben hauptsächlich aufzuhalten, in dem Zustand, wie die Freule Baberle alda gehalten, und debauchiret würde, wie sie logiret, allezeit umgeben, wie man auf Sie achtung gebe, daß sie keinen Augenblick vor sich habe, daß man sie keinen Augenblick allein ließe, ja daß der eigene oncle nicht mit ihr reden dürfen, und können; daß in drey Tagen der oncle selbst nur einen Augenblick gesunden, wo sie den Baron Korinsky ihrer 3 versichern konte lassen; wie die Freule Tenschln gleich ausgefahren, als der oncle mit ihr geredet; daß sie sogar (:sonderlich ist es nach Brünn weitläufig zu exaggeriren :) nur einem ihr wiedrigen Geistlichen beichten müsse, wo man, und wenn sie dem nicht Beichten wollte, sogar die österliche Beichte sollte fahren lassen; Frau und Freule ihr beständig auf dem Halse wären, bis in der Kirchen; Sie sehete schon so miserable aus, daß man den Todt vorsehen müsse, wie du dann glaubst, daß keine Sklavin so tractiret würde, und mehrere solche passus, die in den 3. Tagen vorgefallen worzu die harten Bedrohungen des Vatters bey seinem dortsehn, die noch immer repetiret würden, hinzutreten, doch glaubete man, daß sie eher mit dem Leben, als der Liebe Succumbiren würde, als worzu sie ihre Ehre und Gewissen antriebe, dergleichen gewaltsame proceduren hätte noch niemand gehört, welche alhier der Graf Tenschlnische Eigennuß verrichtete; Ansonsten wäre diesen Briese nichts auszufehen, und müssen nur diese Artickel nacher Brünn sehr gut ausgeführet werden, weilen dieser Brief gewieß an höchsten Orth kommet.

Herrn Grafen Isidor von Hodiß

Hochgeboren zuzustellen

Nieder Palowitz.

Soweit Freiherr v. Grutttschreiber, der eine viel wichtigere Rolle zu spielen glaubte, als es in Wirklichkeit der Fall war. Die offensichtlichen Uebertreibungen und gelegentlichen Unrichtigkeiten wollen wir nicht seiner Sinnesart zur Last legen, sondern der Zeit, in der er lebte.

*) Das hier gesperrt Gedruckte ist in der Urschrift unterstrichen.

Er war nicht besser und nicht schlechter, als die anderen Vertreter des damaligen oberschlesischen Adels, fast durchweg kleine Menschen. Vielesagend ist die Kennzeichnung des Franz Albrecht Graf v. Tenczin als George Dandin, dem endlich zum Schweigen gebrachten Ehegatten. Franz Albrecht v. Tenczin hatte nacheinander drei Gräfinnen v. Sobecz zur Frau.

Gleichzeitig mit dem Grafen Isidor v. Hoditz hatte sich auch die Mutter der Gräfin Barbara in einem Schreiben an den Minister gewandt und sich über das harte Verfahren ihres Mannes der Tochter gegenüber beschwert. Diesen Brief schickte v. Massow am 3. April an den König. Er verband damit den Vorschlag, die junge Gräfin in ein schlesisches Kloster zu bringen und die Klärung der Angelegenheit, wie auch die Herbeiführung einer Entscheidung, der zuständigen Justizbehörde zu übertragen. „Ich hoffe, daß auf solche Art weder Eure Majestät noch ich mit dieser Sache weiter werden behelligt werden.“ Mit Kabinettsorder vom 8. April erklärt sich der König einverstanden „daß die Tochter gedachtes Gr. v. Hoditz zusehends zur sicheren Verwahrung in eines derer Breßl. oder Eschl. Frauen Klöster an und aufgenommen, die Sache selbst aber zwischen ihm und dem Baron v. Chorinsky zu der gehörigen Justiz Instanz verwiesen und von solcher rechtlich entschieden werde“.

Am 12. April erhält die oberschlesische Oberamtsregierung in Oppeln vom Minister den Befehl, sofort einen ihrer Herren als „sicheren Menschen“ nach Bitschin zu schicken, der die Gräfin abhole und in das Jungfrauenkloster Czarnowanitz bringe. Der Direktor an der Oberamtsregierung, Julius Friedrich v. Reffenbrink, bestätigt den erhaltenen Auftrag und erklärt, daß man „in Abwesenheit anderer hierzu aufgelegter Personen Einen der hiesigen Subalternen, welcher bereits bey der Baronesse v. Larisch ietz verhehlichte Majorin v. Sass *) in casu simili gebraucht worden, mit gemessenen Befehlen, Dero uns mitgetheilten Intention gemäß, zu besagtem Grafen nach Bitzin abgefertigt, anbey den Justiz Rath des Crenses v. Wrochen eben dahin abzugehen beordert“. Gleichzeitig ersucht von Reffenbrink „daß, dafern Sr. Königl. Majestät Wille und Befehl es so mit sich bringet, in casu

*) Gerhard Alexander Freiherr v. Saß, vom 6. Garnison-Regiment, ein Kurländer, vermählte sich am 2. Dezember 1750 mit Helene Eleonore Benigna, Tochter des Christoph Erdmann v. Larisch, wurde am 4. April 1762 Chef des Regiments und Kommandant von Kojel; 1772 Generalmajor; 1787 Generalleutnant. „Der lange Saß“ war von Friedrich Wilhelm I. erworben worden.

resistentia Gewalt zu gebrauchen, Euer Excellenz belieben möchten, an den Major v. Bojar zu Peiskretschan von dem Wechmarschen Husaren-Regiment, oder wo es sonst vor gut befunden wird, das nöthige zu veranlassen“.

Der „bereits in casu simili gebrauchte Subalterne“, der mit der Abholung der Gräfin betraut wurde, war der Amtspfänder Gottfried Grünwald aus Oppeln, der sich auch sofort auf den Weg machte. In Bitschin angelangt konnte er aber nichts ausrichten, weil „die Comtesse v. Hoditz, sich eben nicht zu Hause, sondern in Carlshof mit der Gräfin von Tenczin und ihrer Comtesse (: welche letztere in Masern frank :) sich befand; zweitens respectirte zwar gedachter Graf die ihm übergebene Allerhöchste Königl. Ordre, deren Befolgung hingegen mußte er aus der Ursache aussetzen, bis er der Comtesse Vater, als den Grafen von Hoditz, welcher ihm die Comtesse zur Obfsicht anvertraut, Nachricht gegeben hätte, weil derselbe als Vater vor ihre jeßige Verpflegung, samt was dem anhängig, die nöthige Vorsorge thun müsse“.

Am 22. April berichtet Grünwald, daß Graf Hoditz in Bitschin eingetroffen sei und ihn sofort habe rufen lassen. Graf Hoditz habe sich nicht wenig gewundert, daß seine Tochter nach Czarnowanz gebracht werden solle, ohne ihn als Vater vorher zu befragen. Er habe geäußert, daß er doch kein Verbrecher sei, sondern im Lande Sr. Majestät wohl angeessen und sich gegen dieses Verfahren feierlichst verwahren müsse. Grünwald erklärt, ohne militärische Unterstützung nichts ausrichten zu können, da ihm Graf Hoditz ausdrücklich bedeutet habe, es auf Gewalt ankommen zu lassen. — Graf Hoditz wendet sich am gleichen Tage auch unmittelbar an den König. Wenn nichts helfe, so erklärt er diesem, möge man ihn mit seiner Tochter zusammen nach Czarnowanz schaffen und dort gemeinsam mit ihr unterbringen. Ein Beschwerdeschreiben des Grafen Tenczin an den König trägt daselbe Datum.

Am Abend dieses ereignisreichen 22. April erschien bei der Gräfin Barbara noch ein unerwarteter Besuch. Da war zunächst der beordnete Justizrat v. Brochem aus Schieroth, der sich zu seiner Unterstützung den Gleiwitzer Landrat mitbrachte. Ferner kamen Karl Anton Freiherr v. Welzeck aus Laband und der Obristlieutenant Wenzel Paczinski v. Tenczin. Die Herren erklärten der aufstehenden Jungfrau, im Auftrage des Vaters zu kommen, um zu ergründen, wen sie eigentlich liebe und heiraten wolle. Und die neugierigen Frager,

alles alte Semester, erhielten Bescheid. Sie mögen dabei gar dumme Gesichter gemacht haben. Ob die Gräfin bei dieser Unterredung unter den Auswirkungen eines Nervenzusammenbruches stand oder ob sie meisterhaft Theater spielte, mag jeder Leser nach Durchsicht der nachstehend wiedergegebenen Niederschrift selbst zu entscheiden versuchen. Jedenfalls hatte sie sechs Wochen später eine ganz andere Meinung. Der Bericht lautet:

Demnach der Hoch und Wohlgebohrne Herr Carl Joseph Graf von Hoditz uns Endes unterschriebne freundlich, und umständig ersucht, in ansehung und in Betracht derer sich zwischen Ihme, seiner freyle Tochter, und dem Herrn Baron v. Korinsky geäußerten Verehelichungs-umständen Seine eigne Leibliche und einzige Tochter Barbaram Gräfin von Hoditz auf möglichste weise zu sondiren, und ihrer (: dieser jungen Gräfin :) eigentliche und wahrhafte gesinnung, und gemüths Meinung in solchem Fall von Ihr Selbstn gründlich zu erfahren, und zu erforschen; So haben wir uns sammtlich dieser halben zu Ihr in Ihr besonderes Wohn Zimmer begeben, und nach vorhergegangnem Becomplementirung derselben mit bescheidenen höflichsten Wortthen die gesinnung ihres Herrn Vatters dergestalten vorgetragen: Es wäre Ihr nicht unbekant weßerley umständen wegen ihrer künftigen Verehelichung sich geäußert, und hervorgebrochen sehn, und es das ansehen hätte, als wenn es die Welt glaubte, daß Er Herr Vatter Sie zu etwas wieder ihre Zuneigung zwingen wolte; Sie wüßete danenhero wie zärtlich Sie ihr Herr Vatter lieben thäte, Sie auch niemahlen weder mit worten, oder auf andere immer erdenkliche weise an diesen oder jenen sich zuverheuraten zubereden, oder zubewegen gesucht, sondern hierinnensfalls Ihr dem frehen willen gelassen, zuerwählen, zu welchem sich Ihr Sinn, und gemüth neigen würde; außer daß Er Ihr gemeldet, wie Es ihme nicht unlieb wäre, wenn Sie einige Zuneigung zu dem Jungen Grafen von Tentzin hätte; während dieses unsers Vortrages aber unterbrach diese Comtesse unsere Rede und sagte: Sie brauchen mir nicht viel vorzustellen, ich bin ja kein Kind mehr und habe meinen Verstand, und Vernunft, daß wohl wissen kan, was thun und lassen soll, und habe mir diese Angelegenheit nicht erst antzo, sondern schon längstens überlegt, bin auch auf keine weise von meinem Vatter darzu überredet worden, oder aus weniger Ernst den Schluß gefaßet, ich mag und will den Baron Korinsky einmahl nicht haben, und nichts von ihme wissen, und ich bleibe festiglich darbey, und wird mich kein Mensch von diesem ungezwungenem Entschluß abbringen, und wenns auch antzo mein Vatter haben wolte, daß ich den Korinsky heuraten solte, So thue ich es nimmer mehr, und auf keine weise es mag gehen wie es will. Diesemnach fuhren wir in unserer angefangenen Erforschung und Vortrage dergestalten fort: Sie Freule Gräfin wüßete ja, und Ihr Herr Vatter ließe es durch uns Selbeter vermelden, daß Er eine solche Väterliche Zuneigung und Liebe zu Ihr als seinem einzigen Kinde, welches Er vor seinen größten Schatz und Kleinodt hiltte, Ja mehr als

alle seine bestehende güther und Vermögen, ja wie sich selbst, schätzen und achten thätte, Within Ihme auch nichts angenehmer und wohlgefälliger seyn würde, als wenn Sie besonders bey Iht Vortwaltenden, und einer sonderbahren überlegung, und Erwägung unterliegenden umständen (: und da Er Sie zu gar nichts überreden, viel weniger zwingen wollte :) Ihme Ihre wahrhafte und unumschränkte herzens und gemüths Meinung um desto freyer durch uns eröffnen wolte, als Er Herr Vatter Ihr hierinnfalls die alleinige freye wahl ließe, Sie auch niemahlen durch unglümpfliche Bedrohungen, oder Harthaltung auf diese, oder jene Person (: außer der einziigen Meldung, daß ihme lieb wäre, wenn Sie den jungen Grafen von Tentzin erwählen möchte :) zulenken gesucht hätte, und ob Er Sie auch nacher Wttschln zugehen gezwungen hätte. Hierauf erwiedrigte oft gemelte Frehle Gräfn von Hoditz; Sie wäre der Vätterl. gnade und zunetigung, auch der Ihr hierinnfalls lassenden freyen wahl übersflüssig kundig, und überzeugeet, und zu gar nichts gezwungen, noch intimidiret worden, auch nicht mit Zwang oder Bedrohung sondern ganz gerne, und frehwillig, auf ihr eigenes Verlangen anhero nacher Wttschln gegangen; lönte aber gleichwohlen nicht anders sagen, als daß Sie den Baron v. Korinsky weder zu sehen, weder von selben wissen oder hören, am aller wenigsten aber selben zu heuraten gemelnet, und gesinnet sehe. Nach dieser zweyten Beantwortung und aussage dieser Comtesse fragte der zugleich gegenwärtige mit unterfertigte Herr Baron v. Welbeck, aber, wem wollen Sie denn meine gnädige Frehle nacher heuraten? Worauf sich Selbte ohne einiges Nachdenken ganz freh verlauten ließ: Keinen anderen, als den Jungen Grafen von Tentzin. Sodann bermelte der auch zu gegen gewordene und gleichfalls mit unterzeichnete Obrist Lieutenant Paczinsky von Tentzin, wie Er insbesondere von ihrem Herrn Vatter in Comissis hätte, Ihr die vätterliche gnad, und frehes Thun und lassen, ohne einziige besorgung in die mündeste vätterliche Ungnade zuverfallen anzudeuten; daher Sie nur freh und ungezwungen ihre gemüths Meinung eröffnen möchte; Worauf Sie abermahlen geantwortet, was ich gesaget, bleibe ich fest darbey, und bin von niemanden, viel weniger von Meinem Vatter, welcher mit meinen freyen willen läßt, darzu überredet worden, und lasse mich auch auf keine weise darvon abbringen, und bleibe Sie bei ihrer Entschleßung den schon ernannten Jungen Grafen von Tentzin aus frehem und ungezwungenen Willen und reifer überlegung zuheurathen, und sette annoch abermahlen darzu, wenn auch Ihrer Herr Vatter haben und befehlen solte, so würde Sie doch niemahlen den Baron von Korinsky heuraten, sondern einzig und allein den jungen Grafen von Tentzin, und dieses sehe Ihr so festgesetzter Schluß, und gesinnung, welchen Sie niemahlen abändern, sondern nun und allemahl darbey beharren wolte;

Daß nun alles und Jedes ob und anhero weitläufiger recensirte, also und nicht anders sehe, Thuen wir hierzu requirirte und Endes unterfertigte der wahrheit zum Steuer nicht nur Bey unserm wahren Worten, Glauben, und Trauen mit unserm eigenhändigen Nahmens-

unterschriften und behgedruckten freyherrlich- und adelichen Pattschaften attestieren, und Zeugen, sondern sehnd auch Erbötzig allsolches mit körperlichem Eyde zubeträftigen und zubetheuern. Geschehen zu Bhtschin den 22. April 1754.

Franz Carl Brochem von Reptau
 Carl Friedrich Bludowitsch von Bludowitz
 Carl Freyherr von Welbeck
 Wenkel Paczinskich von Tenczin Obrist Lieutenant.

Daß alles dieses in diesem Zeugnuß begriffene wahr, und ich es freh ungezwungen aus meinem selbstteigenem Antrieb ausgesaget habe, es zu desto mehrer Beglaubigung Eigenhändig bestättigen wolle, unter dem obigen dato.

Barbara Gräfin v. Hoditz.

Die Gräfin Barbara blieb zunächst in Bittschin. Der Minister wollte vor weiteren Schritten die Entscheidung des Königs auf die Beschwerden der beiden Grafen Hoditz und Tenczin abwarten. Letzterer hatte zudem eidlich versichert, die junge Dame unter keinen Umständen ohne vorherige ministerielle Genehmigung aus dem Hause zu lassen.

Von den Mitgliedern der Oberamtsregierung in Oppeln hatte sich keines bereit gefunden, die Gräfin in Bittschin abzuholen und nach Czarnowanz zu bringen. Der hierauf bestimmte Justizrat v. Brochem war sogar offensichtlich auf die Seite des Grafen Hoditz getreten und hatte dem Amtspfänder Grünwald die Lösung der Aufgabe allein überlassen. Grünwald war auch mit Eifer ans Werk gegangen, was wiederum zur Folge hatte, daß in dem Beschwerdeschreiben des Grafen Hoditz nur von ihm die Rede war. Vielleicht geschah dies auch mit Absicht; kannte man doch in Oberschlesien die Geringschätzung alles Bürgerlichen durch den König schon zur Genüge. Die Rüge an den Minister ließ denn auch nicht lange auf sich warten. „So würdet Ihr solchfalls“ heißt es in der betreffenden Rabinettorder „Euch gegen den Wohlstand vergangen haben, daß Ihr zu solchem Behuf eine so schlechte Person, als einen Land-Keuther nehmen wollen, da es an Landrätthen oder anderen dergleichen Subjectis nicht fehlet, deren Ihr Euch zur Ausrichtung solcher Commission bedienen könnet, welches Ihr dann allenfalls auch noch zu redressiren habt“.

Dieser Brief ärgerte den Minister gar gewaltig. In dem Bewußtsein, einwandsfrei gehandelt zu haben, antwortete er dem König ziemlich erregt: „Aus Ew. Majestät Ordre vom 4. hujus habe ich mit nicht geringer Befremdung wahrgenommen, wie der Graf Hoditz sich nicht entblödet, über mich von daher Klage zu führen, daß ich seinem Vor-

haben nach seine Tochter durch einen Amtspfänder oder Landreuter von dem Grafen Tenczin abfordern lassen. Ew. Majestät werden mir hoffentlich zutrauen, daß ich ohne einige Erinnerung des Grafen Hoditz selbst wisse, was in dergleichen Fällen zu thun sey“, und, nach Schilderung des Sachverhaltes: „Ew. Majestät werden hieraus wahrzunehmen geruhen, wie der Graf Hoditz, welcher im ganzen Lande als ein unruhiger und bizarrer Mann, welcher mit lauter chicanes und intrigues angefüllet ist, durch dergleichen falsches Anbringen bloß seiner Sache eine bessere Farbe anstreichen und Ew. Majestät gegen mich und meine Verfügungen provocapiren wollen. Ich habe mich bey diesen Umständen auch nicht dispensiren können, ihm mein Mißvergnügen über dieses sein Betragen zu erkennen zugeben und ihn ersuchet, künftighin in seinen Vorstellungen an Ew. Majestät mit der Wahrheit nicht so spahrsum umzugehen“. Der König erwiderte hierauf, daß es ihm „ganz lieb zu vernehmen gewesen, daß Graf v. Hoditz sich durch seine unrichtige Klage selbst in den tort gesetzt hat, wobey Ihr es aber auch gegen ihn, als einen ohnhin bekandten bizarren Mann, nun bewenden lassen könnet“.

Der Brief v. Massows an Hoditz fiel nicht so scharf aus, wie man hätte annehmen können. Nach Richtigstellung der Sache heißt es da: „Ew. Hochgeboren werden also wohl nicht in Abrede stellen können, daß dieselben für dießmahl die Wahrheit sehr menagiret haben und würde ich gerne sehen, wenn dieselben mich damit fürs künftige verschonetet und von mir glaubten, daß ich nichts unternehme, alß was ich gegen Se. Königliche Majestät zuverantworten mich getrau“. Der König selbst schrieb Hoditz: „daß in Meinen Landen das Recht und die Justiz vor jedermann ist und also Ihm sowohl als seiner Tochter, so wie auch dem Baron v. Chorinski administriret werden muß“.

Als die beiden Briefe in Bitschin eintrafen, lagen sowohl Graf Hoditz als auch seine Tochter krank darnieder. Ersterer entschuldigte sich umständlich beim Minister und erklärt, daß der Amtspfänder doch nun einmal vier Tage früher eingetroffen sei, als der Justizrath und daß er während dieser Zeit unaufhörlich auf Herausgabe seines Kindes gedrängt habe, sogar unter Androhung militärischer Zwangsmaßnahmen. Damit war der Vorfall erledigt.

Freiherr v. Chorinsky hatte inzwischen die Vorgänge in Bitschin mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und bald Fäden zu erkennen geglaubt, die von dort zu der Behörde, die über sein Schicksal entscheiden sollte, gesponnen würden. Kurz entschlossen teilt er dem

Minister mit, daß das Oppelner Oberamt mit dem Grafen Hoditz sowohl als mit dem Grafen Tenczin „in sehr großer connexion und Vertraulichkeit“ stehe und er Wert darauf legen müsse, daß sein Eheprozeß nicht in Oppeln, sondern in Breslau geführt werde und daß man seine Auserkorene während dieser Zeit nicht in Czarnowanz, sondern in einem Breslauer Kloster unterbringe. Der Minister entsprach diesem Wunsche, da auch er der Auffassung war, daß es bei Führung des Prozesses in Oppeln „an allerhand menées und intriguen zum Nachtheil des v. Chorinsky nicht fehlen werde“. Er beauftragte Landrat v. Bludowsky, die Gräfin in Bitschin abzuholen und in das St. Klaren-Kloster in Breslau zu bringen.

Als Bludowsky am 13. Mai in Bitschin eintraf, fand er die Gräfin noch krank. An ihrem Bette weilte der Feldscherer Martin Eisenschmidt von der Estadron des Obristlieutenants v. Werner in Gleiwitz, der von der Reise dringend abriet, wenn man die Kranke nicht der größten Lebensgefahr aussetzen wolle. Graf Hoditz bat ebenfalls um eine Frist für seine Tochter. Er erklärte sich dafür bereit, sie nach ihrer Genesung sofort persönlich nach Breslau zu begleiten und im St. Klaren-Kloster abzuliefern. Dem Landrat blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten und nach Breslau entsprechenden Bericht zu erstatten. Er erlaubte sich die Anfrage, ob er bis zur Genesung der Gräfin in Bitschin verbleiben solle oder nicht, nachdem sich der Vater bereit erklärt habe, seine Tochter selbst nach Breslau zu bringen. Die Antwort, die der Herr Landrat hierauf erhielt, war nichts weniger als höflich. Graf Hoditz hätte beansprucht, so hieß es darin, daß mit der Begleitung seiner Tochter eine Person von Stand beauftragt würde; v. Bludowsky wäre eine solche Persönlichkeit, darum dulde man keine Verschleppung mehr. Er solle deshalb „die Gräfin v. Hoditz sogleich nach Empfang dieses ohne alle Ausflüchte, sie mögen Mahnen haben wie sie wollen, nach Breslau bringen und überhaupt dergleichen Befehle besser, als hier geschehen, exequiren, widrigenfalls und wenn etwa der Herr Landrath sich dergleichen ganz unverantwortliches Betragen nach fernerhin unterstehen würde, Se. Excellenz sogleich p. Estaffette an Se. Königl. Mayestät schreiben und solches anzeigen würde, der Herr Landrath aber die allergrößte Ungnade und harte Bestrafung, welche er in solchem Falle wohl verdient, zu gewärtigen haben würde“.

v. Bludowsky ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, denn er kannte den Umgangston der preußischen Behörden. Herzensbildung Untergebenen gegenüber äußerte sich damals genau so selten, wie heute und

was man selbst nicht kennt, vermiszt man auch nicht bei andern. Er schrieb zurück, daß die Gräfin erst Sonntag oder Montag gesund sein würde, sie also nicht früher reisen könne, und fügte eine entsprechende Bescheinigung des Feldscherers Eisenschmidt bei. In Breslau freute man sich plötzlich über die Diensthwilligkeit des Landrats, obwohl dieser nur seinen Bericht wiederholt hatte. „Se. Excellenz“ so schrieb ihm die Kammer noch am Mittwoch, „wären mit seinem Bericht um so mehr zufrieden, als Sie daraus ersehen, daß die wider ihn angebrachte Beschuldigung ungegründet und Sie also die gute Meinung, die Sie beständig von dem Herrn Landrath gehabt, noch ferner continuiren könnte“.

Das Befinden der Gräfin ließ es zu, daß die Reise nach Breslau bereits am Freitag angetreten werden konnte. Landrat v. Bludowsky und Landesdragoner Christian Gerlich begleiteten sie auftragsgemäß. Der Vater schloß sich freiwillig an. Sonnabend abends erreichte man das Ziel. Die Aebtissin des St. Klaren-Klosters, Maria Hedwigis, übernahm die ihrer Obhut anvertraute Barbara mit dem Versprechen: „Wann sich etwann bey Ihrem Aufenthalt künftighin einige Bedendlichkeiten äußern solten, darüber sodann jedesmahl allergehorfamst anzufragen“.

Kaum daß sich die Klosterpforte geschlossen hatte, treffen wir auch Chorinsky wieder in Breslau. Er hatte erreicht, daß seine Heiratsangelegenheit der Zuständigkeit der ober-schlesischen Oberamtsregierung entzogen worden war, jezt wollte er erneut versuchen, die weltlichen Stellen überhaupt auszuschalten. Am nächsten Morgen eilt er zum Fürstbischof, um diesen zu bewegen, das Recht der Entscheidung in dieser Sache für sich in Anspruch zu nehmen. Der Fürstbischof verlangt daraufhin vom Minister auch Abgabe an die Kirchenbehörde: „allermaßen Se. Königl. Maytt. nicht nur in dem Notifiations-Patente de dato Berlin den 15. Januarii 1742 § 26 in terminis sanciret: die causas Matrimoniales wollen wir, wenn beyde theile der Catholischen Religion zugethan seyn, dem Bischoflichen Ampte überlassen. — Sondern auch in dem Reglement von Abmachung der Religions-Beschwerden vom 8. Augusti 1750 § 7^{mo} klar ausgemessen: daß, wann die Parthenen in Ehe- und Sponsalien-Sachen Bendorseiths Catholisch, die Strittigkeiten bey dem Bischoflichen Consistorio dijudiciret werden müssen“. Dieser Antrag, der von Chorinsky auch noch unmittelbar gestellt wurde, bereitet dem Minister offensichtliche Verlegenheit. Der um eine Entscheidung angegangene König verfügt Belassung bei der Oberamtsregierung Breslau, weil es hier, „weder auf eine Eheschei-

ding noch auf wirklich vollzogene Sponsalien ankommt, sondern nur lediglich zu entscheiden ist, ob der Graf v. Hoditz und dessen Tochter ersterer das Versprechen wegen der letzteren gethan habe, welches dann bis dahin nicht anders als ein Civil Contract anzusehen und von der Ober-Amts-Regierung zu entscheiden ist.“ Bei der Gelegenheit kommt der König auch noch einmal auf die dem Chorinsky gestellten Bedingungen zurück: „Die Haupt und größte Frage aber ist hierbei, ob denn auch mehrgedachter B. v. Chorinsky diejenigen Conditionen, unter welchen Ich ihm Meinen Consens zur Berehelichung der jungen Gräfin v. Hoditz ertheilen wollen, berichtigt und erfüllt habe, daß nemlich er sich zuvörderst von seinen bisherigen auswärtigen Diensten ganz frey gemacht und wirklich congediret, auch sein Vermögen in Meinem Schlesien angeleget und placiret habe? Sollte er beyde Conditiones noch nicht wirklich realisiret haben, so wird alles sein Klagen gegen den Grafen v. Hoditz und dessen Tochter ganz und gar vergeblich sein“.

Chorinsky hatte die Gräfin Barbara schon wochenlang nicht gesehen. Es war ihm lediglich gelungen, ihr heimlich einige Briefe zukommen zu lassen. Antworten hierauf hatte er nicht erhalten; eine Folge der strengen Aufsicht im Bitschiner Schlosse. Was ihm durch dritte zugetragen wurde, war äußerst widersprechend, je nachdem, aus welchem Lager die Nachricht stammte. Es überrascht denn auch nicht, daß Chorinsky schon an dem Tage, an dem der Bischof den Versuch machte, die Entscheidung in dieser Angelegenheit an sich zu ziehen, beim Minister vorstellig wurde, daß „mir der freye Zutritt zu meiner Braut allergnädigst vergönnet, hingegen dem Vater und dem Grafen Tenschin aller Besuch, correspondence durch sich oder durch andere und alle connexion mit derselben untersaget werde.“ Zum Schluß flehte Chorinsky noch: „Ich bitte mir diese hohe Gnade noch am heutigen Posttage zu erzeigen.“ Die Sehnsucht nach einem Wiedersehen war also groß. — Zur selben Stunde, als Chorinsky diesen Brief an den Minister schrieb, quälte auch Graf Hoditz seinen Gänsekiel. Er klagte dem König: „Der Fürst Bischof hat der Abtissin anbefohlen, mir allen Umgang mit meiner Tochter zu untersagen, welches mir um so schmerzlicher fallen muß, als ich mit Augen gesehen, daß andere niedrig gesinnte Leute, insonderheit meine Schwägerin die Baronesse v. Grutttschreiber, verschiedene mahl in das Kloster eingelassen worden.“

Am Nachmittag des 2. Juni finden wir den Minister, den Fürstbischof, die Abtissin und die Gräfin Barbara im Sprechzimmer des St.

Klarenklosters versammelt: Ueber das hierbei gepflogene Gespräch belehrt uns der am nächsten Morgen erstattete Bericht des Ministers an den König. „Anfänglich hat die Gräfin v. Hoditz“, so heißt es darin, „in conformität der ihr von ihrem Vater ertheilten instruction sich gegen den Baron v. Chorinsky gang wiederwillig bezeigt und sich über sein Betragen gegen ihren Vater sowohl als gegen sie selbst, da man ihr nähmlich überreden wollen, als ob der v. Chorinsky schlecht von ihr gesprochen habe, sehr beklaget. Nachdem aber der Bischof derselben den Ungrund hiervon gang klahr demonstriret und ihr dabei ins Gewissen geredet, hat dieselbe endlich offenhertzig declariret, wie sie bey ihrem dem Baron v. Chorinsky gethanen Versprechen beharren und sich lieber Zeitnehmens in ein Kloster einsperren, als einen anderen, wie ihn, heyrathen wolle.“

Graf Hoditz hatte zu seiner Tochter immer noch keinen Zutritt erhalten. Ebenjowenig wurden seine Briefe befördert. Da er das Kloster dauernd im Auge behielt, war ihm natürlich der hohe Besuch nicht verborgen geblieben, den seine Tochter empfangen hatte. Auch von dem Ergebnis der Unterredung erhielt er bald Kenntnis. Diese Mitteilung genügte ihm jedoch nicht, sondern er bat den Bischof seine Tochter zu veranlassen, ihm ihren Willen unmittelbar schriftlich bekannt zu geben. Der Bischof ersuchte denn auch die Gräfin, den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen. Gleichzeitig setzte er auch den Minister in Kenntnis: „Der Graf Hoditz will es von Seiner Tochter schriftlich haben, sodann aber wekrensen. Gott gebe Seinen Segen darzu, womit er glücklich nach Hause komme. Morgen früh bekommt er den Brief Seiner Tochter und kann allda reysen.“

Wie wir bereits aus dem letzten Schreiben des Grafen Hoditz an den König ersehen haben, weilte in diesen Tagen auch die Baronin v. Grutttschreiber in Breslau und unterrichtete von hier aus ihren Mann über alle den Freiherrn v. Chorinsky berührenden Vorgänge. Grutttschreiber hielt wiederum den Grafen Isidor v. Hoditz und den Freiherrn v. Blümegen auf dem laufenden. In einem dieser Briefe wird noch eine am 3. Juni erfolgte Wiederholung des Besuches des Ministers und des Fürstbischofs im Kloster erwähnt, bei welcher Gelegenheit es zu einer regelrechten Verlobung des Freiherrn v. Chorinsky mit der Gräfin v. Hoditz gekommen sein soll. Für diese Behauptung haben sich bisher aber nicht nur keine Beweise finden lassen, sondern es spricht sogar verschiedenes dagegen. Wir möchten deshalb annehmen, daß hier der Wunsch der Vater des Gedankens war. Mehr oder weniger arge Uebertreibungen, ungewollte oder auch gewollte

Unrichtigkeiten, beherrschten den damaligen persönlichen Briefverkehr in breitem Maße. Das angedeutete Schreiben soll trotzdem unverfälscht wiedergegeben werden, schon wegen der darin unverhohlenen zum Ausdruck kommenden Schadenfreude. Es lautet:

Monsieur très honore cher Frere.

Erstlich Lieber Bruder gratulire Dir von Herzen zu Deinem Neuen Neven Baron Korinsky, nachdem seine affaire den 3ten Juny ihr glückliches Ende erreichtet.

2ten. gratulire Dir zu einem reichen Kuppel-Beiß, den Dir Dein Herr Bruder Carl mit vielem Vergnügen geben wird, Albrecht und daß Haus Lenschin werden Dich bis in den 9ten Himmel erheben. Den 1ten Juny hat der Herr Bischoff die Freule Baberle besucht, und sondiret, Sie hat sich declariret, daß Sie keinen anderen als den Baron Korinsky Gerathen wolte, noch mit Gewissen könnte.

Den 2ten Juny ist der Bischoff mit dem Ministre bey ihr gewesen, wo sie dieses alles repetiret.

Den 3ten Juny haben sie Beyde nachmahlen befraget, ob sie bey ihrer aussage Beständig bliebe? Sie haben den Baron Korinsky dann auch vortreten lassen; worauf sie sich beyde, unter denen Conditionen verprochen.

- 1mo. Daß sie aus dem Kloster nicht anders als in die Hände des Baron Korinsky kommen möchte, und ihren geliebten Papa nicht anders als Verheurathe sehen möchte.
- 2do. Daß der Baron Korinsky sich seines Dienstes immediate losmachete, und sich im Preussischen gleich possessioniren möchte, indem sie die außerordentlichen Gnaden des Königs nicht anders vergelten könnte, als ihren Gemahl in einer ewigen Treue, eines so großen Königs ganz illimitate zu wissen. Saye fille!
- 3tio. Daß Er nebst ihr einen submissen Brief an den lieben Papa schriebe, und ihr, unter Authorität des Königs gethanes Versprechen, und bald darauf folgende Heurath genehmigen möchte, so auch erfolget. Darüber ist eine Acte gefertigt worden, und Se. Majestät zugesichert, dem lieben Papa aber zugleich von dem Minister intimiret worden, daß nunmehr die Copulation auf ordre des Königs erfolgen würde; Welken er vor freuden ganz ausser sich gewesen, so hat er Mittwoch früh von dannen abreisen sollen. Ein solches ist heunt auch an die Kayserin Maj. durch den auf der Post von Jägerndorf abgehender Cammer Diener allerunterthänigst berichtet worden. Schade um das schöne Attest und Heurath-Contract des Jungen Lenschin. Mithin hat dieser Roman ein Ende; Ich gehe Morgen nach Troppau, komme Sontag Nachts, oder Montag wieder, mithin würde mich freuen, Dir mündlich mehrere particularitäten zu sagen, so wohl als daß ich bin

gehorsamster Diener

Gruttschreiber.

Gleesen den 6t. Juny 1754.

P. S.: Da nun der Carl und der Tenschin alleß processes enthoben, so könnten sie Dir, die 50 000 Rthlr., die er kosten sollen, nunmehr schenken.

P. S.: gleich vernehme von dem Colonna, daß heut der Tenschin, des Vorganges unwissend, zu seiner Freule nach Breslau gangen.

A Monsieur

Monsieur Isidor le Comte d'Hoditz, Seigneur de Nieder Paulowitz,

à Nieder Paulowitz,

Minister v. Massow war der Meinung, daß es nach der am 2. Juni in seiner Gegenwart abgegebenen Erklärung der Gräfin Barbara eines Processes bei der Oberamtsregierung nicht mehr bedürfe. Diese aber war anderer Ansicht. Sie macht den Minister darauf aufmerksam, daß der König doch eine rechtliche Entscheidung wünsche. Außerdem habe Graf Hoditz die Richtigkeit der dem Minister und dem Bischof unmittelbar abgegebenen Erklärung angezweifelt und gebeten, seiner Tochter gegenüber gestellt zu werden, um sich von ihrer Gesinnung selbst zu überzeugen. „So haben wir zu dem Ende dato eine Ober Amtliche Commission ernannt, um Sie in desselben Gegenwarth über Ihre wahre Herzensmeinung ad Protocollum zu vernehmen, von deren Erfolg wir Ew. Excellenz so dann ferner ergebnste Nachricht zu geben nicht ermangeln werden.“ Zum Führer dieser Kommission wurde der Oberamtsregierungsrat Rudolph Friedrich Graf v. Matuschka bestimmt. Dem Grafen v. Hoditz wurde Oberamts-Advokat Laurentius Altel als Rechtsbeistand zur Seite gegeben. Graf Hoditz hatte inzwischen 39 umständliche Fragen ausgearbeitet, die seiner Tochter vorgelegt werden sollten. — Diese Kommission trat indessen nicht mehr in Tätigkeit, denn auch dem Könige genügte die Erklärung, die von der Gräfin Barbara in Gegenwart des Ministers abgegeben worden war. Er forderte jedoch letzteren von Stargardt aus auf, genauestens darauf zu achten, „daß nicht etwa bey dem Ankauf des Guthes etwas verdecktes vorgehe und vielleicht gedachter v. Chorinsky nur den nahmen zu solchem Kaufe hergebe, bis letzterer die Masque wegnehmen kann.“ Noch einmal erklärte sich der König damit einverstanden, daß die Gräfin „solange in dem Kloster, worin sie sich jetzt befindet, bleiben möge, bis mehr erwehnter v. Chorinsky vorgedachten zwey Conditionen purement und simplement ein völliges Genüge gethan haben wird, alsdann erst und nicht eher des Fürst Bischofs Liebden die Trauung mit ihm und der Hoditz verrichten kann.“

Graf Hoditz sah ein, daß sein ferneres Verbleiben in Breslau zwecklos sei. Am 15. Juni reiste er nach Kieferstädtel ab. Am Nachmittag des vorhergehenden Tages durfte er in Gegenwart des Mini-

sters von seiner Tochter Abschied nehmen. Vater und Kind hatten 3 Wochen nebeneinander gewohnt und sich doch nicht gesehen.

Durch die Entscheidung des Königs war die Angelegenheit für die Oberamtsregierung erledigt. Am selben Tage, an dem Graf Hodik bei seiner Tochter war, gab sie die Akten an den Minister ab. Sämtliche Schreiben der Oberamtsregierung in dieser Angelegenheit tragen die Unterschriften zweier tüchtiger Juristen, nämlich des Ernst Friedmann v. Münchhausen und des Johann Heinrich v. Carmer.

Inzwischen hatte der Wiener Hof v. Chorinsky den nachgesuchten Abschied erteilt. Am 22. Juni unterzeichnete Maria Theresia die Entlassungsurkunde. Die Repräsentation und Kammer in Mähren fertigte eine beglaubigte Abschrift und übersandte sie Chorinsky zur Weitergabe an den Minister v. Massow.

In derselben Woche gelang Chorinsky auch die Erfüllung der zweiten von Friedrich dem Großen gestellten Bedingung, der Ankauf in Preußisch-Schlesien. Am 11. Februar 1754 war Karl Ludwig Anton Graf von Gaschin gestorben. Er hinterließ erhebliche Schulden, zu deren Deckung der Verkauf der Herrschaft Groß-Hoschütz, die damals zum Leobschützer Kreise gehörte, angeordnet wurde. Als Versteigerungstermin bestimmte man den 25. Juni 1754; den Wert hatte man mit 78 927 Gulden 24 Kreuzer errechnet. Das Gut war seit Anfang 1749 in Händen eines Pächters namens Christoph Strauch. Aus Rücksicht auf diesen sollte der Uebergang auf den neuen Käufer erst am 1. Januar 1755 erfolgen.

Zum Versteigerungstermin fanden sich nur 2 Bieter ein. Zunächst Ignaz Dominik v. Chorinsky, der in Begleitung des Freiherrn v. Gruttschreiber und des Advokaten Johann Leopold Gerß erschien. Zweitens der General-Feldmarschall Graf v. Geßler, der Sieger von Hohenfriedeberg, unterstützt von dem Advokaten George Joseph Schindler. Die Bauern und sonstigen Einwohner von Groß-Hoschütz mögen bei dem Gedanken gezittert haben, daß Graf Geßler der neue Gutsherr werden könne, war er doch als der größte Bauernschinder ganz Schlesiens bekannt.*) Man wußte nur allzugut, was für ein Vergnügen es ihm bereitete, seine Bauern beim geringsten Versehen auf

*) Graf Geßler war an Brutalität erst einmal übertroffen worden, und zwar von seiner Frau Anna Eleonora Stanislawsky-Seegut, einer polnischen Gräfin. Diese Dame wurde 1750 wegen unmenschlicher Behandlung ihres Geseßnes zu sechs Jahren persönlichem Arrest verurteilt, ein für jene Zeit ganz unerhörtes Ergebnis.

dem hölzernen Esel, einem von ihm in verbesserter Form erbauten mittelalterlichen Marterwerkzeug, reiten zu sehen.

Getreu seiner Einstellung verlangte der Feldmarschall am 25. Juni zu allererst genaue Auskunft über die zu leistenden „Unterthanen-Dienste“ und Einblick in die bestehende „Roboths-Verfassung“. Der Freiherr v. Chorinsky hatte andere verständlichere Wünsche. Da er damit rechnen mußte, in Kieferstädtel verschlossene Türen zu finden, legte er Wert darauf, daß er bei seiner Verheiratung das Schloß (mit Ausnahme der Pächter-Wohnung) beziehen könne und daß ihm ein Stall für 8 Pferde eingeräumt würde. Sonst war er mit allem einverstanden. Er machte auch das erste Angebot mit 45 000 Gulden und erhielt endlich den Zuschlag für 58 000 Gulden oder 38 667 Reichstaler.*) 20 000 Gulden konnte Chorinsky sofort bezahlen, weil ihm die in Olmütz wohnende verwitwete Frau Feldmarschall Maria Cecilia Gräfin v. Wallis einen Betrag in dieser Höhe, der bis dahin auf einem Gute in der Grafschaft Glatz geruht hatte, überließ und sich dafür mit einer neuen Hypothek auf Batschlawitz begnügte. Für den Rest übernahm der Freiherr v. Grutttschreiber die Bürgschaft in jeder Beziehung, also auch den preußischen Behörden gegenüber. Chorinsky selbst hatte zur Zeit kein flüssiges Kapital. Nach seiner Berechnung hatte er seit dem Tage, an dem die Gräfin Barbara nach Bitschin gebracht worden war, für Reisen und andere Dinge zur Förderung seiner Brautwerbung 15 000 Gulden verbraucht, welche Summe allerdings später nicht als im Sinne Friedrichs des Großen ins Land gebracht anerkannt wurde.

Nach der Erwerbung von Groß-Hoschütz glaubte Chorinsky am Ziele zu sein. Er reiste sofort nach Breslau zurück, um der Gräfin Bericht zu erstatten. Alsdann setzten sich beide hin und fertigten in aller Form den Ehevertrag. (1. Juli.) Sie verlobten sich „aus selbsteigenem freymütigem Willen und Belieben bis auf Priesterliche Copulation miteinander dergestalten, daß sie beyderseiths in wahrer ehelicher Treu, Pflicht und Liebe bis in den Todt (welchen der Allmächtige güttige Gott von ihnen lange zeiten gnädiglich abwenden möge)“, leben wollten, so „wie es im Christkatholischen, getreuen, auf-erbaulich und Stonds gemäßen Conjugio gebühret“. Die nunmehrige Braut versprach 10 000 Gulden mitzubringen und zwar 5000 Gulden zum Ankauf der Ausstattung und 500 Gulden als Heiratsgut. Leh-

*) Nach Ledebur, Adelslexikon der Preussischen Monarchie, Berlin (1855), soll Chorinsky das Gut Groß-Hoschütz erst 1763 erworben haben!

teren Betrag wollte Chorinsky fest anlegen und seiner späteren Frau mit 6 % als „Spinnadelgeld“ verzinsen. Das Vermögen, das die Braut einmal zu erwarten hätte, sollte ihr verbleiben, „es sei denn, daß der Gräfliche Herr Vater, in Ansehung eines ungemein guten Betragens und Egard des Herrn Bräutigams gegen seine künftige Gemahlin, in seinem letzten Willen anders zu disponiren vor gutt befinden möchte“. Chorinsky versprach, für seine Braut sofort weitere 20 000 Gulden sicher zu stellen. Außerdem verpflichtete er sich, das aus den 6 % Zinsen sich ergebende Spinnadelgeld von 300 Gulden jährlich freiwillig auf 500 Gulden zu erhöhen. Die Braut wollte sich von diesem Gelde die erforderliche Kleidung anschaffen, die weibliche Bedienung bezahlen und ihre sonstigen Bedürfnisse befriedigen. Man dachte aber auch an die Zukunft. Falls die Braut einmal Witwe werden würde, sollte ihr aus dem Nachlaß des Mannes eine Jahresrente von 500 Gulden zustehen, allerdings nur solange, als sie seinen Namen trüge. Außerdem sollten ihr in diesem Falle einer der besten Wagen und sechs der besten Pferde gehören, sowie alles das, was zu einer standesgemäßen Einrichtung gehört. Alle diese Verabredungen wollte man nach der Hochzeit in das Hypothekenbuch in Leobschütz eintragen lassen.

Am 11. Juli macht Chorinsky dem Minister in aller Form Mitteilung von dem Stand der Dinge.*) Er kommt dabei auf dessen Zusage zurück, ihn in preußische Dienste zu übernehmen und zwar in die Oberamtsregierung. „Und da ich nunmehr meiner ehemaligen Dienste quitt und loß bin, als offerire ich mich auch allergehorfamst zu Sr. Königl. Maj. Diensten, weil ich mich aber zeither nur zu publiquen und zu keinen Justiz affairen gebrauchen lassen, so unterwerfe mich zu Sr. Königl. Maj. allerhöchsten Verfügungen, wann allerhöchst dieselben mich nach arrangirung meiner affairen zu Gesandtschafts Sachen zu employiren befinden“.

v. Massow hatte inzwischen eine Dienstreise nach Glatz unternommen. Der dortige Landrat Ernst Anton v. Pannwitz kannte Chorinsky, denn er hatte mit ihm in der Kaufangelegenheit Groß-Hofschütz zu tun gehabt. v. Pannwitz galt in jener Zeit als der einzige preußisch gesinnte und damit zuverlässige Adlige in der ganzen Grafschaft, trotzdem hatte er auch gute Beziehungen in Mähren und Böhmen. Dies alles war dem Minister bekannt. Er ersuchte ihn deshalb,

*) Sein Ausscheiden aus kaiserlichen Diensten sei erst möglich gewesen „nach Uebersteigung vieler und ungläublicher bey dem Oesterreichischen Hof vorgesundener schwerer Hindernisse“ erklärt Chorinsky.

sich möglichst unauffällig nach den wahren Vermögensverhältnissen des Chorinsky zu erkundigen. Das Ergebnis war, daß letzterer, trotzdem er sich Herrn v. Patschlawiz, Forst und Studenek nannte, außer dem soeben erworbenen aber noch nicht bezahlten Groß-Hofschütz selbst kein anderes Gut besitze. Sein ganzes väterliches Erbteil stehe auf Patschlawiz, das seinem Bruder Matthias Franz gehöre. Von seiner Mutter her ruhe einiges Kapital in Böhmen, wieviel dies sei, könne man nicht erfahren. Es stehe aber fest, daß Matthias Franz v. Chorinsky das Gut Patschlawiz zu opfern bereit sei, wenn er damit seinem Bruder helfen könne.

Der Minister beauftragte nunmehr den schon genannten Oberamtsregierungsrat Graf v. Matuschka mit der genauen juristischen Prüfung der Heirats-Angelegenheit. In zwei ausführlichen Gutachten legte dieser dar, daß Hinderungsgründe nicht mehr beständen, da dem Willen des Königs im vollen Umfange Genüge getan sei. Auf denselben Standpunkt stellte sich der eingangs erwähnte Kriegs- und Domänen-Rat Teuber, der vom Minister ebenfalls befragt worden war.*) Chorinsky selbst leistete am 17. Juli vor der Oberamtsregierung den Eid als preußischer Vasall. Nunmehr glaubte der Minister, dem König die Zustimmung zur Heirat vorschlagen zu können. Dieser antwortete umgehend: „Ich also nunmehr ganz wohl zu Frieden sein will, daß von des Fürsten Bischofs Liebden die copulation zur Heirath zwischen ihm und der jungen Gräfin v. Hoditz vorgenommen werden möge.**)

*) Dank der Hilfe seines Bruders Matthias Franz hatte Chorinsky inzwischen weitere 32 000 Gulden ins Land bringen können. Für den Restbetrag lag die Bürgschaft des in Preußisch-Schlesien wohnenden Freiherrn v. Grutt-Schreiber vor.

**) Dieser Brief nimmt dann noch Stellung zu einem Bericht des Ministers wegen des wirtschaftlichen Zusammenbruchs einiger ländlicher Untertanen und wegen des Mangels an Dienstboten. Am Schluß finden wir einen der Friedrich den Großen so trefflich kennzeichnenden Zusätze eigener Hand, den wir bei dieser Gelegenheit wegen des anhaftenden Erdgeruches der Vergessenheit entreißen möchten, obgleich er mit unserer Geschichte in keinem ursächlichen Zusammenhange steht. Der Zusatz lautet: „es seindt ihm falsche berichte gemacht worden, in Schlesien fehlet es nicht an Menschen, wen Sprenkselfras (Heuschreckenfraß), fellier oder Miswaks bauern betrifft, So ist es in der ganzen Welt, das Sie zurücker gesehet werden, verarmten Sie ganz so würde es nicht an Dienstbothen fehlen, es werden allejahr in Schlesien 13. bis 14/m Menschen mehr geboren als Scherben, und die 17 hundert man So sie der Armee abgeben, ist eine bagatelle gegen ein So großen Lande. also Seindt die berichte falsch.“ (Siehe die Abbildung auf Seite 110.)

würden. Der Minister antwortet am 30. Juli, daß Chorinsky die vom König gestellten Bedingungen erfüllt und dieser daraufhin die Genehmigung zur Heirat erteilt habe. Die Trauung würde noch in dieser Woche stattfinden, wozu Graf Hoditz „im Beischluß invitiret“ werde. Der Ehevertrag sei längst geschlossen und liege in Abschrift bei. Er könne noch Abänderungen vorschlagen, müsse dies aber umgehend tun. — Dieser Brief ging durch Eilstafette über Meisse, Neustadt nach Füllstein, wo Graf Hoditz inzwischen wieder Aufenthalt genommen hatte. Am nächsten Tage nahm durch Vermittelung des Ministers noch ein umständlicher Heiratsantrag Chorinskys denselben Weg.

Graf Hoditz ging nicht nach Breslau und schrieb auch nicht dahin. Er hatte denselben Brief, den er vor einiger Zeit an den Minister gerichtet hatte, am gleichen Tage auch an den König gesandt und diesem noch Abschriften der durch Zufall in seinen Besitz gekommenen Briefe des Freiherrn v. Gruttschreiber an Isidor v. Hoditz und v. Blümegen, beigelegt. Diese Briefe bildeten seinen letzten Trumpf, er rechnete bestimmt damit, daß der König die Heirat nicht genehmigen würde, sobald er von deren Inhalt Kenntnis bekam. Friedrich der Große hatte auch starke Bedenken. Unterm 1. August beauftragte er den Minister, zunächst eine Versöhnung zwischen Hoditz und Chorinsky anzubahnen und die Heiratsgenehmigung so lange zurückzuhalten, bis die väterliche Zustimmung vorliege, da letztere selbstverständlich die Vorbedingung für erstere sei.

Als dieser Brief des Königs in Breslau eintraf, war gerade die Trauung des Ignaz Dominik Freiherr v. Chorinsky mit der Barbara Gräfin v. Hoditz vorüber. Der Bischof hatte den Bund selbst gesegnet (4. August 1754). Unter den zahlreichen Zeugen befand sich auch jenes Fräulein v. Ottmann, die als Gesellschafterin der jungen Gräfin die beiden nunmehr Vermählten zuerst persönlich zusammengebracht hatte und dafür ihrer Stellung verlustig gegangen war.

Der Minister meldete dem Könige die vollendete Tatsache und berichtete hierzu, daß alle Vermittelungsversuche vergeblich gewesen seien. Hoditz hätte immer auf den Standpunkt gestanden, er allein habe seinen zukünftigen Schwiegervater zu bestimmen, nicht seine Tochter und auch nicht der König. Er habe nunmehr die Folgen zu tragen. Da indes die ganze übrige Familie Hoditz auf seiten des Chorinsky stehe, sei die Zustimmung und Ausöhnung des Vaters auch nur eine Frage der Zeit. Friedrich der Große erwiderte, daß es „mit der Verheiratung nunmehr sein Bewenden“ haben müsse; er fügte aber zum Schluß noch hinzu, „Ich kann Euch nicht verhalten, wie es mir nicht

angenehm ist, daß in dieser Sache so sehr geeilet worden und solche ohne Consens des Vaters geschehen ist“.

Am 9. August bedankte sich Freiherr v. Blümegen bei v. Masfow für die Gnaden, die dieser seinem Schwager v. Chorinsky bisher hätte zuteil werden lassen. Das Schreiben ist ganz so gehalten, wie es der Freiherr v. Grutttschreiber am 5. April bei v. Blümegen beantragt hatte.

Johann Erdmann Graf von Tenczin, der den Korb der Gräfin v. Hoditz eingeheimst hatte, suchte Zerstreuung und unternahm zu diesem Zwecke verschiedene Reisen. Zuletzt war er in Paris, von wo er erst im März 1756 zurückkehrte.

Außer dem alten Hoditz und der Familie Tenczin war noch jemand mit dem Ausgang dieser Heiratsgeschichte unzufrieden: der Gleiwitzer Landrat. Wie wir wissen, hatte sich dieser am 13. Mai befehlsgemäß nach Bitzchin begeben und dort 10 Tage lang auf die Genesung der jungen Gräfin Hoditz gewartet. Dann hatte er mit ihr die Reise nach Breslau angetreten, von wo er erst am Abend des 31. Mai wieder in Petersdorf eintraf. 19 Tage hatte er opfern müssen; doch hatte er dies gern getan, weil er es für selbstverständlich hielt, daß ihm für diese Zeit der landrätliche Spesensatz von 3 Reichstaler je Tag zugebilligt würde. Außerdem wurde er von den Grafen v. Tenczin und v. Hoditz auf das gastlichste aufgenommen und bewirtet. Die drei Taler wären also reiner Verdienst, glaubte v. Bludowsky, soviel bringe ihm Petersdorf nicht einmal ein. Er überreichte der Oberamtsregierung in Oppeln eine Spesenrechnung über 19 mal 3 Taler = 57 Taler. Die Oberamtsregierung in Oppeln gab dieses Dokument sofort an die Oberamtsregierung in Breslau weiter, diese unterbreitete es der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer, die es endlich dem Minister allergehorsamst zur Anweisung vorlegte. Der Minister ließ die Rechnung über 57 Taler denselben Weg zurückgehen, den sie gekommen war, weil es sich hier nach seiner Ansicht um eine reine Privatangelegenheit gehandelt habe. Zuständig für die Bezahlung ist einzig und allein Graf Hoditz, so las der Landrat, als er seine Spesenrechnung nach längerer Zeit wieder zu Gesicht bekam. Graf Hoditz lehnte dankend ab; nachdem es nicht gelungen war, die Heirat zu verhindern, wolle er mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Chorinsky hätte wahrscheinlich bezahlt, wenn der Landrat nicht vom ersten Augenblicke an auf der Seite seines Bitzchiner Nebenbuhlers gestanden hätte; jetzt lehnte er auch ab. Am 22. August wandte sich v. Bludowsky noch einmal direkt an den Minister, mit der dringenden Bitte, er möge ihm



Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky
geborene Gräfin v. Hoditz

Nach einem alten Delgemälde im Besitz von Franz Graf von und zu Sprinzenstein
auf Groß-Hoschütz

doch endlich dadurch zu seinen Spefen verhelfen, daß er dem v. Hoditz die Zahlung einfach anbefehle. Das tat der Minister aber nicht, wahrscheinlich wollte er den Grafen nicht noch mehr verärgern. Er schrieb dem Landrat zurück, daß es seine eigene Schuld sein dürfte, wenn er noch nicht im Besitze des Geldes wäre; jedenfalls habe er dem Grafen v. Hoditz die Sache nicht richtig vorgetragen, sonst würde dieser zweifellos bezahlt haben. Dabei blieb es.

Anfang März 1755 kam endlich eine Annäherung zwischen Schwiegervater und Schwiegerjohn zustande. Das Verdienst hieran scheint vor allem dem Bruder des ersteren, dem Albert Joseph Graf v. Hoditz, zu gebühren. Ferner dem Matthias Anton Graf v. Hoditz,*) einem Vetter der beiden. Chorinsky mußte sich verpflichten, in Zukunft jeden Umgang mit dem Freiherrn v. Grutttschreiber zu meiden. Dann wurde der am 1. Juli vergangenen Jahres im Kloster aufgesetzte Ehevertrag von allen Anwesenden unterschrieben, nachdem er durchgesprochen und gutgeheißen worden war.

Ende September 1755 trat Minister v. Massow zurück. Sein Nachfolger wurde Ernst Wilhelm v. Schlabrendorff, der dieses wichtige Amt Anfang November 1755 übernahm. Die Lage des Ueberganges benutzte man in Wien, um Chorinsky wieder in kaiserliche Dienste zu nehmen. In aller Stille wurden die hierzu notwendigen Vorbereitungen getroffen; Ende Oktober erfolgte die Ernennung zum k. k. Kammerherrn. Friedrich der Große war der erste, der davon Kenntnis erhielt; in Breslau wußte man nicht das Geringste. Wer den König unterrichtet haben mag, ist nicht festzustellen. Jedenfalls ist der Angeber in Oberschlesien zu suchen, weil er sich genau über die oberschlesischen Verhältnisse des Chorinsky unterrichtet zeigte. Vielleicht war es Graf v. Tenczin, möglicherweise auch der Schwiegervater des Chorinsky, Graf v. Hoditz selber. General-Fiskal Johann Bernhard Glögin, der bald in dieser Angelegenheit tätig war, mutmaßte sogar auf den Freiherrn v. Grutttschreiber, den guten Freund Chorinskys. Am 8. Februar 1756 macht Friedrich der Große dem Minister zunächst die Mitteilung von dem Stand der Dinge und fährt dann fort: „Da Mir alles dieses nicht so gleichgültig seyn kann, vielmehr

*) Matthias Anton Graf v. Hoditz, vermählt mit Anna Maria Freitin Miniata v. Campoli, war ein Sohn des Franz Joseph Philipp Graf v. Hoditz, eines Bruders des Karl Joseph Graf v. Hoditz, der 1730 Kiefernstädtel gekauft hatte. (Siehe Seite 78.) Die Mutter war Philippine Freitin v. Caretto, des Franz Joseph Philipp dritte Frau.

Ich darüber besonders piquiret seyn muß; Als will Ich, daß Ihr denselben darüber sofort besprechen und ihn seines getroffenen engagements erinnern, auch dazu anhalten, zugleich auch denselben bedeuten sollet, daß er bey vorangeführten Umständen, sich keine Rechnung zu machen habe, das geringste einmahl von der Verlassenschaft seines Schwieger Vaters aus dem Lande bekommen zu können“.

Als Schlabrendorff dieses Schreiben erhielt, war er eben mit den Vorbereitungen für eine Reise nach Oberschlesien beschäftigt, die ihn in die Kreise Neustadt und Leobschütz führen sollte. Er bestellte Chorinsky für den 22. Februar nach Neustadt, ohne ihm den Zweck der gewünschten Unterredung zu nennen. Chorinsky aber ahnte den Grund. Bereits am 21. Februar früh 8 Uhr reiste er ab, um vor dem Zusammentreffen mit dem Minister noch mit seinem Leobschützer Advokaten Rücksprache zu nehmen.*)

Ueber die Unterredung in Neustadt erfahren wir, daß ihr Chorinsky „mit ganz erschrockenem und höchst bestürztem Gemüthe“ bewohnte. Zu seiner Entschuldigung führte er an, daß er sich wohl vor 4 Jahren, also bevor er seine heutige Frau kannte, einmal um die Kammerherrenwürde bemüht habe, sie nun aber nicht mehr gesucht hätte. Wahrscheinlich sei ihm dieser Titel jetzt ungewollt erteilt worden, weil er ja durch seine mährischen und böhmischen Besitzungen immer noch österreichischer Vasall sei. Falls er durch seine Haltung aber einen Fehler begangen haben sollte, so möge man ihm diesen mildreichst verzeihen. Er werde selbstverständlich auch den Nachweis führen, daß er die geforderten 60 000 Gulden ins Land gebracht habe. Am 25. Februar schrieb Chorinsky dem Minister nochmals: „daß mir niemahlen würde beigegeben lassen haben, Oesterreichische Bedienstung anzunehmen; forderist da ich bereiths die obgehabten quittiret und mein Domicilium fixum nach Allerhöchster Befinnung in Dero Schlesischen Staaten finiret habe“. Diesen Brief brachte Chorinsky zur Poststation, dann — reiste er nach Brünn zum Schwager und im Anschluß daran nach Wien, um sein Amt als Kammerherr anzutreten! Schlabrendorff aber freute sich über die gut preußische Befinnung, die Chorinsky an den Tag gelegt hatte.

*) Damit ging Chorinsky auch den Bezirksrevisoren des Regiments v. Brandes aus dem Wege, die im Laufe des Vormittags in Groß-Hoschütz eintrafen. Als diese von der Abwesenheit des Gutsherrn Kenntniß erhielten, begaben sie sich zum Nachbar Johann Rudolf Freiherr v. Eichendorff auf Kralwarni und ließen die Groß-Hoschützer Untertanen dahin nachkommen.

Zehn Tage später war Friedrich der Große wiederum sehr genau unterrichtet. Er bestätigt am 8. März dem Minister zunächst den Empfang eines von diesem auf Wunsch von Chorinsky übermittelten Entschuldigungsschreibens, dann fährt er fort: „Muß Euch aber darauf in Antwort zu erkennen geben, wie gedachter Baron v. Chorinsky bei allen seynen Euch gegebenen Versicherungen betrogen hat, indem derselbe, als Ihr kaum von Neustadt weggewesen seyndt, sogleich darauf nach Wien gegangen ist, um alda den Eydt als Cammerherr abzugeben; Es ist außerdem dessen Vorgeben, als ob er wieder sein sentiment obligiret worden sey, den Titul eines Kayserlichen Cammerherrn anzunehmen, ganz ohngegründet, indem wohl kein Hof auf der Welt jemanden obligiren kann noch wird, wieder seinen Willen eine Cammerherrn Charge anzunehmen, welche nun auch gedachter v. Chorinsky, wenn es mit seinen Angaben richtig wäre, um so füglichher depreciren könne, als er bekanntermaßen deshalb eine taxte in Wien von 1000 Ducaten und mehr erlegen muß. Ihr habt Euch also auf dessen Versicherungen gar nicht zu verlassen, vielmehr auf solchen gehörig acht zu geben und ihn zu richtiger Erfüllung seiner vorher offerirten engagements nachdrücklich anzuhalten“.

Das war Schlabrendorff denn doch zu stark. Er fordert Chorinsky auf, sich sofort bei ihm in Breslau einzufinden. Der aber kam nicht. In einem Schreiben aus Wien vom 20. März erklärt er dem Minister, daß er vor Anfang Mai unmöglich in Breslau sein könne. Zunächst hätte er noch Familienangelegenheiten zu erledigen und dann erforderlichen seine in Böhmen gelegenen Güter seine persönliche Anwesenheit. Dort wolle er unter anderem auch Leute für eine in Groß-Hofschütz geplante Bleicherei anwerben. Dieses Schreiben veranlaßte Schlabrendorff, sich an den preußischen Gesandten beim kaiserlichen Hofe, Geheimen Kriegsrat Joachim Wilhelm v. Klinggräf, zu wenden und ihn um Auskunft über die wirkliche Ursache des Chorinsky'schen Aufenthaltes in Wien zu bitten. Gleichzeitig erhielt der Steuer-Einnehmer Christian Ehrenreich R a t i e in Leobschütz den Auftrag, in Groß-Hofschütz selbst unter der Hand nach dem wahren Grunde der Abwesenheit des Besitzers zu forschen. In einem Schreiben an den König bezweifelt Schlabrendorff, daß Chorinsky in Böhmen überhaupt begütert sei. Man müsse Chorinsky ebenso bestrafen, meint der Minister, wie im Jahre „1749 den Grafen Siginowsky,*) welcher ohne

*) Karl Graf v. Siginowsky. Die Strafe war genau so hoch wie die Gebühr, die L. in Wien bezahlt hatte.

Euer Majestät Consens in Wien den Cammerherren Schlüssel und das Assessorat bey dem Tribunal zu Prag angenommen und dafür 4000 Reichsthaler Strafe, welche durch den Generallieutenant v. Knau mit militärischer execution bengetrieben worden sind, hat erlegen müssen.“ Schlabrendorff fügte dann dem ihm zur Unterschrift vorgelegten Briefe noch eigenhändig hinzu: „Wobey ich nicht unangeführet lassen kann, daß es besser gewesen, wenn der Minister v. Massow Ew. K. Maj. niemahls den Antrag gethan hätte, diesem Chorinsky die Hodißsche Tochter zu geben, wobey ohnedem dem Graf Hodiß wieder Ew. K. Maj. willen und intention viele insultice und Gewalt, woran ganz Schlesien attention genommen, mit untergelaufen, und nichts weiter erhalten, als daß der Wienerische Hof einen espion an dem Chorinsky mehr in Schlesien hat, da sich wohl ein treuer Vasall aus Ew. K. Maj. provintzien gefunden, welche durch diese ansehnliche partie mit des Vaters Consens hätte glücklich gemacht werden können.“ Friedrich der Große war mit dem Vorschlag seines Ministers einverstanden. Er schrieb ihm am 28. März „daß es ganz recht ist, wenn ihr denselben wegen seines sträflichen und ganz insolenten Betragens gegen mich, durch den Fiscal zur gebührenden und namhaften Geldt Strafe ziehen lassen werdet. Wobey Ihr auch wohl zu beobachten und zu besorgen habet, daß wann dessen Schwieger Vater der Graf v. Hoditz hiernächst mit Tode abgehen wird, sodann dessen gesamtes Vermögen in Schlesien, in Absicht auf den Baron v. Chorinsky mit arest beschlagen und demselben nicht das geringste davon verabsolget werden müsse.“

Inzwischen waren auch die Antworten des Wiener Gesandten und des Beobschützer Herrn Steuereinnehmers in Breslau eingelaufen. v. Klinggräf bestätigte in seinem Schreiben, daß sowohl Ignaz Dominik v. Chorinsky als auch sein Bruder Franz Johann in Wien den Eid als kaiserlicher Kammerherr geleistet hätten.*) Raticke mußte über den Zweck der Reise kaum etwas wesentliches zu berichten, dafür verlor er sich in allerhand Einzelheiten. So erzählte er beispielsweise, daß Chorinsky „diesen Winter hindurch verschiedene Lustbarkeiten angestellet, und die Assemblées aus lauter Troppauischer Extraction bestanden. Madame la Baronne aber soll sich bei ihrem Vater, dem Graf v. Hoditz, der vornigo auch mehr zu Füllstein in der Mährischen Enclave, als zu Kieferstädtel im Lande, wohnet, aufhalten.“

*) Hier dürfte Klinggräf ein Irrtum unterlaufen sein, denn Franz Johann Freiherr v. Chorinsky machte bereits seit 1750 Dienst als Kammerherr.

Schlabrendorff beauftragte nunmehr den bereits genannten Generalfiskal Glogin „sein Officium gegen erwähnten Baron v. Chorinsky zu beobachten und denselben, sobald er von Wien und auf sein Guth zurückgekommen, in Anspruch zu nehmen; bis dahin aber aus der Ursache damit anzustehen, weil anderer Gestalt derselbe davon in Wien sofort ein großes Geschrey machen und den dortigen Hof um intercessionen anliegen würde.“

Am 3. Mai wurde Chorinsky in Breslau vernommen; er muß demnach seine österreichische Reise früher beendet haben, als dies zunächst seine Absicht gewesen war. Möglicherweise hatten ihn die in Wien im Geheimen betriebenen Kriegsvorbereitungen verjagt. Das Verhör leitete Glogin selbst, als Schriftführer war Hoffiskal Adalbert Friedrich Jannigke tätig. Die Verhörsniederschrift wurde elf Seiten lang, Chorinsky mußte jeden Bogen davon einzeln unterschreiben. Etwas neues brachte die Vernehmung, die sich wider Chorinskys Erwarten zunächst auf die Einbringung der vorgeschriebenen 60 000 Gulden erstreckte, nicht zutage. Glogin schildert dem Minister ihren Verlauf wie folgt:

„Auf die ersten Fragen hat er sich nicht präpariret gehabt, daher diese so ziemlich naif beantwortet worden; Die letzten aber, die wegen seines angenommenen Cammerherren Charakters, hat er von einem Zettel, den ihm sein Advokat, der allergrößte Chicaneur in ganz Schlesien, Hofrath Sack aufgesetzt, abgelesen, anhero die Antworten mit denen Fragen sehr inadäquat harmoniren. Es leuchtet aus diesen letzten Antworten überall eine starke malice hervor, sonderlich daß er vermehnet, weil er kein schriftlich Verboth von Euer Excellenz erhalten gehabt, nach Wien zu reisen und den Eyd als Cammerherr abzulegen, er geglaubet, daß es mit der von Euer Excellenz erhaltenen sehr starken Reprimande als über ein factum pulveritum es sein Bewenden haben würde, da er doch zugestehen muß, daß er dieses Vorhaben Euer Excellenz nicht entdecket.“

Am Tage darauf reiste Chorinsky, der im Gasthaus „Zum blauen Hirsch“ gewohnt hatte, wieder nach Mähren. Der Breslauer „Policey-Rapport“ vom 5. Mai 1756, „Die angekommene und abgereiste Fremde betreffend“, wurde zu den Akten genommen.

Wenige Tage nach der Abreise Chorinsky's erstattete Glogin ein ausführliches Rechtsgutachten, in dem er sich von vornherein auf den Standpunkt stellte „Der Baron v. Chorinsky hat ein solches factum begangen, wovon so leicht kein Exempel zu finden, daß ein privatus sich sollte unterfangen haben einen Souverain so heimtückisch und so geflissentlich zu hintergehen.“ Chorinsky hatte bei der Vernehmung nicht anzugeben vermocht, wer sein Nachfolger in der Mährischen Re-

präsentation geworden sei. Hieraus folgerte Glogin, daß das Ausscheiden aus kaiserlichen Diensten im Vorjahre auch nicht einmal vorübergehend erfolgt sei, sondern daß Chorinsky sein Amt ununterbrochen weiter versehen habe, „indem bey einem jeden Menschen, welcher seinen Dienst, es sey freywillig oder gezwungen, quittiret, wohl das allernatürlichste ist, sich zu erkundigen, wer seinen Platz bekommen habe und ob der Successor seinen gehaltenen Ruhm verdunkle oder nicht.“ Zum Strafmaß übergehend, glaubt Glogin von der an und für sich wohl verdienten Beschlagnahme sämtlichen inländischen Vermögens abratzen zu müssen, weil bei einem Konfiskationsprozeß zunächst alle Gläubiger befriedigt werden müßten und im vorliegenden Falle für den Fiskus kaum noch etwas übrig bleiben würde. Aus dem gleichen Grunde könne auch die Verhängung und Beitreibung einer Geldstrafe keinen Erfolg zeitigen. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, Chorinsky die 8000 Gulden, die noch zu den vorgeschriebenen 60 000 Gulden fehlen, als Strafe aufzuerlegen und diese Summe von dem Freiherrn v. Gruttschreiber auf Gläsen beizutreiben. Letzterer hätte f. Zt. die Bürgschaft übernommen, daß die 60 000 Gulden voll ins Land gebracht würden. Dann fährt Glogin fort:

„Durch diesen modum würde der Großsprechende Baron Gruttschreiber auf das empfindlichste zugleich vor seine gespielte intriquen und inducirung des Herrn v. Massow mitgestrafet, weilten er, vermöge seiner geleisteten Caution, sich nicht anders als an des v. Chorinsky in Mähren habendes Vermögen regressiren kann, womit es denn wohl sehr schlecht aussehn dürfte. Dieser Gruttschreiber, wie mir der v. Chorinsky selbst erzählt und zur Bezeugung der Wahrheit auf seinen Schwieger Vater sich berufen, der es allemahl attestiren würde, hat sich in ganz Mähren berühmt, daß Seine Königl. Mayestät ihm recht sehr und zum öfteren angetragen hätten, daß er die Schleßische dirigirende Minister Stelle übernehmen möge, er hätte es aber allemahl mit guter manier abzulehnen gesucht, umb sich bey der Kaiserin keine Ungnade zuzuziehen. Diese närrische Rodomontade verdient wohl per indirectum ein N. B., welches er denn auf vorgeschlagene Arth recht empfindlich bekommen würde, und hier könnte der Wiener Hof keine motus machen, noch würde es weiterer formalien noch der defension des v. Chorinsky bedürfen; denn der v. Chorinsky hat sich immediate gegen S: K: M: engagiret und hat dieses engagement nicht erfüllt und der B. Gruttschreiber hat vor ihn caviret, folglich ist hierbey weiter nicht übrig, als daß S: K: M: auch immediate kurz und gut strafen.“

Soweit der Generalfiskal Glogin, der es stets meisterhaft verstand, sich nach oben hin ins rechte Licht zu setzen.

Der von Glogin gemachte Vorschlag wurde sowohl von Schlabrendorff als auch von Friedrich dem Großen gut geheißten. Gruttschreiber

erhielt die Mitteilung, daß er bei Vermeidung zwangsweiser Beitreibung innerhalb 8 Tagen für Chorinsky 8000 Gulden Strafgeld an die Landrentei zu zahlen habe. Dabei wurde ihm anheim gestellt, sich an dem ausländischen Vermögen des Chorinsky schadlos zu halten. Chorinsky wurde ebenfalls entsprechend benachrichtigt mit dem Hinzufügen, daß er gleichzeitig jedes Anspruches auf das Vermögen seines Schwiegervaters verlustig gegangen sei. Die Kriegs- und Domänenkammer in Breslau und die Oberamtsregierung in Oppeln erhielten entsprechende Befehle. Die 8000 Gulden sollten „zum Manufactur-Fond fließen, um daraus tüchtigen Fabricaten welche aber mit der Caution nicht aufkommen können, auf Hazard Vorstoß zu tun.“

Das Schreiben an Grutttschreiber wurde diesem durch den zuständigen Landrat v. Schneckenhauß gegen Empfangsbescheinigung persönlich übergeben. Ein langer Protest war die vorauszusehen gewesene Folge. Beigefügt war eine Bescheinigung des Landeshauptmanns in Leobschütz, wonach nicht 52 000 sondern 54 000 Gulden ins Land gebracht worden seien.*) Grutttschreiber gründete hierauf seine Bitte, die Strafe von 8000 Gulden auf 6000 Gulden zu ermäßigen. Gleichzeitig erbat er Nachfrist zur Bezahlung bis zum 24. Juni und die Genehmigung, daß diese 6000 Gulden als Hypotheken auf Groß-Hoschütz eingetragen werden dürften. Zum Schluß erlaubte er sich noch den Hinweis, daß solches Verfahren „auch zu einer Correspondence unter den höchsten Höfen ganz ohnfehlbar Anlaß geben muß“. Der erbetene Zahlungsausschub bis 24. Juni wurde genehmigt, mehr aber nicht. Generalfiskal Blogin, dem der Antrag zur Stellungnahme überlassen wurde, beantragte dessen Ablehnung. Er stützte sich darauf, daß Chorinsky bei seiner Vernehmung selbst erklärt hätte, für das Gut Groß-Hoschütz nur 52 000 Gulden ins Land gebracht zu haben. Diese Aussage aber sei entscheidend, weil „dem Recht nach ein eigenes Bekänntnis allen Urtesten vorgezogen wird“. Eine mündliche Erklärung müsse in jedem Falle mehr gelten, als eine „Bescheinigung der Biechtensteinischen Regierung oder Landeshauptmannschaft, welche aus 3 persohnen besteht, nemlich dem Präsidenten oder Landeshauptmann, einem Rath oder Assessoren und einem Secretarium, wovon die zwey ersteren beständig auf ihren Güthern leben, und nur dann und

*) Der Landeshauptmann in Leobschütz scheint von den für Groß-Hoschütz bezahlten Geldern lediglich die von der Familie v. Fragstein entnommenen 1000 Gulden als nicht eingebracht angesehen zu haben, nicht aber die 2000 Gulden von Frau Maria Johanna v. Mikusch geborene v. Falkenhayn.

wann in Leobschütz gegenwärtig seyn, einfolglich das ganze justiz-Wesen einer einzigen persohn, nemlich dem Secretario anvertrauet bleibet. Aus welchen Umständen dann leicht zu entnehmen, wie wenig auf dergleichen Attestat sich zu verlassen sey.“ Die Strafe selbst, so meinte Glogin, sei übrigens reichlich niedrig bemessen worden; in Oesterreich wäre sie bei dem gleichen Vergehen ganz anders ausgefallen. Als Beispiel führte er den Fall der Gräfin v. Czernin an, die zu 20 000 Gulden Strafe verurteilt worden war, nur weil sie einmal die am kaiserlichen Hofe üblichen Untertänigkeitsformeln nicht genügend beachtet hatte und „dem Kayser Carl VII. bloß mit diesen Worten gerühmt, daß er ein gnädiger und ein milder Herr sey“. — Außerdem stände es Gruttschreiber ja frei, sich an dem ausländischen Vermögen des Chorinsky schadlos zu halten.

Gruttschreiber mußte wohl oder übel die 8000 Gulden zahlen. Er beauftragte damit die Storguelin'sche Handlung in Breslau, die das Geld in Münzbeuteln mit $\frac{1}{5}$ und $\frac{1}{15}$ Stücken anbot. Diese Sorten wurden von dem königlichen Obersteuereassen-Buchhalter Kubiz mit der Begründung zurückgewiesen, daß man damit in Berlin nichts anfangen könne. Kubiz verlangte $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{12}$ Stücke, die wieder die Storguelin'sche Handlung nicht vorrätig hatte. Auf Vortrag des Geheimen Kammersekretärs Pistorius verfügte der Minister endlich die Annahme der angebotenen Geldsorten, da verabsäumt worden war, dem Freiherrn v. Gruttschreiber in dieser Hinsicht bestimmte Vorschriften zu machen. Am 24. Juni erfolgte die Zahlung. Der König wurde von dem Eingang des Geldes in Kenntnis gesetzt und ihm mitgeteilt, daß die Summe befehlsgemäß zur Unterstützung bedürftiger Fabrikanten verwendet werden würde. Doch Friedrich d. Gr. bestimmte wenige Tage später etwas anderes. Schwere politische Wolken hatten sich in den letzten Wochen über seinem Haupte zusammengeballt. Krieg lag in der Luft. Böhmen und Mähren standen bereits in Waffen. Schon morgen konnte sich das Gewitter über Schlesien entladen. Die im vollen Gange befindlichen Gegenmaßnahmen zur Sicherung dieses Landes erforderten Geld und nochmals Geld. Die 8000 Gulden des Freiherrn v. Gruttschreiber waren zwar nur ein Tropfen ins Faß, sie kamen aber wie gerufen.

Die Beschaffung von Geld war übrigens in jenen Tagen eine Hauptsorge der preußischen Behörden. So wurden im April 1756 alle schlesischen Landräte zu einem Bericht darüber aufgefordert, ob die neuen Besitzer in ihren Kreisen auch sämtlich im Besitze des Inkolats seien. Das schlesische Inkolat entsprach etwa dem heutigen Be-

griffe der Staatsangehörigkeit; es wurde nach Erlegung einer größeren Summe Geldes erteilt und berechnete u. a. zum Ankauf eines Gutes. Eine Befreiung von der Zahlungspflicht trat nur dann ein, wenn ein Vorfahr gerader Linie bereits 1701 ein Gut in dem damals noch ungetheilten Schlesien besessen hatte. Der im Leobschützer Kreise nur kurze Zeit amtierende Landrat Christoph Gottfried v. Cochenhausen fand Chorinsky als den einzigen heraus, der das Inkolat noch nicht erworben, oder richtiger gesagt, noch nicht bezahlt haben sollte. Er berichtete der Kammer, daß Chorinsky seiner Zeit lediglich ein amtliches Schreiben vorgewiesen habe, worin er zum Ankauf in Schlesien aufgefordert worden sei. Chorinsky behauptete dreist, daß selbstverständlich schon 1701 Ahnen in Schlesien ansässig gewesen seien, was er innerhalb von drei Tagen beweisen werde. Er brauchte dann aber fast ein Jahr, um den verlangten Nachweis zu führen. Erst am 19. April 1757, und auf wiederholte Erinnerungen der Kammer hin, brachte er eine amtliche Bescheinigung seines Schwagers v. Blümegen bei, daß in dem fraglichen Jahre sein Urgroßvater Viktorin Chorinsky v. Ledste,*) der Sohn des Tiburtius Chorinsky v. Ledste, die Herrschaft Nieborn in Schlesien besessen habe. Infolge des inzwischen ausgebrochenen Krieges unterblieb eine Nachprüfung dieser Angabe und war damit auch diese Angelegenheit erledigt.

Während des wechselvollen siebenjährigen Krieges wurde Chorinsky oft argwöhnisch beobachtet. Grund hierzu gaben vor allem seine vielfachen Reisen in die kaiserlichen Lande. Als er sich 1757 zur Hochzeit seines Bruders Franz Johann mit der einundzwanzigjährigen Cajetana Gräfin v. Walldorf begab,**) erstattete sein eigener Verwalter von Groß-Hoschütz Anzeige. Der neue Landrat von Leobschütz, Hans v. Eide, deckte indessen Chorinsky. Andere Vertreter des oberschlesischen Adels wurden damals in Haft genommen, so beispielsweise Graf v. Dppersdorf, der trotz schwerer Krankheit zu den Oesterreichern unerlaubte Beziehungen unterhalten haben sollte. Er wurde zunächst nach Berlin transportiert und später in Breslau untergebracht. Am 4. Juli 1756 hatte man auch bereits den Befehl ausgeschrieben, den Grafen Tenczin in Bitschin auszuheben und in der Festung Kosel abzu-

*) Ein Viktorin Chorinsky ist sonst nirgends verzeichnet. Der Urgroßvater Janas Dominiks hieß Absalon Chorinsky. Wahrscheinlich waren Viktorin und Absalon wesenseins.

***) Bei dieser Gelegenheit wurde auch Patschlawitz erworben, dessen Wert mit 106 000 Gulden angenommen wurde.

liefern. Nur der Umstand, daß er ein Schwager des Generalleutnants v. Rya u*) war, bewahrte ihn im letzten Augenblick vor der Verhaftung. Der schon genannte frühere Landrat von Leobschütz, Johann Friedrich v. Schneckenhauf, ging ganz zu den Oesterreichern über. Dafür wurde sein Gut Groß-Mahlendorf beschlagnahmt und am 1. August 1759 sein Bildnis an den Galgen geschlagen.***) Seiner selbst konnte man nicht mehr habhaft werden; am 27. Februar 1764 starb er jenseits der Grenze. Die Frau, eine geborene v. Schmeskal, hat Preußen nicht verlassen.***)

Am Sylvesterabend 1759 wurde Chorinsky von seiner Gattin anstatt des erwarteten Stammhalters mit einem Töchterlein beschenkt, das die Namen Maria Anna erhielt.

*) Friedrich Wilhelm Freiherr v. Rya u, Generalleutnant und Ritter des Schwarzen Adlerordens, * 22. Januar 1708, † 30. März 1759, vermählt seit 22. Mai 1748 mit der Reichsgräfin Helene v. Sobek verw. Baronin v. Trach. Rya u war Chef des 12. Kürassierregiments (ziegelroter Befehl) von welchem beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges der 1. und 2. Eskadron in Ratibor, die 3. Eskadron in Leobschütz und die 4. und 5. Eskadron in Gletwitz waren.

**) Vier Tage vorher hatte man auch das Bild des Kreisdeputierten von Kosel, Joseph Matthäus v. Lipka auf Radoschau, an den Galgen geschlagen. Er war ebenfalls zu den Oesterreichern entwichen.

***)) Besonders schmachvoll war das Benehmen des mehrfach genannten Generalfeldmarschalls Johann Bernhard Glogin in Breslau, als diese Stadt am 24. November 1757 in die Hand der Oesterreicher fiel. Vier Tage nach der Einnahme wurden die Beamten vor den kaiserlichen Landeskommisnar zur Eidesleistung geladen. Im Vorzimmer erklärte Glogin den dort wartenden Herren, die Sache des Königs sei jetzt endgültig verloren. Der versprochene Schutz sei ausgeblieben, man könne also nichts besseres tun, als in die Dienste des bisherigen Gegners zu treten. Jeder einzelne, der ins Zimmer trat, wurde von Glogin für diese seine Ansicht zu gewinnen versucht. Als die anderen Herren um Bedenkzeit bitten wollten, widersprach Glogin nachdrücklichst. (Breslauer Staatsarchiv: Stadt Breslau III, 3a.) Drei Jahre Festung und Entfernung vom Amte waren die viel zu geringe Strafe für diesen aufgeblasenen Menschen, der durch seine Abneigung gegen katholische Einrichtungen der Sache Friedrichs des Großen unendlich geschadet hat.

Selbstverständlich gab es auch Leute, die ihre Hinnigung zu Preußen zu beweisen und ihre Beziehungen zu festigen versuchten. So ließ der Freiherr v. Gruttschreiber bald nach Ausbruch des Krieges seinen einzigen Sohn Adam Johannes (* 1739) bei den Gekler'schen Kürassieren als Fähnchenjunker eintreten. Dort wurde er am 16. April 1758 Kornett, am 6. April 1760 Leutnant. Infolge einer bei Miesä am 9. September 1760 erlittenen Verwundung, mußte er am 5. Februar 1762 als Invalide entlassen werden. Der Vater trat ihn daraufhin das Burglehen Krotkowitz ab.

1760 starb Karl Joseph Graf v. Hodiž ohne Hinterlassung eines Testamentes. Sein Besitztum, darunter die Herrschaft Rieferstädtel, ging auf seine einzige Tochter über. *) Die amtliche Umschreibung in den Grundbüchern zog sich bis zum 22. Januar 1762 hin. Auf Grund der veränderten Sachlage regelten die Chorinsky'schen Ehegatten am 11. Juni 1762 ihre Vermögensverhältnisse in einem neuen Vertrage. **)

Besonders schmerzlich empfand Chorinsky den Verlust seines Bruders Johann Nepomuk, der als österreichischer Oberstwachtmeyer in der blutigen Schlacht bei Torgau (***) die Todeswunde erhielt. Maria Theresia drückte der ältesten Schwester des Gefallenen, der Gräfin Blümegen, in einem Handschreiben ihre persönliche Anteilnahme aus mit dem Versprechen, das von der Familie Chorinsky hier gebrachte Opfer nicht zu vergessen und diese in geeigneterweise dafür zu entschädigen. Dem Worte folgte bald die Tat. Am 12. Dezember 1761 wurden die vier überlebenden Brüder Chorinsky in den erblichen Grafenstand erhoben und ihnen das Recht zugebilligt, sich nunmehr Grafen v. Chorinsky, Freiherrn v. Ledzke nennen zu dürfen.

Anfang 1760 war auch Heinrich Joseph Graf v. Schmeskal und Domanowiz gestorben, der seit dem 4. Juni 1748 Landeshauptmann in den preußisch gewordenen Teilen der Fürstentümer Troppau und Jägerndorf gewesen war. Mit dem Uebergang an Preußen hatte Oberschlesien wohl einen neuen Landesherrn erhalten, aber das Recht, unter dem das Land lebte, hatte sich kaum geändert. Den Fürstentümern und Standesherrschaften war die bisherige Gerichtsbarkeit belassen worden, allerdings unter Aufsicht der neu geschaffenen ober-schlesischen Oberamtsregierung. Die Fürstentümer Troppau und Jägerndorf waren dem Fürsten v. Liechtenstein verliehen gewesen, aus welchem Grunde dieser auch das Recht für sich in Anspruch nahm, die Justizbehörde in den preußisch gewordenen Teilen zu besetzen. Diese Justizbehörde war das sogenannte Fürstlich Liechtenstein'sche Landesamt in Leobschütz, an dessen Spitze ein Landeshauptmann stand. Das

*) Am 15. September 1760 verschied auch Maria Hedwigis aus dem St. Klarenkloster in Breslau, dem sie 16 Jahre als Oberin vorgestanden hatte. Sie starb im 58. Lebensjahre und im 37. Jahre ihrer Ordensprofession. Vor dem Eintritt ins Kloster hatte sie den Namen Johanna Rosimunde v. W o f t o w s k y geführt.

**) Hodiž hatte vor seinem Tode noch die Frischfeuer in Klein-Schleratowiz und den Sainhammer in Groß-Schleratowiz gründlich in Stand gesetzt und an Stelle des alten Luppenfeuers in Pohlzdorf einen Hochofen erbaut.

***) 3. November 1760.

Gebiet dieses Landesamtes umfaßte 123 Güter und die Stadt Leobschütz. Letztere gehörte 1760 dem österreichischen General-Feldmarschall Joseph Wenzel v. Liechtenstein*) selbst; ferner gehörten diesem auch die Dörfer Biltzsch, Koben, Bleischwitz, Alt- und Neu-Gratschein, Dirschowitz, Kreuzendorf und ein Anteil von Klein-Hoschütz. Die im Kreise liegenden 4 bischöflichen Güter, Langenau, Kösling, Knispel und Stolzmuß unterlagen nicht der Gerichtsbarkeit des Landesamtes.**)

Als neuen Landeshauptmann bestimmte Fürst Liechtenstein am 6. Mai 1760***) unseren Chorinsky, der auch 2 Wochen später um die königliche Genehmigung einkam. Diese wurde ihm jedoch mit der Begründung versagt, daß er als österreichischer Kammerherr in Preußen unmöglich Rechtspflege ausüben könne. Der Landrat v. Eicke und der Kriegs- und Steuerrat Gregorii wurden angewiesen, Schriftstücke mit der Unterschrift Chorinskys in keinem Falle anzunehmen. Da Fürst Liechtenstein an der einmal getroffenen Wahl festhielt, blieb das Leobschützer Landesamt ohne Spitze und zwar etwa 2 Jahre lang.†) Erst am 16. Mai 1762 fragt v. Eicke an, was man hier eigentlich zu tun gedenke, da der bisherige Zustand allmählich unhaltbar werde. Da stellte sich heraus, daß man in Breslau über den Aufgabenkreis dieses Landeshauptmanns überhaupt nicht unterrichtet war. Die Kriegs- und Domänenkammer erkundigte sich eingehend, was denn alles zu den Obliegenheiten dieses Beamten gehöre, vor allem wollte sie wissen, ob er etwa auch „Einfluß in der Publice“ habe. Die Auskünfte scheinen beruhigend gewesen zu sein, denn man ließ Chorinsky endlich ungehindert seines Amtes walten. Der lange Krieg stand auf des Messers Schneide und es erweckte fast den Anschein, als hätte man in Breslau vermeiden wollen, solch unwichtiger Dinge wegen den Wiener Hof aufs neue zu verärgern und zu reizen.

Solange Leobschütz in der Hand der Oesterreicher war und Chorinsky auf seine Bestätigung als Landeshauptmann warten mußte, wagte er nicht, den preußischen Behörden seine inzwischen durch Maria Theresia vollzogene Erhebung in den Grafenstand mitzuteilen. Er

*) * 9. August 1696, † 10. Februar 1772.

***) Wegen der Besetzung des Landesamtes lese man das auf S. 119 gesagte nach.

***) Leobschütz war im März zum dritten Male von den Oesterreichern besetzt worden.

†) Die Besetzung des zum Landesamt gehörigen Gebietes durch die Oesterreicher währte diesmal 27 Monate.

unterließ es aber auch, sich im mündlichen oder schriftlichen Verkehr dieser neuen Standesbezeichnung zu bedienen. Erst am 6. Juli 1762 setzte er Schlabrendorff in Kenntniß, nicht ohne ausdrücklich zu versichern, daß diese Ehrung ohne jegliches Zutun seinerseits erfolgt sei. Der Minister beauftragte den Kriegsrat Ludovici mit der Untersuchung der Angelegenheit. Ludovici forderte Chorinsky auf, erst einmal die betreffende Originalurkunde beizubringen, was dieser zunächst nicht vermochte, weil sich das Diplom in den Händen seines ältesten Bruders, des Kanonikus Matthias Franz befand, der es wieder mit anderen Familien-Dokumenten zusammen für die Dauer des Krieges in Sicherheit gebracht hatte. Erst nach dem Frieden von Hubertusburg konnte Chorinsky dem Verlangen des Kriegsrats entsprechen. Bei Einreichung der Urkunde beteuert er aufs neue seine Unschuld und verspricht den Grafentitel niemals zu führen, wenn es der König nicht wünschen sollte.

In seinem Gutachten geht Ludovici zunächst auf die Chorinsky'sche Darstellung ein und erklärt hierzu: „An Ausflüchten hat es noch keinen reo gefehlet. Das vormahlige Betragen des v. Chorinsky und sein schon anno 1756 durch Uebernehmen der Cammer-Herren-Charge beym Wiener Hofe gethaner Schritt, welcher fast durch ähnliche Ausflüchte der Zeit bemäntelt worden, machen seine Ausführungen sehr verdächtig, und das Brocardicon: *qui semel malus, semper praesumit ex dolis* benimmt ihm dem Ansehen nach fast alle Kraft.“ Es mußte dann aber doch zugestanden werden, daß für die Standeserhebung der vier Brüder der Heldentod des fünften Bruders Johann Nepomuk der Anlaß gewesen sei und „es also seine unleugbare Richtigkeit hat, daß diese Gnadenbezeugung nicht dem Schleißischen von Chorinsky individualiter, sondern dem ganzen Chorinsky'schen Männlichen Geschlecht ertheilet worden“. Des weiteren bestätigt Ludovici, daß Chorinsky diese Erhebung selbst „mit dürren Worten *ad Acta declariret*“ und den Titel tatsächlich noch niemals gebraucht habe. Im übrigen könne der Wiener Hof den Chorinsky nicht ohne weiteres nur als auswärtigen Vasallen ansehen, da er doch auch große Besitzungen in Böhmen und Mähren habe. Vor allem sei er aber noch in wirklichen Diensten des Wiener Hofes als Kammerherr. Ludovici fährt dann wörtlich fort:

„Es ist freylich wahr, daß des v. Chorinsky Uebernahme dieser Cammer-Herren-Charge Se. Königl. Mayt. in anno 1756 höchst ungnädig empfangen, daß er daher in fiscalischen Anspruch genommen und in eine seinem Caventen von Gruttschreiber *salvo regressu* zu bezahlen auferlegte Geldbuße von 8000 fl. condemnirt wurde. Es ist aber auch wahr, daß Fiskus der Zeit in seinem Antrag bloß auf die Geldstrafe losgearbeitet und sich unbekümmert gelassen hat, wie es denn mit der übernommenen Charge

gehalten werden solle. Ein Vasall, der wider Wissen und Willen seines Souverains in auswärtige Kriegsdienste gehet, wird außer der Ahndung angehalten, solche zu quittieren. Zwischen Militär Diensten und einer Civil-Charge ist in so ferne kein Unterschied; beyde attachiren den Vasallen durch den geleisteten Eyd an eine auswärtige Puissance. Der von Chorinsky hatte auch diesen Cammer-Herren-Eyd würdlich zu Wien abgelegt. Er konnte also angehalten werden, sich dieser Pflicht durch resignation der Charge loßzumachen. Fiscalis aber hat daran nicht gedacht; der v. Chorinsky ist also würdlich in Eyd und Pflicht des Wiener Hofes gelassen worden. Mit welchen Augen würde nunmehr wohl der Wiener Hof die Sache betrachten, wenn ihm die Befugniß abgesprochen werden sollte, seinen Cammer-Herrn in den Grafen-Stand zu erheben, als welches in effecta geschehen würde, wenn dem Cammer-Herrn aus seiner Standes-Erhöhung ein Verbrechen gemacht werden sollte.“

Zum Schluß belehrt Ludovici den Minister darüber, daß zwar Verbote erlassen worden seien: „daß Niemand außerhalb des Landes gehen; Niemand in fremde Dienste treten; Niemand sich ohne Consens außerhalb Landes verheyraten; Niemand seine Kinder auf auswärtigen Schulen studiren; Niemand auswärtige Reisen unternehmen soll“; daß aber keine einzige Bestimmung bestehe, die besage, „was ein Vasall thun oder lassen soll, wenn ihn ein fremder Hoff mit einer Standes-Erhöhung oder einer anderen distinction begnadiget“.

Schlabrendorff machte die Ansicht Ludovicis zu seiner eigenen und schlug dem König vor, Chorinsky die Führung des Grafentitels gegen Zahlung von 5 000 Reichsthalern auch in Preußen zu gestatten. Friedrich war einverstanden, worauf Ignaz Dominik v. Chorinsky am 30. November 1763 in aller Form auch in den preußischen Grafenstand erhoben wurde. Er bedankt sich für die Ehre mit dem Bemerkten, daß er am 15. Januar 1764 nach Berlin reisen wolle, um dem König zu seinem Geburtstage *) die treuesten Wünsche persönlich zu Füßen zu legen. Die Durchreise durch Breslau werde er benutzen, um auch dem Minister persönlichen Dank abzustatten.

Die geplante Reise nach Berlin wurde mit großem Aufwand ausgeführt. Bald nach seiner Rückkehr erkrankte Chorinsky an der Gicht, die ihn mehrere Monate ans Zimmer band und zur Untätigkeit verurtheilte. Große Sorgen machten ihm in dieser Zeit die verlangten 5 000 Reichstaler. Ihre Bezahlung war in alten Friedrichsdor vorge-schrieben, einer Münzsorte, die 1764 nicht mehr aufzutreiben war, wenigstens nicht in dieser Höhe. Nach vielen fehlgeschlagenen Ver-suchen fand sich endlich der Kaufmann Emanuel P f ü l l e r in Breslau

*) 24. Januar.

zur Uebernahme des Auftrages bereit. Pfüller hatte bei der letzten Veränderung des Münzfußes verschiedene Geldsorten zum Einschmelzen abgeliefert, war dafür aber noch nicht bezahlt worden. Er benutzte den Chorinsky'schen Auftrag, um die 5 000 Reichstaler gegen seine Forderung an das Münzdirectorium aufzurechnen und auf diese Weise zu einem Teile seines Geldes zu gelangen.

Für die von Chorinsky am 15. Januar 1764 unternommene Reise nach Breslau und Berlin war noch ein anderer Umstand maßgebend gewesen, als lediglich der, dem Minister und dem König für die, übrigens recht teuer erkaufte Zustimmung zur Erhebung in den Grafenstand zu danken. Bestand doch noch immer die Bestimmung, daß er von dem in Preußen befindlichen Vermögen seines Schwiegervaters nichts erhalten dürfe. Dieses Vermögen, das zum größten Teile in der Herrschaft Kieferstädtel festgelegt war, besaß heute Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky, die naturgemäß ihren Mann im weitesten Umfange zur Verwaltung heranzog. Bei einem frühen Tode der Frau wäre aber die einzige Tochter Maria Anna Alleinbesitzerin von Kieferstädtel geworden und mußte Chorinsky in diesem Falle damit rechnen, daß ihm von der Vormundschaft die bisherige Nutzung entzogen würde. Er sann auf Abwendung dieser Gefahr und kam zu dem Entschluß, ein Familienfideikommiß zu errichten. Die Frau stimmte zu. Am 10. Januar 1764 kam die Regelung zustande. Als Chorinsky am 15. desselben Monats die Reise antrat, hatte er den Vertrag in der Tasche. Wenn er auch die königliche Genehmigung nicht gleich mitbrachte, so erhielt er sie doch noch vor Ablauf des Jahres.*) — Wieder einmal hatte er einen Sieg davon getragen.

Das Fideikommiß-Institut wurde nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde errichtet, nachdem beide Eheleute „in genauere Erwägung gezogen, welchergestalten die aus Göttlicher Vorsicht zwischen Ihnen erfolgte Adelige Vermählung verschiedenen Beschwerden, und Verhinderniß-Fällen unterworfen gewesen, und solche nicht anders, als durch unermüdete Betreibung und außerordentliche Reisekosten in Betracht verschiedener sowohl bey Ihro Königl. Maytt. von Preußen in Berlin, als auch bey Ihro Kayserl. Königl. Apostol. Maytten. in Wienn vorgefallenen Umständen gehoben werden konnten“.

Das Stiftungskapital wurde auf 150 000 Gulden festgelegt. Als Kern der Stiftung nahm man Groß-Hoschütz an und brachte es mit dem Kaufwerte von 58 000 Gulden in Anfaß. Die restlichen 92 000

*) 24. November 1764.

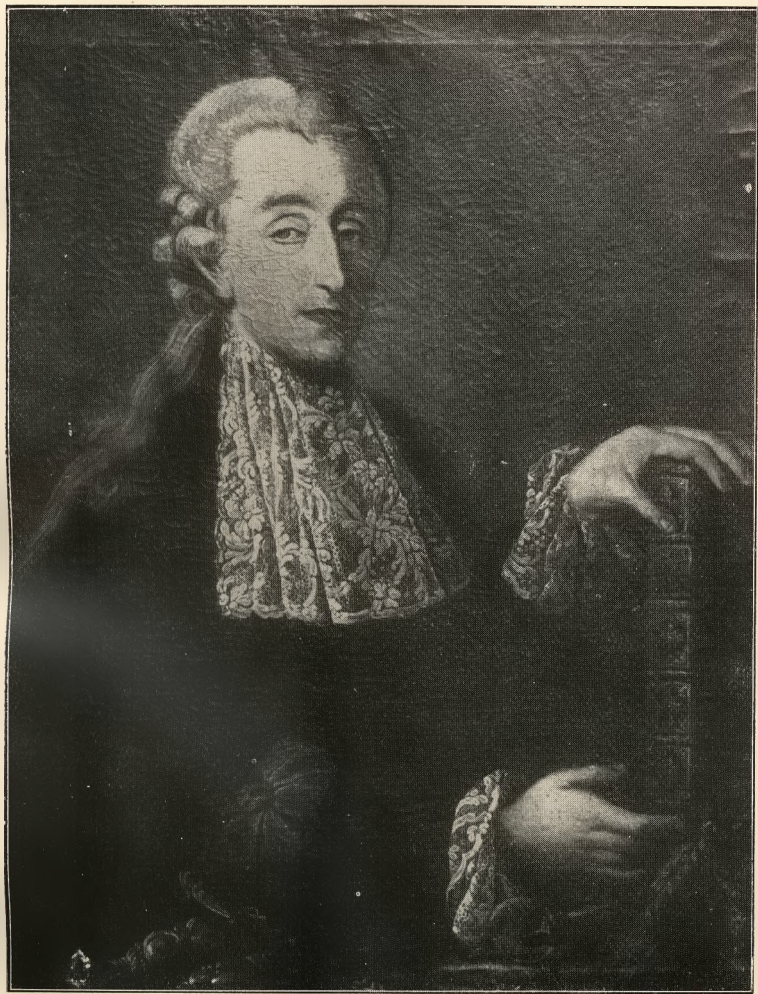
Gulden wurden auf Kieferstädtel eingetragen, das man dann noch mit weiteren 50 000 Gulden belastete, die mit 6 % verzinst werden sollten. Aus diesen Zinsbeträgen wollte man einen besonderen Familienrückhalt bilden, der zur Unterhaltung etwaiger Witwen, zur Ausstattung von Töchtern und anderen genau umschriebenen Dingen dienen sollte. Je weitere 40 000 Gulden behielten sich die beiden Ehegatten zur persönlichen Verfügung vor. Auf den dauernden Besitz von Kieferstädtel wurde kein Wert gelegt. Die genannten Belastungen dieser Herrschaft zu Gunsten der Familienstiftung erfolgten nur in der Weise, daß bei einem etwaigen Verkauf andere Vermögenswerte in der fraglichen Höhe zu erwerben waren. Unter den Vertragszeugen befand sich neben anderen auch der Großvater des Dichters Joseph v. Eichendorff.

Im Sommer 1764 entspann sich ein sehr kleinlicher Streit zwischen Chorinsky in seiner Eigenschaft als Landeshauptmann und dem Kriegs- und Steuerrat Gregorii in Neustadt. Zuständigkeitsfragen waren die belanglose Ursache. Die Breslauer Kammer verwarnte beide und forderte sie auf, in Zukunft „in Harmonie“ miteinander zu verkehren. Diese Warnung scheint gefruchtet zu haben; über weitere Unstimmigkeiten wird nicht mehr berichtet. Zudem waren beiderseits wichtigere Aufgaben zu erfüllen.

Chorinsky wurde Bauherr. Das von ihm in Groß-Hoschütz bewohnte Gebäude hatte sich von Anfang an als zu klein erwiesen, doch hatte der Krieg den geplanten Schloßneubau immer wieder verhindert. Im Herbst 1764 endlich ging Chorinsky ans Werk. Während des Baues nahm er in Troppau Wohnung und zwar in dem Hause Nr. 378, das seine Frau einst von ihrer Mutter geerbt hatte. Von Troppau aus konnte er Groß-Hoschütz jederzeit bequem erreichen und das Fortschreiten des Baues überwachen.

In dieser Zeit bot sich Chorinsky eine günstige Gelegenheit, seiner Hochschätzung des preußischen Königshauses in deutlicher Form Ausdruck zu geben. Friedrich der Große hatte den Wunsch geäußert, anläßlich der für Juli 1765 festgesetzten Hochzeit des Prinzen von Preußen *) mit Elisabeth v. Braunschweig auch einige schlesische Vasallen in Berlin zu sehen, eine Anregung, die von Schlabrendorff mit Feuereifer aufgegriffen wurde. Die Landräte erhielten den Auftrag, sofort in geeigneterweise Umfrage zu halten. Das Ergebnis war geradezu kläg-

*) Der Neffe Friedrich des Großen und nachmalige König König Friedrich Wilhelm II., * 25. September 1744, † 16. November 1797. Die erwähnte Ehe wurde bald wieder geschieden.



Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky

Nach einem alten Oelgemälde im Besitz von Franz Graf von und zu Sprinzenstein
auf Groß-Hoschütz

lich; die unmöglichsten Ausflüchte mußten herhalten, um der Sache aus dem Wege zu gehen. Vom gesamten schlesischen Adel kamen schließlich drei Vertreter nach Berlin, unter ihnen Chorinsky. Sobald dieser vom Landrat unterrichtet worden war, hatte er sich beeilt, ein persönliches Schreiben an Schlabrendorff zu richten. Er versicherte darin, daß er der Anregung gern entsprechen werde, obgleich es ihm wegen des im Gange befindlichen Schloßbaues schwer falle, den mit der Reise und den bevorstehenden Feierlichkeiten verbundenen Kostenaufwand zu tragen.

Chorinsky blieb von Anfang Juli bis Mitte August im Hoflager in Berlin. Als er zurückkam, fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung die ministerielle Aufforderung vor, seinen Wohnsitz sofort nach Leobschütz zu verlegen. Während seiner Abwesenheit war in Breslau eine Anzeige eingelaufen, daß er nach Troppau verzogen sei und „die Sesssionen und Kommissionen des Landesamtes zur größten Beschwerde der Parteien und der Advokaten in Groß-Hoschütz“ abhalte, anstatt vorgeschriebenermaßen in Leobschütz. Chorinsky bemühte sich sofort die Unrichtigkeit dieser Behauptungen zu beweisen. Seit seiner Verheiratung, also seit 12 Jahren, wohne er ununterbrochen in Groß-Hoschütz, erklärte er. Und wenn er jetzt in Troppau ein Unterkommen gesucht habe, so sei dies nur vorübergehend und darauf zurückzuführen, daß man ihm in Groß-Hoschütz das Dach über dem Kopfe abgebrochen habe. Im übrigen halte er sich jeden Monat tagelang in Leobschütz auf, wo er ein ständiges Quartier gemietet habe, „so gut wie es in einem mit so schlechten Wohnungen versehenen Ort“ nur zu bekommen sei. Alle Sachen des Landesamtes erledige er ausschließlich in Leobschütz und niemals in Groß-Hoschütz. Außerdem reise er auch jedes Jahr mehrmals nach dem seiner Frau gehörenden Kieferstädtel. Man möge ihn also in Groß-Hoschütz wohnen lassen, zumal man ja die früheren Landeshauptleute in dieser Beziehung auch nicht bevormundet habe. Des weiteren führte Chorinsky zu seinen Gunsten an, daß er innerhalb 1½ Jahren zwei teure Reisen nach Berlin gemacht habe, ganz zu verschweigen den kostbaren Aufwand, den die prinzliche Hochzeit durch Anschaffung von Galatkleidern und dergleichen Dingen erfordert habe. Als sich kürzlich der König in Meisse aufhielt, sei er auch nach dort gereist. Jedes Jahr begehe er den Geburtstag des Königs in feierlichster Weise in Leobschütz. Kurz und gut, er lasse sich keine Gelegenheit entgehen, um sich der Huld des Königs immer würdiger zu machen. Zum Schluß erklärt Chorinsky noch, daß er seit einiger Zeit kränklich sei und an häßlichen Fiebererscheinungen leide.

Der Landrat bestätigte Chorinsty's Angaben in einem besonderen Schreiben. Auch er erklärt, daß Chorinsty bisher alle Dienstgeschäfte ausschließlich in Leobschütz erledigt habe, wo er dann bei dem Advokaten Davida wohne, dem „logablesten“ Hause der ganzen Stadt. In Troppau halte er sich nur auf, wenn in Leobschütz nichts zu tun sei und zwar auch nur aus dem Grunde, weil er von dortaus seinen weitläufigen Schloßbau besser beaufsichtigen könne.

Durch die Erklärungen Chorinsty's und v. Eide's war auch dieser Vorfall erledigt. Chorinsty konnte in Troppau wohnen bleiben und sein Groß-Hofschützer Schloß in Ruhe fertigstellen. Sehr zur Freude des Leobschützer Magistrats, für den der Landeshauptmann kein besonders angenehmer Zeitgenosse war. So erhielt letzterer beispielsweise am 20. März 1767 ein Schreiben mit der wohlgesetzten Anschrift „Hochgeborener Herr Graf, Gnädiger Herr Landes-Hauptmann!“ Als Absender zeichnete alleruntertänigst ebengenannter Magistrat. Anstatt nun gespannt zu ermitteln, was die hohe städtische Behörde eigentlich begehre, packt Chorinsty den Brief ungelesen wieder ein und schreibt ergrimmt:

„Restituatus Restituatus Magistratui mit dem Bedeuten: daß da derselbe sich begeben lassen, sowohl in der Corthesie als in Contextu denjenigen Titul, so einem Chef der Landes-Fürstl. Amts-Regierung niemand von denen subordinirten Magistrats-Personen strittig machen kann, in anliegender Schrift nicht benzusezen, dessen Besuch nicht anders als memorialiter mit Beyrückung der gebührenden Compellation: Gnädig-Hochgebittender Herr Landes-Haupt- und in Contextu: Hoch Reichs Gräfl. Gnaden in materia substrata sowohl als in allen künftigen Fällen acceptiret werden wird“.

Der Magistrat schrieb den Brief gehorsamst neu und brachte ihn zum zweitenmal auf den Weg. Für Chorinsty war die Sache damit aber keineswegs erledigt. Er kam wenige Tage später in das Amtszimmer des Königl. dirigierenden Polizeibürgermeisters und Stadtdirektors Friedrich Wilhelm Beck, als dieser gerade mit dem Stadtsyndikus Brandt über lebenswichtige Fragen der Stadt Leobschütz beriet, und stellte ihn mit großer Heftigkeit darüber zur Rede, warum man ihm nicht gleich den richtigen Titel beigelegt hätte. „Er“ solle ein andermal seine Nase in die Registratur stecken und sich dort vorher unterrichten, was ein Graf und Landeshauptmann in dieser Hinsicht zu beanspruchen habe. Im übrigen seien die Mitglieder des Leobschützer Magistrats alle Esel! — Darob erlaubte sich der Herr Magistratschef zu bemerken, daß ihm bisher unbekannt geblieben sei, daß er einem

„Esel-Collegio“ vorstünde. Allerdings gebe es solche und solche Magistratsmitglieder, erklärte er bescheiden; es wären aber doch auch „Leute darunter, die dienstfähig sind und verstehen, wie sie jedermann begegnen sollen“. Der Landeshauptmann blieb aber dabei, daß der ganze Magistrat aus Eseln bestehe, der Polizeibürgermeister allein ausgenommen. Dann erst machte er die Türe zu, was er bis dahin zur Freude des auf dem Flur versammelten rathhäuslichen Personals unterlassen hatte.

Der dirigierende Polizeibürgermeister und der Stadtsyndikus dachten nach dem Weggange Chorinskys lange und gründlich nach und kamen zu dem Entschluß, endlich einmal eine Beschwerde an die Kriegs- und Domänenkammer in Breslau zu wagen. Sie schilderten darin anschaulich Ursache und Verlauf des ganzen Vorfalles und bestätigten dann, daß der Landeshauptmann die Schimpfwörter, die er den anderen Magistratspersonen gegenüber gebrauche, wie „Hundsvötter, Schurken und dergleichen uncivile Ausdrücke“, ihnen gegenüber nicht angewendet habe. Der Stadtsyndikus, der im Gegensatz zu dem Polizeibürgermeister mit zu den Eseln gerechnet worden war, erklärte entschuldigend, der Landeshauptmann „wird vielleicht in seiner ungestümen Hitze vergessen haben, mich, den Brandt, ebenso wie den Beck von Beylegung dieses Titels auszunehmen und nur die übrigen 6 Magistrats Personen darunter verstanden haben“. Wegen der nach ihrer Meinung nur übriggebliebenen 6 Esel fuhren die Beschwerdeführer gemeinsam fort: „Unseres Erachtens gereicht es dem Fürstl. Lichtensteinischen Landes-Amt eben nicht zur Ehre, daß Selbiges so viele unvernünftige und der Natur nach träge und zur Arbeit ungeschulte Thiere, wie gedachte Art Thiere ist, zu Magistratualen ange setzt hat und es würde ohnstreitig besser geschehen seyn, wenn es statt deren lieber weniger, jedoch vernünftige, zur Rathhäuslichen Arbeit geschickte und brauchbare Thiere, mit einem Wort: diensttaugliche Menschen, bestellt hätte, so müßte das Städtische, Rathhäusliche und Cämmerey=Wesen in besserer Verfassung stehen“.

Chorinsky bekam insofern einen Verweis, als er sich auch als Vorgesetzter des Polizeibürgermeisters Beck betrachtet hatte. Das Polizeiwesen stände nicht unter dem Landt samt, der Polizeibürgermeister sei kein Untergebener des Landeshauptmanns, lautete die Belehrung. Außerdem ersuchte die Kammer um „gründliche Information“, wie er dazu käme, auf die Bezeichnung „Reichsgraf“ Anspruch zu erheben; man wisse in Breslau bisher nur von einem „Grafen“ v. Chorinsky. — Und der Magistrat wurde aufgefordert, verträglicher zu sein (!). Dem

Landeshauptmann gegenüber solle es solange bei der bisher gebrauchten Anrede verbleiben, bis von der Kammer neue Weisung eingehe. Zu den Beleidigungen könne keine Stellung genommen werden. Mit Ausnahme des nicht beleidigten Polizeibürgermeisters seien die Magistratsherren „vom Landesamt dependent und ihre unmittelbare Anstellung giebt ihnen keinen anderen Vorzug, als ihr Antecessor gehabt hat“ (!).

Bei den mannigfachen Sorgen, die Chorinsky so bedrückten, wurde Kieferstädtel stark vernachlässigt. Nur ein oder zwei Mal im Jahre kam er auf kurze Zeit hierher, um mit dem Schloßverwalter Anton Irmler und dem Sekretär Andreas Hauck Rücksprache zu nehmen oder auch um einmal mit dem Forstmeister Wenzel Häusler der Jagd zu pflegen. In der Regel wurden bei diesen Besuchen auch Grundstücksverkäufe getätigt. Ein Gegenstand besonderer Sorge war das von jeher als wüste und unfruchtbare Gegend bezeichnete Gelände östlich der Stadt, auf Ostroppa zu gelegen, für das sich weder ein Pächter noch ein Käufer fand. Um es endlich nutzbar zu machen, veranlaßte Chorinsky seine Frau, dort eine neue Siedelung zu errichten. Er hoffte dadurch auch noch die Anerkennung des Königs zu finden, der gerade in dieser Zeit der Bautätigkeit auf dem rechten Oderufer sein besonderes Augenmerk schenkte und die Gutsherren fortgesetzt zur Erbauung neuer Dörfer anregte. Für letzteren Zweck waren sogar namhafte Unterstützungen zugesichert. Die neuen Dörfer sollten nicht Bauernstellen erhalten, sondern nur erbliche Freigärtnerstellen, 10 bis 20 an der Zahl, in der Größe von mindestens 8, höchstens 20 Morgen. Für eine solche Siedelung erschien Chorinsky das fragliche Gelände wie geschaffen. Als er unterm 24. Januar 1767 wieder einmal eine aufmunternde Anfrage der Kammer erhielt, teilte er dieser die bestehende Absicht mit. Seine Frau wolle, so erklärt Chorinsky, durch die Erbauung dieses neuen Dorfes ihre zur Trägheit neigenden Untertanen beschäftigen und sie zu der Zeit, da sie mit dem Ackerbau nichts zu tun hätten, vor dem schädlichen Müßiggange bewahren, zugleich aber auch deren Unterhalt verbessern. Das Dorf solle gleichzeitig eine Vorstadt von Kieferstädtel werden. Da in diesen Monaten statt des ersehnten Stammhalters wieder ein Mädchen geboren wurde,*) beschloß man der neuen Gründung den Namen „Chorinskowitz“ zu geben, um auf diese Weise die

*) Anna Josepha, † 25. September 1770 im Alter von 2 Jahren, 9 Monaten, vermutlich an tuberkulöser Gehirnhautentzündung.

Verbindung zwischen den Namen Kieferstädtel und Chorinský für immer aufrecht zu erhalten. *)

Mit Ausnahme weniger öffentlicher Gebäude waren bis zu dieser Zeit in der Gegend des heutigen Industriebezirks lediglich Holzhäuser errichtet worden. Dabei fanden zwei Bauarten Anwendung, die sich hauptsächlich in der Zusammenfügung der einzelnen Balken an den Hausecken unterschieden. Die zurechtgeschnittenen Balken wurden an ihren Enden entweder geschrotet (Schrothholzbau) oder im Gehrsatz verbunden (Blockholzbau). Friedrich der Große versuchte beide Bauweisen einzuschränken, denn ein gewaltiger Holzverbrauch war ihre unvermeidliche Folge und Holz sollte jetzt nach Möglichkeit gespart werden. Er versuchte massive Wände einzuführen, was auch noch den Vorteil versprach, daß, „wenn das Dach abbrennt, das übrige Gebäude stehen bleibt“. In der Gegend von Leobschütz und Neustadt hatte sich auch bereits ein Verfahren herausgebildet, das darin bestand, die Häuser aus Leimpakzen zu erbauen. Die sogenannten „Leimpakzen“ waren ungebrannte Ziegel größten Formats, die aus einem Gemisch von Lehm, Sand und Haferstroh hergestellt wurden. Ein geschickter „Leimpakzner“ vermochte täglich etwa 600 Stück davon fertig zu stellen. — Chorinský dürfte derjenige gewesen sein, der diese neue Bauart in der weiteren Umgegend von Gleiwitz zuerst anwandte, indem er in Chorinskowitz einige Häuser von Leimpakzen errichtete. Der Rest der Häuser wurde im Gehrsatz erbaut. **)

Im Frühjahr 1768 konnten bereits 9 Häuser bezogen werden und zwar zu allererst der Kretscham, den der bisherige herrschaftliche Schlossschmied Johann Brzoza übernahm. Ihm folgte, ebenfalls von Kieferstädtel kommend, der beim Bau tätig gewesene Leimpakzner Bartholomäus Mrosik, der später allgemein als „Kleber“ (***) bezeichnet wurde. Des weiteren zogen zu: der Rademacher Johann Skrzypiek und der Schuhmacher Blasius Matyssek aus Quarthammer, der Maurer Franz Blaschke aus Jägerndorf, der Zimmermann George Czech aus Hollischau in Mähren und drei Tuchmacher, nämlich die Brüder Thomas und Martin Janoschek von den mährischen Besitzungen des Grafen

*) Am 19. August 1767 war Friedrich der Große in Leobschütz. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch der Landeshauptmann Graf v. Chorinský zum Vortrag gekommen sein.

**) Chorinskowitz ist das dreiunddreißigste Dorf, das unter Friedrich dem Großen in Schlessen erbaut wurde.

***) Aufgabe des Klebers war es unter anderem, die damals allgemein üblichen hölzernen Schornsteine in gewissen Zeitabständen mit Lehm auszufüllen.

v. Blümegen und der Johann Müller aus Reichenau in Böhmen. Letzterem wurde bereits am 12. Juni 1768 von seiner Ehefrau Maria geb. Rogawiec ein Sohn geboren; die erste Geburt in Chorinskowiz. Das Kind erhielt den Namen Anton. Taufzeugen waren Gottfried Teiner, herrschaftlicher Brauer und Barbara Leppich, herrschaftliche Bindersfrau. — Im Jahre 1769 wurden zwei weitere Häuser fertiggestellt und von dem Schuhmacher Adam Choruppa aus Nikolai und dem Leistenschneider Johann Hengel aus Riborzic (?) bezogen.*)

Inzwischen war Graf v. Chorinsky mit der Stadt Gleiwiz in Streit geraten. Schon im November 1768 hatte deren Magistrat die Anzeige erstattet, daß Chorinsky drei Tuchmacher herangezogen habe, obwohl solche nur in den akzisebaren Städten wohnen dürften. Hierzu gehöre Kieferstädtel aber nicht und Chorinskowiz noch viel weniger. Durch diese Handlungsweise des Chorinsky geschehe dem Nahrungsstande der Stadt Gleiwiz erheblicher Abbruch. Die drei Tuchmacher seien zwar gewillt, der Glewitzer Zunft beizutreten und sich auch den anderen Bedingungen zu unterwerfen, dies alles genüge aber nicht, um die drohende Schädigung von der Stadt abzuwenden. Die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer war über den Nutzen der Ansiedlung dieser Tuchmacher geteilter Meinung, doch Schlabrendorff verfügte kurz entschlossen ihre Entfernung, „als mir überhaupt bey der ganzen Sache ein Schwindel, wozu der Graf sehr incliniret, zu Grunde zu liegen und die wahre Absicht dahin zu gehen scheinet, durch Gelegenheit dieser und vielleicht noch mehrerer dahin zuziehender Tuchmacher die heimliche Wollausfuhr nach dem Oesterreichischen desto mehr zu erleichtern“. — Die drei Tuchmacher waren also gezwungen, in ihre Heimat zurückzukehren.

Ein noch größerer Dorn im Auge, als die drei unschuldigen Tuchmacher es waren, war den Glewitzer Bürgern der neu errichtete Kretscham. Der Magistrat führte in seiner Beschwerde aus, daß die Einwohnerzahl von Chorinskowiz viel zu gering sei, als daß sich für sie ein eigenes Wirtshaus lohne. Es müsse demnach beabsichtigt sein, auch an Fremde und Auswärtige zu verkaufen, was die Stadt Gleiwiz aber keineswegs zulassen könne. Es sei durchaus nicht einzusehen, warum Reisende, die ihren Drang auf Zuzichnahme von Alkohol bis Chorins-

*) Graf Chorinsky dürfte damals schon das Gemeindewappen von Chorinskowiz bestimmt haben. Dieses zeigt einen nach rechts springenden Hirsch und links eine kleine Kiefer. — Die Kiefer ist das Wappenbild der Stadt Kieferstädtel.

owitz zu zähmen vermochten, nicht auch noch die Meile bis Gleiwitz laufen oder fahren könnten, wie bisher. In Gleiwitz wären sie ihr Geld immer rechtzeitig genug los geworden. Im übrigen sei auch in Ostroppa schon Gelegenheit, Gleiwitzer Bier und Gleiwitzer Branntwein zu kaufen.

Graf Chorinsky gab ohne weiteres zu, daß der Kretscham „auch zur Bequemlichkeit der von Pleß und Bielitz nach Breslau und von dannen mit Kaufmanns Güthern schwer zurückbeladenen Fuhr Wagen die fast keine näheren Straßen gehen“, dienen solle. Aus diesem Grunde hätte er ja auch Gaststallungen anbauen lassen. Ferner solle der Kretscham müden Wanderern die Möglichkeit zum Uebernachten bieten, da solche in Kieferstädtel, „woselbst die Bürger kein Unterkommen zu geben vermögen, nicht untergebracht und bewirtheet werden können“.*) Und Gleiwitz wäre doch nun einmal noch über eine Meile entfernt. Gerade dieser Entfernung wegen sei aber wiederum nicht zu befürchten, daß die Stadt in irgendeiner Weise durch den neuen Chorinskowitzer Kretscham Schaden erleide. Das Vorgehen des Gleiwitzer Magistrats entspringe blassem Neid und sei durch nichts begründet. Er, Chorinsky, verpflichte sich obendrein noch ausdrücklich, jede Abgabe außer dem Hause zu untersagen und nur Verkauf an solche Leute zuzulassen, die freiwillig kämen.

Alles Schreiben von Seiten Chorinsky's war umsonst. Den Sieg trug auch diesmal die Stadt Gleiwitz davon. Schlabrendorff teilte Chorinsky kurz mit, daß seinen Wünschen nicht entsprochen werden könne, „als sonst aus den Städten bald Dörffer und aus diesen Städte oder endlich aus beyden non entia würden“. Im Februar 1769 mußte der Kretscham den Betrieb einstellen. Der Pächter Johann Brzoza zog nach Kieferstädtel zurück, wo er seine frühere Tätigkeit als Schlossschmied wieder aufnahm. — Im September desselben Jahres erkrankte Schlabrendorff an einem Unterleibsleiden, das am 14. Dezember 1769 zum Tode führte. Bei seinem Nachfolger, dem Grafen v. Hoym, hatte Chorinsky mehr Glück. Schon im Frühjahr 1770 konnte der Kretscham neu eröffnet werden, den jetzt der Maurer Anton Kotter aus Althammer übernahm.**)

*) Der „Marttsfleden“ Kieferstädtel zählte damals etwa 350 Einwohner.

**) In den unangenehmen Streit mit der Stadt Gleiwitz fiel die Hochzeit von Chorinsky's Stiefbruder Michael Wenzel mit Ludmilla Gräfin v. Czernin. (29. Juni 1769.)

Im nächsten Jahre starb Johanna, geborene Gräfin v. Hody, eine Schwester des Vaters der Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky, geborene Gräfin v. Ho-

Gegen Ende desselben Jahres berief Fürst v. Liechtenstein unseren Chorinsky anstelle des verstorbenen Grafen v. Drlik*) zum Landeshauptmann der Fürstentümer Troppau und Jägerndorf jenseits der Oppa, also des größeren österreichischen Anteils. An die Spitze des bisher von Chorinsky verwalteten Leobschützer Amtes trat Leopold Cäsar Graf v. N a y h a u s. Am 11. Januar unterrichtet Chorinsky den Minister über diese Veränderungen und ersucht um Vermittelung der königlichen Bestätigung. Sie erfolgte auch binnen kürzester Zeit, was bei Schlabrendorff ausgeschlossen gewesen sein dürfte.**) Man fand auch nichts mehr dabei, daß Chorinsky 1771 noch zum Wirklichen k. k. Geheimen Rat ernannt wurde.

Inzwischen war im neuen Chorinskowiz das zwölfte Haus fertig geworden, das der Orgelbauer Jaskulsky bezog. Dieser stammte aus Polen. Auf der Wanderschaft begriffen, war ihm in Kieferstädtel die 10 Jahre ältere Witwe Anna Schwalik in den Weg getreten. Am 6. Juni 1768 feierte man Hochzeit, ein Jahr später den Einzug ins neue Heim. In den Wohnungen der wieder fortgezogenen drei Tuchmacher finden wir jetzt den Rattummacher Joseph Philipp aus Kieferstädtel, den Tagelöhner Simon Urbanek, auch von dort, und den Musiker Franz Schaffer aus Sobzic, dessen bei ihm wohnender Sohn Karl ebenfalls Musiker war. Im Laufe der nächsten Jahre verzogen noch verschiedene Familien, um bald wieder durch andere ersetzt zu werden.

diß. Sie war 1698 geboren und hatte 1736 den Johann Konrad Leuthold Freiherr v. Saurma geheiratet. Letzterer mußte bereits ein Jahr nach der Hochzeit seiner vielen Schulden wegen in Schuldhast wandern, aus der er erst von Friedrich dem Großen nach der Einnahme von Brieg, wo er eingesperrt war, wieder befreit wurde.

*) Karl Franz Alexander Graf v. Drlik, Freiherr v. Laziska, * 3. Dezember 1694, † 29. Juni 1770. Vermählte sich am 29. April 1721 mit Charlotte Frein v. Algenau und am 3. Januar 1735 mit Maria Theresia Gräfin v. Starhemberg (* 1663, † 1783), Witwe des Franz Anton Graf v. Hodiß (* 1663, † 1733). Letzterer war ein Sohn des Maximilian Georg v. Hodiß, des Landeshauptmanns von Reisse (* 1636, † 1689), und damit der Vatersbruderssohn jenes Karl Joseph Graf v. Hodiß, der 1730 Kieferstädtel erworben hatte. (Siehe S. 78.) Der Sohn des eben genannten Karl Franz Alexander Graf v. Drlik, Johann Baptist Eugen Graf v. Drlik, * 26. Dezember 1747, ehelichte am 19. September 1793 Maria Anna Gräfin v. Hodiß, die Tochter zweiter Ehe des Istodor Joseph Graf v. Hodiß und Witwe des Johann Graf v. Larisch.

**) Möglicherweise mag diesmal (man lebte ja wieder im tiefsten Frieden) Joseph Wenzel Fürst v. Liechtenstein bei Friedrich dem Großen auch unmittelbar vorstellig geworden sein. Der Fürst hatte bekanntlich 1735 als Gesandter in Berlin dem damaligen Kronprinzen persönlich nahe gestanden.

Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in der kleinen Gemeinde. So finden wir innerhalb der nächsten zwanzig Jahre folgende Familien hier ansässig: Glaser Franz Brochlowsty, Tagelöhner Johann Weber, Glaser Franz Kloth, Leinweber Georg Säckler, Tischler Johann Kofirka, Schneider Isidor Dworaczek, Binder Vinzent Kliczowsty, Pfefferküchler Augustin Adler, Maurer Franz Scholz, Schuster Philipp Bytomsky, Schmied Johann Biskup, Binder Bernhard Kuberek, Schmied Albert Walczinsky, Färber Johannes Klinkowsty und Leinweber Martin Neg. Des letzteren Sohn Johann war Soldat beim Regiment v. Polik, Kompagnie v. Meusel in Bunzlau; er heiratete 1790 die Tochter des Schusters Philipp Bytomsky aus Chorinskowitz.

Graf Chorinsky forderte von den Dorfbewohnern einen Grundzins, der beim Kretscham etwa 6 Reichstaler, bei den anderen 4 Reichstaler im Jahre betrug. Die Handwerker hatten außerdem noch ein besonderes Nahrungsgeld von durchschnittlich 1 Reichstaler 5 Silbergroschen monatlich zu entrichten. Die vom Fiskus für militärische Zwecke zur Erhebung kommende Grundsteuer (Kontribution) bezahlte dagegen Chorinsky selbst.*)

Des letzteren Tochter, Maria Gräfin v. Chorinsky, war inzwischen zur Jungfrau erblüht, um die alsbald Erasmus Moysius Graf v. Starhemberg freite. Dieser war der einzige Sohn des Heinrich Maximilian Graf v. Starhemberg (* 15. März 1713, † 1. Januar 1765) und seiner Gemahlin Maria Anna geb. Gräfin v. Hodiß († 2. April 1769). Der junge Starhemberg war am 20. Juli 1753 in Oesterreich geboren und dort auch aufgewachsen. In Preußisch-Schlesien besaß er das sogenannte Herberstein'sche Fideikommiß**). Um die Genehmigung

*) Gleichzeitig mit den Häusern von Chorinskowitz ließ Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky bei der Pfarrkirche in Kleferrädte einen Kreuzweg erbauen, für dessen Unterhaltung gemäß Stiftung vom 2. April 1769 alljährlich zehn Taler von der Gutsherrschaft gezahlt werden sollten. Diese Verpflichtung wurde auch in das Grundbuch eingetragen, nach mehr als hundert Jahren (in der Kulturkampfzeit) aber wieder gelöscht. Ob eine Ablösung stattgefunden hat, ist nicht untersucht worden.

**) Bestehend aus Wangern Kreis Breslau und Schnellendorf Kreis Falkenberg; errichtet am 28. April 1699 durch Johann Friedrich Graf von Herberstein und Maria Maximiliane geborene Gräfin v. Annenberg. Von den beiden Söhnen erbte einer Grafenort, der andere das genannte Wangern und Schnellendorf. Ersterer, Johann Friedrich Erdmann Graf v. Herberstein, hatte eine Tochter Johanna Josepha Gräfin v. Herberstein, die die zweite Frau des Franz Anton Graf v. Hodiß wurde. Der Ehe entsprossen zwei Kinder, Joseph Thad-

zur Heirat zu erlangen, mußte er daselbst Aufenthalt nehmen. Am 22. Dezember 1776 leistete er den preussischen Vasalleneid. Zwei Tage später, also am Weihnachtsabend, wurde in Breslau das feierliche Verlöbniß gefeiert. Am ersten Feiertage bat er, von Chorinsky unterstützt, durch Vermittelung des Ministers Hohnm um die Heiratserlaubnis, die der König auch am 2. Januar 1777 erteilte. Es ging also erheblich glatter und schneller, als 23 Jahre vorher bei Chorinsky selbst.

Mit dieser Heirat zog neues Leben auf dem Schlosse Kieferstädtel ein, denn das junge Paar verweilte hier des öfteren längere Zeit. Es nahm auch lebhaften Anteil am Schicksal seiner Schloßbewohner; bei Laufen in der Familie des Burggrafen oder Schloßkafners Franz Egner finden wir beide mehrfach als Paten. Am 9. Juli 1779 wurde ihnen selbst ein Söhnchen geboren, das die Namen Moscius Heinrich erhielt. Das Eheglück währte indessen nur wenige Jahre. Der Tod griff mit eiserner Faust hinein und riß am 29. April 1784 den kaum dreißigjährigen Erasmus Moscius Graf v. Starhemberg von der Seite seiner jungen Gattin.

Am 30. Januar 1785 verschied auch Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky, die einst als Braut so schwer Errungene. Nur 50 Jahre ist sie alt geworden. Sie starb in Linz, wo sie sich besuchsweise aufhielt, an der Wassersucht. Genau sechs Monate später, am 30. Juli 1785, stand der Witwer Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky*) wieder am Traualtare, um der am 23. Juni 1767 geborenen Maria Antonia Gräfin v. Lodron-Laterano die Hand zum Bunde zu reichen.***) Die Trauung vollzog der Bruder Matthias Franz Graf v. Cho-

däus Graf v. Hodiß, der aber schon 1738 verstarb, und Maria Anna Gräfin v. Hodiß. Der andere Sohn des Fideikommissärers Johann Friedrich Graf v. Herberstein, war Johann Leopold Graf v. Herberstein. Er hatte Maria Rosalie Gräfin v. Förger zur Frau, deren Schwester Maria Johanna Gräfin v. Förger den Gundemar Joseph Graf v. Starhemberg ehelichte. Auch dieses Paar hatte zwei Kinder, nämlich Maria Theresia Gräfin v. Starhemberg und Heinrich Maximilian Graf v. Starhemberg. Maria Theresia Gräfin v. Starhemberg wurde 1731 die dritte Frau des bereits dreimal so alten oben genannten Franz Anton Graf v. Hodiß. Des letzteren Tochter zweiter Ehe, Maria Anna Gräfin v. Hodiß, heiratete 1741 den Heinrich Maximilian Graf v. Starhemberg, also den Bruder ihrer Stiefmutter. Vorher hatte sie schon den Erdmann Valentin Graf v. Hendl zur Ehe gehabt.

*) Er war im Jahre vorher bei der Neuorganisation der österreichischen Gerichte noch zum Präsidenten des Landrechts der Fürstentümer Troppau und Jägerndorf ernannt worden.

**) Zedlitz-Neutirch, Neues Preussisches Adelslexicon, Leipzig 1836—1839, Rneschte, Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart, Leipzig 1852—1854 und Würt-

rinsky, der 1777 bei Errichtung des Brünner Bistums zum ersten Bischof dieser Diözese geweiht worden war.*)

Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky hatte es verabsäumt, ein Testament zu errichten. Die Folge waren schwere Erbschaftsstreitigkeiten zwischen Chorinsky und seiner Tochter Maria, verwitwete Gräfin v. Starhemberg, die die schnelle Heirat ihres Vaters nicht gebilligt hatte. Von beiden Seiten wurden Prozesse geführt. In Brünn gewann die Tochter, in Linz der Vater. Der Streit drehte sich in erster Linie um die Burg Stettin und das von Chorinsky häufig bewohnte Haus in Troppau. Wegen des uns vor allem angehenden Kieferstädtel schaffte der Vertrag vom 10. Januar 1764 Klarheit. Die Herrschaft wurde denn auch am 9. Januar 1786 in den Grundbüchern anstandslos auf Chorinsky's Namen eingetragen.

In den letzten Jahren hatten sich die von Chorinsky getätigten Grundstücksverkäufe auf Kieferstädteler Gelände erheblich gemehrt. Der Erlös wurde in der Hauptsache zur Erfüllung der Patronatspflichten an der Kirche in Kieferstädtel verwendet. Diese waren in den fraglichen Jahren ganz außerordentlich groß, hatte doch am 16. Mai 1780 ein gewaltiges Feuer, das auch einen Teil des Städtchens in Asche legte, der Kirche schwersten Schaden zugefügt. Ihr Inneres war vollständig ausgebrannt; selbst die Glocken waren vernichtet. Die arme Bevölkerung hoffte auf eine weit über den Pflichtanteil hinausgehende Hülfe durch die Gutsherrschaft, die ihnen die Gräfin Maria Barbara auch willig gewährte. Chorinsky vollendete jetzt das begonnene Werk seiner verstorbenen Frau.

Am 8. September 1786 wurde zum erstenmal ein Haus in Chorinskowitz verkauft und zwar der Kretscham. Die Erwerber waren der vor 11 Jahren aus Althammer zugezogene Maurer Franz Lomner und dessen Ehefrau Marianne geborene Czeplin. Franz Lomner hatte den Kretscham schon drei Jahre lang bewirtschaftet und dort vor kurzem seinen Sohn Florian eingesetzt, der seit dem 27. Januar 1784 mit der

bach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1856—1890, nennen übereinstimmend als zweite Gemahlin Maria Josepha Gräfin v. Arco. Diese war indessen die Frau des Ernst Maria Joseph Johannes Nepomuk Graf v. Podron und wurde jetzt die Schwiegermutter des Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky. — In den genannten drei genealogischen Werken wird weiter berichtet, daß Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky der Vater des späteren Ministers Ignaz Karl Graf v. Chorinsky gewesen sei. Das ist ebenso falsch, denn letzterer war ein Sohn des Franz Johann Graf v. Chorinsky.

*) Gestorben am 30. Oktober 1786 bei Ausübung seines Amtes während der Kirchenvisitation in Gurein.

früheren Schänkerin von Althammer, Anna Rudzki, verheiratet war. Chorinskowiz zählte damals 13 Häuser und 70 Einwohner. Zum Kretscham gehörten ein Gaststall, ein Regelhaus und ein Garten von 210 Ruthen Länge und $7\frac{1}{2}$ Ruthen Breite. Außerdem eine kleine Wiese an der ehemaligen Ostroppaer Grenze,*) im Ertrage von einer Fuhre Heu jährlich. Der Kaufpreis betrug 177 Gulden. Lomner mußte sich verpflichten, alle Jahre zu Michaelis acht Gulden Grundzins an die Herrschaft zu zahlen, sowie die staatlichen Abgaben, wie Nahrungssteuer, Salzgeld und die Gebühr für das Rauchfangkehren zu tragen. Ferner wurde ihm aufgegeben, einen christlichen Lebenswandel und -Handel zu führen, sich des Fluchens und aller anderen Laster zu enthalten, allen in einem Kretscham, besonders nächtlicherweile, vorkommenden sündhaften Begebenheiten, wie Fluchen, Schelten, Saufen usw. vorzubeugen und auf keinen Fall zuzulassen, das betrunkenerweise ein Gast dem anderen Schaden zufüge.

Ferner wurde Lomner aufgegeben, den herrschaftlichen Trank auf das beste in gerechtem Maß und unverfälscht an die Gäste zu verschänken und nicht etwa fremde Getränke heimlich einzuführen. Im letzteren Falle seien für jedes Quart Brantwein oder Wudki zwei Reichstaler und für jedes Achtel Bier fünf Reichstaler Strafe zu entrichten. Sollte Lomner dabei betroffen werden, daß er keinen Brantwein oder Wudki oder kein Bier vorrätig habe, so verfalle er jedesmal in eine Strafe von zwei Reichstalern. Als Gegenleistung wurden für jedes ehrlich ausgeschänkte Achtel Bier fünfzehn Silbergroschen und für verkauften Brantwein und Wudki fünf Prozent als Schänkerlohn zugesichert. Ferner zum Beleuchten der Gaststube alljährlich eine zu nichts anderem als zum Verbrennen dienliche Kientiefer, die vom Forstpersonal zu bezeichnen sei. Zur Beheizung dürfe er Mittwochs und Sonnabends im Walde Klaubholz sammeln und zwar dort, wo dies den Untertanen aus Lohna gestattet sei. Für letztere Vergünstigung seien jedes Jahr acht Mezen reine Asche an die herrschaftliche Pottaschiesiederei zu liefern oder, wenn letztere etwa eingestellt werden sollte, jährlich fünfzehn Stück tüchtige Dachshoben abzugeben. Ferner dürfe der Kretschmer durch einen eigenen Hirten auf herrschaftlichem Gelände drei Stück Hornvieh weiden lassen; er müsse aber für jede Kuh sieben Kreuzer und für eine Kalbe dreieinhalb Kreuzer jährlich an die Herrschaft zahlen. Zum Schluß wurde noch bestimmt, daß der Käufer

*) Auf diesem Gelände, „In der Enge“ genannt, wurde später das Dorf Bedlitz erbaut.

keinerlei Entschädigung zu fordern habe, falls der Kretscham etwa aus irgend welchen Gründen einginge und daß ein Weiterverkauf nur dann erfolgen dürfe, wenn der neue Käufer in den vorliegenden Vertrag eintrete. In diesem Falle seien außerdem zehn Prozent des Kaufpreises als Laudemium an die Herrschaft zu zahlen.

Am 1. April 1788 heiratete auch Maria Gräfin v. Starhemberg geborene Gräfin v. Chorinsky zum zweiten Male und zwar den Joseph Graf v. Sprinzenstein, der ebenfalls einen Sohn, den am 7. November 1786 geborenen Johann Ludwig Graf v. Sprinzenstein, mit in die Ehe brachte. Bereits am 30. Juni 1789 gebar Gräfin Maria noch einen Knaben: Joseph Nepomuk Graf v. Sprinzenstein. Johann Ludwig und Joseph Nepomuk wuchsen heran. Dagegen starb am 5. August 1791 im Alter von 12 Jahren Moysius Heinrich Graf v. Starhemberg, der bereits nach seinem Vater Wangern und Schnellendorf besaß und dem Kieferstädtel und Groß-Hoschütz einst zufallen sollten. Da er der letzte männliche Sproß der Familie gewesen war, gingen Wangern und Schnellendorf auf die älteste Schwester seines Vaters über.*)

Auch die zweite Ehe des inzwischen stark gealterten und lungenkranken Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky blieb nicht ohne Kinder. Am 5. Oktober 1787 kam ein Mädchen zur Welt, das nach der Mutter die Namen Maria Antonia erhielt. Ein Knabe Ignaz Johannes, der am 11. März 1789 geboren wurde, starb bereits am 10. Juli 1789 wieder. Ein Jahr später, am 12. Juni 1790, wurde abermals ein Knabe geboren: Moysius Anton. Der Herbst 1793 warf Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky, dessen Gesundheitszustand schon seit mehr als 20 Jahren zu Besorgnissen Anlaß gegeben hatte, aufs Krankenlager. Eine hinzugetretene Lungenentzündung**) raffte ihn am 30. November 1793 hinweg. Sieben Monate nach seinem Tode, am 13. Juni 1794, erblickte noch ein Sohn, Johannes Baptist, das Licht der Welt. Dafür folgte am 16. November 1793 der dreieinhalbjährige Moysius Anton dem Vater ins Grab.

Es bleibt hier nachzuholen, daß Chorinsky dem Verkauf des Chorinstowitzer Kretschams am 24. September 1791 den Verkauf des

*) Maria Franziska Gräfin v. Starhemberg, * 9. April 1743, † 16. März 1807, war zuerst mit Ludwig Freiherrn v. Broetta und nach dessen Tode mit Michael Wenzel Graf v. Chorinsky vermählt.

***) Nach der Eintragung von Pfarradministrator David Kremser im Begräbnisbuch von Groß-Hoschütz. In den Provinzialblättern Bd. 16, S. 572 ist als Todesursache „Auszehrungsleber und Schlagfluß“ angegeben.

Hauses Nr. 3 hatte folgen lassen. Erwerber war der aus Chorzow gebürtige Zimmermann Albert Riesporek, der Kaufpreis betrug 60 Taler schlesisch.

Wie wir schon berichtet haben, war Chorinsky nach der zweiten Heirat mit seiner Tochter Maria, nunmehrigen Gräfin v. Sprinzenstein, in Erbstreitigkeiten geraten. Diese nahmen auch nach seinem Tode ihren Fortgang. An Chorinsky's Stelle trat jetzt seine Witwe und die Vormundschaft der Kinder zweiter Ehe. Endlich, am 7. Dezember 1793, wurde eine Einigung erzielt, die am 14. Februar 1794 die Zustimmung des königlichen Hoflagers fand. Maria Gräfin v. Sprinzenstein wurde unter anderem Besitzerin von Kieferstädtel und von Groß-Hofschütz. Dafür verpflichtete sie sich, an ihren Halbbruder Johannes Baptist Graf v. Chorinsky 75 000 Reichstaler und an ihre Halbschwester Maria Antonie Gräfin v. Chorinsky 25 000 Reichstaler freiwillig zu zahlen. Die beiden Beträge wurden auf der Herrschaft Kieferstädtel eingetragen und zwar gleich hinter den 92 000 Reichstalern zur Stützung des 1764 errichteten Fideikommisses. Sie sollten unkündbar sein bis zur Volljährigkeit des Halbbruders und bis zur Verheiratung der Halbschwester. Für die Dauer dieser Zeit sollte eine Verzinsung in Höhe von vier vom Hundert eintreten. Sollte Johannes Baptist Graf v. Chorinsky minderjährig oder ohne Hinterlassung von Kindern sterben, so fielen 50 000 Reichstaler an die Familie Sprinzenstein zurück.

Der Streit mit der zweiten Frau wegen der von ihr aus dem Fideikommiß geltend gemachten 50 000 Reichstaler nahm seinen Fortgang. Seine Erledigung gehört nicht mehr in diesen Rahmen. Maria Antonia Gräfin v. Chorinsky geborene Gräfin v. Lodron heiratete übrigens bald wieder. Schon am 6. Januar 1794 wurde sie die Frau des Franz Joseph Graf v. Saurau.*) Sie starb am 19. Oktober 1839.

Johann Graf von Sprinzenstein, der jetzt im Namen seiner Frau Kieferstädtel verwaltete, hatte daran nur ein geschäftliches Interesse.***) Er versuchte möglichst schnell einen günstigen Verkauf dieses Städtchens mit allem, was dazu gehörte, zuwege zu bringen. Inzwischen wurden eine große Anzahl Einzelverkäufe getätigt, vor allem in Chorinskowitz, zum Teil noch vor dem Zustandekommen des eben geschilderten Vergleiches. Hier erwarben am 20. November 1793 der Müller und Bäcker Kaspar Dczko aus Kieferstädtel das Haus Nr. 2, der aus Jakobs-

*) * 19. September 1760, † 9. Juni 1832 als r. t. Kammerer, Geheimer Rat, Oberster Hofkanzler, Minister des Innern, Staats- und Konferenz-Minister.

**) Johann Graf v. Sprinzenstein wohnte etwa 6 Monate im Jahre in Linz.

walde gebürtige Schmied Johann Karl Erfort,*) der am 4. Februar 1794 Hochzeit hielt und darauf zuzog, das Haus Nr. 8, der aus Larnowitz stammende Schuhmacher Johann Pokora, der mit der Witwe des in Chorinskowitz verstorbenen Schneiders Jsidor Dworaczek verheiratet war, das Haus Nr. 9. Am 15. Dezember 1794 kauften Joseph Gregorzika, der Schwiegerohn des bereits genannten Leimpagners und Klebers Bartholomäus Mrosek, das Haus Nr. 12, die Witwe Marianna Morawiek geborene Kanzlers das Haus Nr. 14. Sie stammte aus Groß-Schierakowitz und heiratete am 17. Februar 1795 den Knecht Franz Jeglorz aus Rachowitz. Letzterer erkrankte am 10. Dezember 1799 bei Ujest in der Klodnik.

Die Verkäufe des Grafen v. Sprinzenstein unterschieden sich nur dadurch von denen des verstorbenen Grafen v. Chorinsky, daß von den Käufern noch verlangt wurde, alljährlich sechs Tage (drei im Sommer, drei im Winter) mit einer Person unentgeltlich für die Herrschaft zu arbeiten.

Endlich fand sich auch ein Käufer für den ganzen Besitz und zwar in dem neuen Herrn von Bitschin, Heinrich Leopold Graf v. Seherr-Thoß, der am 2. Juni 1796 Kieferstädtel für 326 667 Reichstaler erstand. Dieser setzte den Verkauf der Häuser in Chorinskowitz fort. Am 22. Juli 1797 erwarb Joseph Breslauer das Haus Nr. 4, Johann Ruchta Nr. 5, Anton Pilka Nr. 10, Heinrich Krause Nr. 11 und Johann Holly Nr. 13. Letzterer war ein armer Tagelöhner, der am Christabend 1798 im Walde, wo er hatte Brennholz sammeln wollen, erfroren aufgefunden wurde. Am 15. März 1798 wurde noch das Haus Nr. 7 verkauft. Erwerber war der Tagelöhner Bernhard Moriz aus Klüschau, dessen Name später gewöhnlich Moris geschrieben wurde.

In den Händen der Herrschaft war jetzt nur noch das kleine Haus Nr. 6, das Waldarbeitern als Aufenthalts- und Uebernachtungsraum diente und im Laufe der Zeit vollständig verfiel. Der Platz auf dem es gestanden hatte, wurde später (16. Dezember 1852) von dem Herzog von Ratibor an den damaligen Dorfschulzen Johann Schorm verkauft.

Von des Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky Kindern zweiter Ehe heiratete Maria Antonia am 22. Januar 1807 den Ignaz Maria Graf v. U t t e m s, Freiherr von Heiligenkreuz.**)

*) Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Erforth, später Erfurth oder auch Erfurt geschrieben.

**) * 24. Februar 1774, † 17. Dezember 1861 als k. k. Kämmerer, Geheimer k. k. Rat und Oberst-Erblandkämmerer in Steiermark.

jährig, starb sie am 14. Dezember 1809. Sie hinterließ eine Tochter, die am 30. November 1807 geborene Antonia, und einen Sohn Ferdinand, dem sie am 4. Dezember 1809, also zehn Tage vor ihrem Tode, das Leben geschenkt hatte. Die Tochter Antonia vermählte sich später mit Johann Nepomuk Graf v. Schärffenberg.

Der erst nach seines Vaters Tode geborene Johannes Baptist Graf v. Chorinsky ergriff 1813 die Waffen gegen Napoleon und wurde Offizier eines Landwehrregiments. In der Völkerschlacht bei Leipzig empfang er schwere Wunden, denen er am 25. Dezember 1813 erlag. Ueber die 75 000 Reichstaler, die er bei erreichter Volljährigkeit erhalten hätte, wurde anderweitig verfügt.

Am 24. Juni 1812 starb Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky's älterer Bruder Franz Johann; am 22. März 1825 seine Tochter erster Ehe, Maria Gräfin v. Sprinzenstein, geborene Gräfin v. Chorinsky, verwitwet gewesene Gräfin v. Starhemberg.

Anmerkungen.

Von den für vorliegende Arbeit benutzten handschriftlichen und gedruckten Quellen seien nur die Akten des Breslauer Staatsarchivs genannt, die Verwendung gefunden haben.

Rep. 14. P. A. I 42a, 59bb und 61f, III 23a, VII 17k, VIII 57d—g und 78k.

Rep. 26 Jägerndorf III 7a 1—3.

Rep. 35 Opp. Rat. III 27 BB, 27 S, 29c und 37 GG.

Rep. 47 I Chorinsky,

A 34a und e und 41w.

Rep. 199 M. R. — C. O. 2—6,

III 2b, 7o und 7r, 33 und 34, V 13, 14 und 33c.

Rep. 222 acc. 60/03 Nr. 49.

Die Wiedergabe der Bilder von Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky und Maria Barbara Gräfin v. Chorinsky geborene Gräfin v. Hody wurde durch das Entgegenkommen des Herrn Franz Graf von und zu Sprinzenstein auf Groß-Hoschütz ermöglicht, dem auch noch weitere wertvolle Unterstützung zu verdanken ist. — Dank gebührt auch Herrn Pfarrer Florian Dedeß in Groß-Hoschütz für die Durchsicht der dortigen Kirchenbücher in bezug auf die Familie Chorinsky.

Zum Schluß sei noch des Pfarrers Paul Boronowsky in Steierstadt, zu welcher Pfarrei Chorinskowitz gehört, gedacht, der trotz mangelnden Augenlichtes diese Arbeit ebenfalls förderte, ihre Fertigstellung aber nicht mehr erlebte. Am 11. November 1928, dem Tage nach begonnener Drucklegung, schied er plötzlich und unerwartet aus diesem Leben.

Der polnische Aufstand von 1806—07 in seinen Auswirkungen auf Oberschlesien

Von Dr. Paul Knötel.

Wenn wir uns den Verlauf des unglücklichen Krieges von 1806/07 ins Gedächtnis zurückrufen, erinnern wir uns der verhängnisvollen Niederlagen bei Jena und Auerstädt, der Kämpfe in Ostpreußen und des Festungskrieges, in dem bei einer Anzahl rühmlicher Ausnahmen die altpreußische Waffenehre durch nur allzusehr schnelle Uebergabe zahlreicher fester Plätze besleckt wurde. Dabei vergessen wir aber meist ganz, daß der Bestand des preußischen Staates innerhalb seiner Grenzen von Anfang an bedroht war. In den drei polnischen Teilungen hatte er nicht nur die Lücke zwischen Pommern und Ostpreußen durch den Erwerb Westpreußens und des Neugebietes ausgefüllt, sondern auch die nordöstlichen Provinzen mit Schlesien durch Südpreußen, Neuschlesien und Neuostpreußen in direkte Verbindung gebracht. Heut, wo uns Westpreußen wieder verloren ist, empfinden wir erst mit Bewußtsein die Notwendigkeit, die Friedrich, abgesehen von rein politischen Beweggründen, zur Erwerbung dieses Gebietes veranlaßt hatte. Dasselbe gilt für die den westlichen Teil von Südpreußen bildende spätere Provinz Posen, deren Verlust gerade Schlesien wirtschaftlich so schwer betroffen hat. Aller übrige polnische Besitz aber bedeutete für Preußen eine verhängnisvolle Belastung, so daß wir es wohl verstehen, wenn es sich auf dem Wiener Kongreß gern dieser Lande entledigte und dafür in rein deutschen Gebieten Entschädigung suchte und fand. Lag doch die Gefahr nur allzunah, daß sein deutscher Charakter mindestens geschädigt und es zu einem Nationalitätenstaate gleich Oesterreich würde, dessen Auseinanderfall am Ende des Weltkrieges ja hauptsächlich auf diesem Umstande beruhte. Seitdem Neuostpreußen 1795 an Preußen gefallen war, hatte es in dessen polnischen Gebieten nicht an geheimen Vorbereitungen zu einem zukünftigen Aufstande gefehlt. Sie konnten schließlich den Behörden nicht verborgen bleiben, aber ein energisches

Zugreifen scheiterte immer wieder an dem Zaudern und der Gesinnungsart König Friedrich Wilhelms III., der zudem unter dem Einfluß des dem Herrscherhause nahe verwandten Prinzen Radziwill stand. Schon 1805 hatte sich infolge des damaligen Krieges eine unruhige Bewegung in Preußisch-Polen bemerkbar gemacht, die den südpreußischen Departementschef, Staatsminister von Voß, veranlaßte, dem Könige dringend gewisse Vorsichtsmaßregeln vorzuschlagen, ohne damit bei diesem durchzudringen, da er zur Mehrheit des Volkes vollkommenes Vertrauen hegte. Dann kam das verhängnisvolle Jahr 1806. Wenn man den Kampf mit Napoleon aufnahm, mußte auch die Haltung der Polen in Rechnung gestellt werden. Radziwill machte während der Mobilmachung in einer dem Könige im August oder September überreichten Denkschrift den Vorschlag, um Unruhen zu vermeiden, polnische Korps aufzustellen und den Titel eines Königs von Polen anzunehmen. Infolgedessen würde sich die große Menge zu den Fahnen drängen und damit etwaigen Aufstandsversuchen vorgebeugt werden. Einen Erfolg hat dieser Vorschlag nicht gehabt; ob seine Ausführung aber zum erhofften Ziele geführt hätte, scheint mindestens sehr zweifelhaft, wenn wir uns aus jüngster Vergangenheit erinnern, daß die Proklamierung des polnischen Staates im Weltkriege, die doch denselben Zweck verfolgte, ein polnisches Heer zur Teilnahme im Kampfe gegen die Feindstaaten zu gewinnen, fast völlig diesen ihren Zweck verfehlte. Und ganz so wie vielmehr von ihnen polnische Formationen gegen Deutschland-Oesterreich aufgestellt wurden, verfügte nun auch Napoleon die Bildung polnischer Legionen, in die zahlreiche Fahnenflüchtige aus den in Westfalen stehenden preußischen Regimentern mit polnischem Ersatz eintraten. Der polnische Fremdkörper im preußischen Heere erwies sich dann auch im Kriege selbst als äußerst verhängnisvoll. Fahnenflucht war ja im alten Heere, das seinen Untergang in dem Kampfe 1806/07 fand, viel häufiger als später zu finden, da die Angeworbenen, vielfach zweifelhafte und unruhige Elemente, dazu mehr als die Landeskinder neigen mußten; aber in solchem Umfange, wie damals, war sie doch nie eingetreten, eben weil jetzt das Heer starken polnischen Ersatz hatte. So machte sich die Fahnenflucht z. B. im Oktober 1806 bei einem Feldartilleriebataillon auf dem Marsche nach Breslau, wo es die unzureichende Garnison verstärken sollte, unliebsam bemerkbar. Während der Belagerung stellte sich dann heraus, daß höchstwahrscheinlich von polnischen Soldaten geheime Verbindungen mit dem Feinde angeknüpft waren; in einer Nacht mußte aus diesem Grunde die Parole dreimal geändert werden. Schließlich wurde ein ganzes Befestigungswerk am

Dome von der polnischen Besatzung im Dunkel der Nacht verlassen. Was hier geschah auch in anderen Festungen. Besonders wurde die Verteidigung von Kosel unter dem verdienten Obersten von Neumann dadurch schwer behindert.

Rehren wir wieder zum Gange der Ereignisse zurück, so machte sich in den polnischen Landesteilen schon von Anfang an eine zunehmende Unruhe bemerkbar, die die Behörden veranlaßte, auf Verstärkung der Truppen in ihnen zu dringen. Ohne Erfolg. Die wichtige Stadt Posen z. B. war nach Abzug des Regiments Reinhardt ganz ohne Besatzung. Bei dem um Thorn stehenden Korps wurden zwischen dem 1. November und dem 20. Dezember über 3 000 polnische Soldaten fahnenflüchtig. Das Verhängnis nahm unaufhaltsam seinen Fortgang. Am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein. Hier empfing er am 3. November den General Dombrowski, den Schöpfer und Führer der polnischen Legionen, die in Italien auf der Seite Frankreichs gekämpft hatten, und forderte ihn auf, einen Aufruf an seine zu befreienden Landsleute zu erlassen; er selbst werde mit einem Heere von 300 000 Mann in Polen erscheinen und zusehen, ob sie wert seien, eine Nation zu bilden. Dieser Aufruf, der schon vor der Ankunft Dombrowskis in der Stadt Posen in wenigen Stunden dort verbreitet wurde, rief ungeheure Begeisterung hervor, da er als eine feste Zusage des Kaisers für die Wiederherstellung des polnischen Staates aufgefaßt wurde. Schon am Abend desselben Tages, an dem Napoleon Dombrowski empfangen hatte, waren die ersten Franzosen in Posen eingerückt; ihnen folgte sechs Tage später der Marschall Davoust mit dem dritten französischen Armeekorps. Wenn nicht ein völliges Chaos in der Verwaltung des Landes eintreten sollte, konnte man zunächst, wenn es auch Dombrowski zuerst übersah, die Hilfe der bisherigen preussischen Behörden nicht entbehren. So arbeiteten diese für den Feind, wurden aber zunehmend beiseite geschoben, und schließlich mußten die preussischen Beamten nach mancherlei Demütigungen und Gefährdungen das Land verlassen. Von Posen aus verbreitete sich die Insurrektion überall hin. Zugleich erfolgte nicht ohne Schwierigkeiten die Aufstellung eines Heeres. Der Träger der Bewegung war, der Entwicklung der polnischen Geschichte entsprechend, natürlich der Adel. Aber selbst dieser versagte z. T., insofern im Posener Bezirk auf das allgemeine Adelsaufgebot hin sich nur 200 Mann zusammenfanden und die übrigen ihre Pflicht durch Geld ablösten. Entgegen den zu tendenziösen Zwecken ausgearbeiteten Berichten über das begeisterte Zuströmen zu dem aufzustellenden Heere mußten vielfach Gewaltmaßregeln angewandt wer-

den. Aus den Aussagen in preußische Kriegsgefangenschaft gefallener Insurgenten ergab sich, daß vielfach die Untertanen durch Gefangensetzung, Hunger, Prügel oder Bedrohung mit dem Tode von seiten der adeligen Grundherrn zum Kriegsdienste gezwungen wurden. Alle diese Schwierigkeiten hinderten aber nicht, daß die Insurrektion sich überall verbreitete und schließlich auch die Nachbargebiete mit in ihren Machtbereich zwang.

So wurde auch Oberschlesien mit in diese Bewegung hineingezogen, aber wohlgemerkt nur passiv. Mögen hier vielleicht auch einzelne Individuen sich den einbrechenden Insurgentenscharen angeschlossen haben, von einer Volksbewegung zugunsten des Polentums war auf keinen Fall etwas zu spüren, wie ja auch später bei den Revolutionen von 1830 und 1863 vom Sympathisieren mit den Aufständischen jenseits der Grenze nicht die Rede war. Auch der einheimische Adel polnisch-oberschlesischer Abstammung rührte sich nicht, mit Ausnahme des Fürsten Johannes Sulkowski auf Slupna an der früheren Dreikaiserecke, eines Mannes, der als Typus eines zügellosen polnischen Adligen angesehen werden kann und von dem die tollsten Streiche erzählt wurden, die er mit seinen Untertanen ausführte. Er machte 1807 mit einem Insurgentenkorps von etwa 200 Mann die Gegend unsicher.

Der Zweck der Poleneinfälle war wohl hauptsächlich der, Beitreibungen zu machen, wobei dem Charakter mancher Scharen entsprechend, die aus Bauern und Bürgern von Kleinstädten bestanden, an die Stelle regelrechter Beitreibung vielfach direkter Raub und Plünderung traten. Daneben aber ging noch das Bestreben, die heimgesuchten Orte zwangsweise dem erst noch zu begründenden neuen Polenstaate einzuverleiben. So wollte in den ersten Tagen des Januar 1807 eine kleine polnische Abteilung unter Leutnant von Trembecki die preußischen Behörden in Larnowiz unter Bedrohung mit dem Tode veranlassen, nicht mehr für den preußischen Staat tätig zu sein. Die preußischen Hoheitszeichen sollten entfernt werden, und wurden tatsächlich auch, nachdem man den Befehl beim ersten Einfall nicht nachgegeben hatte, von den Polen heruntergerissen. Ähnlich mag es auch an anderen Orten geschehen sein, doch wissen wir nur noch, daß in Myslowiz (wahrscheinlich im März 1807) ein Gutsbesitzer Nowoszelki aus Pogonia an der Spitze einer Insurgentenschar die polnische Republik ausrufen ließ und dort mehrere Wochen eine Schreckensherrschaft ausübte.

Wenn wir uns erinnern, daß bei Larnowiz die Anfänge der ober-schlesischen Industrie lagen, die durch ihre Feuermaschinen weit bekannte Friedrichsgrube und die Friedrichshütte, so hätte man annehmen

sollen, daß von Seiten der Regierung alles getan worden wäre, um diesen wichtigen Punkt militärisch zu schützen. Aber gerade daran mangelte es, z. T. auch deshalb, weil überhaupt in Schlesien die Zahl der zurückgebliebenen Truppen nur 18 500 Mann betrug und kaum zur Verteidigung der acht Festungen ausreichte. An gutem Willen einzelner patriotischer Männer und auch eines Teiles der Bevölkerung fehlte es nicht, aber ihre Arbeit verpuffte bei der eingerissenen Kopflosigkeit und der Mattheit der obersten Behörden fast wirkungslos. Mit dem Schutze der Grenzen gegen das aufständische Polen wurde der Leutnant Andreas Iwan von Witowski durch den ersten Bevollmächtigten in Schlesien, den Rittmeister von Lüttwitz, betraut. Da wir in der Schilderung der Ereignisse noch mehrfach auf die interessante Persönlichkeit Witowskis zurückkommen werden, mag es erlaubt sein, uns kurz mit seinem Leben zu beschäftigen. Wie sein Name erkennen läßt, war er polnischer Abstammung, damit ein bezeichnendes Beispiel zahlreicher Adliger, die bis ins 19. Jahrhundert hinein bei irgend einem fremden Herrscher Kriegsdienste nahmen, von denen aber manche, im Gegensatz zu den von einem Heere zum anderen wechselnden echten Landsknechtnaturen, ihrem Adoptivvaterlande in Treue verbunden blieben, wie etwa die von Lessing aus eigener Erfahrung geschaffene Gestalt des Majors von Tellheim in seiner „Minna von Barnhelm“. Um den polnischen Unruhen zu entgehen, dem auch Witowskis Großvater zum Opfer gefallen war, hatte sich die verwitwete Mutter des 1770 geborenen Knaben nach Oberschlesien begeben und in Pleß die Unterstützung des an der Spitze einer Schwadron des braunen Husarenregiments von Wolfradt stehenden Majors von Belchrzim gefunden. Mit achtzehn Jahren trat Witowski als Gemeiner in das Regiment ein und zeichnete sich als Unteroffizier im Kriege von 1793 so aus, daß er die Verdienstmedaille erhielt und bald Offizier wurde. Als Oberst a. D. ist er 1847 in Ohlau gestorben. Nachdem sein Grab auf dem Ohlauer Rochuskirchhofe 1926 eingeebnet worden ist, hat eine Nachkommnin Witowskis, Frau Lucie v. Bernuth auf Heinzendorf (Kreis Guhrau), den Grabstein des Helden in pietätvoller Weise auf der Familiengruft in Heinzendorf wieder aufstellen lassen.

Die Truppe, mit der Witowski 1806 die Grenze schützen sollte, bestand nur aus je 50 Mann des braunen Husarenregiments von Wolfradt und des dunkelblauen Husarenregiments von Pleß. Der beste Schutz war der Angriff, und so ging er nach Neuschlesien, als er gehört hatte, daß der polnische Graf Miroczewski auf Jagorczce einige hundert Mann Insurgenten gesammelt habe. Er zerstreute diese und brachte

den Grafen als Gefangenen nach Kosel. Mochte er damit vielleicht auch den Auftrag dem Worte nach überschritten haben, so hätte ihm dafür doch nur Dank gebührt, zumal ja Neuschlesien nominell noch zu Preußen gehörte, wenn es auch im Aufstande war. Statt dessen aber erhielt er von dem Generalgouverneur von Schlesien, dem Fürsten von Anhalt-Plötz, die Anweisung, sich bei seinen Unternehmungen auf Schlesien zu beschränken. Außerdem wurde Miroczewski auf freien Fuß gesetzt, eine jener Unbegreiflichkeiten bei den führenden Kreisen, an denen jene stürmischen Tage von 1806/07 leider nur allzureich waren.

Natürlich standen die Aufständischen bald in Fühlung mit den französisch-rheinbündlerischen Truppen, die von den belagerten Festungen aus im Lande Beitreibungen unternahmen. So hören wir, daß sich bei einem französischen Streifkommando unter Führung des Leutnants Duregard, das in der Nacht vom 21. zum 22. November in Larnowitz erschien, drei polnische Offiziere befanden, unter ihnen ein gewisser Doersler (oder Derfer), der an der preußischen Kriegs- und Domänenkammer Kammerreferendar gewesen sein soll. Jedenfalls zeigte er sich mit der preußischen Verwaltung bekannt, und so konnte ein Teil der königlichen Kassen beschlagnahmt werden, während das meiste von den Beamten vorher weggebracht worden war. In der Erwartung weiterer feindlicher Besuche beschloß der Magistrat Wachen an den drei Thoren aufzustellen, die das Nahen feindlicher Truppen melden und die Einmarschierenden begleiten sollten. Zur Bestreitung der Kosten dieser Einrichtung wurde eine Umlage auf die Einwohnerschaft gemacht und diese zu dem Zwecke in sieben Klassen eingeteilt. Ein polnischer Offizier befand sich auch bei einem französischen Streifkorps von 50 Mann unter Hauptmann von Dupéron, das am 28. November eintraf, nach Gleiwitz weiter ging und am folgenden Tage auf dem Rückzuge nach Czenstochau wieder erschien und Beitreibungen vornahm. Neue Einfälle erfolgten am 9. Dezember 1806 und am 2. Januar 1807. Für die Bürgerschaft waren das schwere Tage, schwerer noch dadurch, daß sie sich z. T. von den Behörden verlassen sah. Der bei ihr sehr unbeliebte Stellvertreter von Below hatte sich nach Troppau begeben, desgleichen entfernte sich der Rittmeister und Salzfaktor von Beyme, der, wie man sich erzählte, der Stadt versprochen hatte, bei ihr in aller Not auszuhalten. Der Landrat Graf Henckel von Donnersmark dagegen wurde wahrscheinlich schon bei einem der ersten Einfälle gefangen nach Czenstochau abgeführt, von wo er nach Oderberg geflüchtet sein soll. Nach einer anderen Nachricht hätte sich eine Abordnung der Beuthener Stände beim Prinzen Jerome, dem späteren Könige von Westfalen, in Breslau für

ihn verwendet, und es scheint, als habe er dann dem Eingreifen Napoleons seine Freiheit verdankt. Auch dem Chef des Larnowitzer Bergamtes, dem Bergrat Karl Friedrich August von Boscamp, wurde später der Vorwurf gemacht, seinen wichtigen Posten ohne Erlaubnis verlassen zu haben. Das traf aber nicht zu, vielmehr erwies er sich gerade in der schlimmsten Not der Stadt als deren treuester Freund und Schützer, wie wir noch sehen werden. Erst nach jenem Schreckenstage verließ er am 10. Januar Larnowitz und sein Amt, aber nur, um in der Grafschaft Glatz an der Seite des Grafen Goetzen für die Verteidigung Schlesiens gegen den Feind zu wirken. Von Mangel an Mut konnte also bei Boscamp nicht die Rede sein. Dagegen wurde er dem Bürgermeister Kolischek vorgeworfen, der sich jedesmal, wenn die Ankunft feindlicher Truppen gemeldet wurde, versteckt haben sollte. Wie weit das stimmt, läßt sich nicht mehr feststellen, aber es ist ja nur natürlich, daß in Tagen des Schreckens die Bevölkerung an den leitenden Persönlichkeiten scharfe Kritik übt und sie für alles verantwortlich macht. Die zahlreichen Schuhmacher waren damals mit der Herstellung von Schuhwerk für die Besatzung von Kosel beschäftigt und hatten dazu das Leder schon zugeschnitten erhalten. Jetzt fielen dieses und die schon fertigen Schuhe in die Hände der Polen. Recht wenig glaublich ist eine von Winkler überlieferte Nachricht, daß viele evangelische Bürger Rosenkränze um den Hals getragen hätten, um den Polen gegenüber als Katholiken zu gelten und weniger gefährdet zu sein. Jedenfalls hätte ihnen das wenig genützt, da auch die Katholiken damals schwer zu leiden hatten, trotz ihres Bekenntnisses und trotzdem die meisten von ihnen auch der polnischen Sprache kundig waren.

Ähnlich wie der Stadt Larnowitz erging es natürlich auch den übrigen Grenzstädten, wenn wir in den meisten Fällen auch nicht darüber unterrichtet sind. Unter Truppendurchzügen und den damit verbundenen Beitreibungen hatte besonders auch Lublinitz deswegen zu leiden, weil es auf der Straße von Oppeln nach Czenstochau lag. Dasselbe Kommando, das in der Nacht vom 21. zum 22. November Larnowitz heimgesucht hatte, erschien am 23. November in Lublinitz und verlangte für die vor Czenstochau liegenden Truppen 640 Quart Bier, 8 Ochsen, 30 Schöpfe, 120 Scheffel Hafer und ebensoviel Zentner Heu. Ein Teil der Offiziere blieb bis zum 26. November in der Stadt und machte dabei für 36 Taler Schulden. Der Hauptanteil an diesen Beitreibungen gerade hier muß allerdings auf das Konto der Franzosen und Rheinbündler gesetzt werden.

Am Dreikönigstage (6. Januar) 1807 verbreitete sich in Gleiwitz

das Gerücht, daß von den Polen ein Anschlag auf die Stadt geplant werde. Tatsächlich hatten sich an diesem Tage die Schwadronen Trembecki und Gostowski mit Truppen unter General von Mienczynski in und bei Larnowiz vereinigt, um einen Versuch zu machen, die „Festung“ Gleiwiz zu nehmen und den gefürchteten „General“ von Witowski zu besiegen. Der so schnell vom Leutnant zum General emporgestiegene preußische Offizier stand gerade mit seinen rund hundert Husaren in der Nähe von Beuthen, als er nachts ein Uhr ein Schreiben des Gleiwitzer Magistrates erhielt, das ihn unverzüglich zur Hilfe herbeirief. Sofort machte er sich auf den Weg und stellte, in Gleiwiz angekommen, Posten vor der Stadt auf. Zu seinem gerechten Verdruß fand er aber bei der Bürgerschaft, als deren Retter er doch kam, wenig Entgegenkommen. Nur mit Mühe konnte er es erlangen, daß seine verfrorenen und hungrigen Soldaten Obdach und Lebensmittel erhielten. Bis um ein Uhr nachmittags des 7. Januar blieb alles ruhig. Da kam, gerade als gefüttert werden sollte, von den Vorposten die Meldung, daß der Feind auf der Larnowitzer Landstraße heranrücke. Sofort traf Witowski seine Maßnahmen. Den Kornet von Koblinski vom Husarenregiment von Pleß detachierte er über Trynet mit einigen dreißig Mann für den Fall, daß der Feind von Nikolai herkomme. Er selbst rückte mit gegen sechzig Mann dessen Vortrab auf der Larnowitzer Landstraße entgegen. Dieser war, etwa in der Stärke von hundert Mann, bis nahe an die Vorstadt gekommen, machte aber beim Herannahen der preußischen Husaren kehrt und ging in guter Ordnung zurück. Inzwischen hatte Witowski die Nachricht erhalten, daß die Straße nach Beuthen frei sei, und so ging er mit aller Macht hinter dem Feinde her. Mehrfach suchte sich dieser zu setzen, wurde aber immer wieder zum Rückzuge gezwungen. Dabei fielen den Verfolgern eine Anzahl Gefangene und eine kleine Kanone in die Hände. Da er diese zurückschicken mußte, verminderte sich die Zahl seiner Husaren auf siebzehn. Trotzdem rückte er weiter vor; als er aber auf der Höhe bei Repten sich einer Uebermacht von 600 Kavalleristen und einigen vierzig Sägern gegenüber sah und ihn eine dreipfündige Kanone begrüßte, zog er sich in den Wald zurück, ging dann aber von neuem vor, als sich ihm von Koblinski mit seiner Mannschaft und andere Seitenkommandos wieder angeschlossen hatten. Da inzwischen die frühe Dämmerung des Januartages hereinbrach, hoffte Witowski den Feind über die Stärke seiner kleinen Schar täuschen zu können. Sein Vortrab stieß bei einigen Häusern an der Straße auf Broslawiz zu auf eine polnische Patrouille. Es entspinnt sich ein Feuergefecht. Inzwischen ist das Gros der Preußen heran und sprengt



Karl Friedrich August v. Boscamp



Andreas Iwan v. Witowski

in vollem Jagen die Anhöhe hinauf. Hier erhält es wieder Kanonenfeuer, aber das hier aufgefahrene Geschütz wird genommen und der Feind bis an die Begräbniskirche zu St. Anna und das Beuthener Tor von Larnowiz zurückgeworfen, wo es wieder zum Kampfe kommt. Die Wagen, die das Tor sperren, werden schnell weggeräumt, und dann geht es in die Stadt hinein. Auf dem Ringe erneuter Kampf! Bald ist er von Toten und Verwundeten bedeckt, herrenlose Pferde jagen umher. Als Witowski die Gewalt über sein Pferd dadurch verlor, daß der Zügel heruntergerissen wurde, und es in einen Haufen feindlicher Infanteristen hineinstürmte, sprang er kurz entschlossen aus dem Sattel und verteidigte sich zu Fuß, bis ihm der Unteroffizier Eisermann zu Hilfe kam und ihm ein Beutepferd brachte. Bei dem Kampfe in der Stadt geriet auch von Boscamp in schwere Lebensgefahr, ohne daß wir näheres über die Begleitumstände wissen. Jedenfalls zeigt auch dieser Umstand, daß es ihm an persönlichem Mute nicht fehlte. Der Feind hatte sich inzwischen nach Lassowiz zurückgezogen. Bis hierher wurde er verfolgt, aber die Dunkelheit der Nacht und der dichte Wald versprachen keinen weiteren Erfolg, und so kehrte Witowski nach der Stadt zurück, deren Ausgänge er mit Wachen besetzte. Das Ergebnis dieses kühnen Husarenrittes waren an Gefangenen 12 Offiziere und 150 Mann, außerdem eine Kanone, drei Böller, 150 Pferde, 10 Wagen mit Bagage und Munition und eine große Kiste mit kostbaren Jägerbüchsen. Etwa ein halbes Hundert Polen, die sich in Bürgerhäuser geflüchtet hatten, wurden von den Bewohnern aus Furcht vor späterer Rache versteckt. Nachdem Witowski am 8. Januar noch die polnischen Hoheitszeichen hatte entfernen lassen, zog er nach Glewiz ab. Hier verteilte er einen Teil der Beute an seine tapferen Husaren, von denen nur drei verwundet worden waren, die Gefangenen und die übrige Beute schickte er nach Kosel.

Mit recht gemischten Gefühlen mögen die Larnowitzer die Husaren unter ihrem tapferen Führer haben scheiden sehen. Aber die geringe Schar seiner Mannschaft hinderte ihn an weiterem Schutze der einen Stadt. Wie sein Siegesritt auf die Gegner gewirkt hatte, zeigte sich bald. Der polnische Oberst Ostrowski forderte ihn nämlich in einem Briefe auf, in polnische Dienste zu treten; er werde von Napoleon den Rang und Gehalt eines Obersten erhalten. Der Bote erhielt die mündliche Antwort: „Ich bin ein preußischer Offizier und kann nicht polnisch schreiben, aber ich werde dem Herrn von Ostrowski bald mit dem Säbel die richtige Antwort geben.“ Bei dem gemeinen Manne aber wurde der Ruf: „Lauft, der Witowski kommt!“, sprichwörtlich und soll sich

als Kinderschreck noch länger fortgeerbt haben, ähnlich dem Schreckensruf: „Der Schwede kommt!“ in und nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Die Befürchtungen der Tarnowitzer wegen eines von den Polen drohenden Rachezuges sollten sich nur zu bald als gerechtfertigt erweisen. Noch an demselben Tage, an dem die Preußen abgezogen waren, schwirrten gegen Abend Gerüchte durch die Stadt, daß in den Wäldern hinter Lassowitz und in den Wilkowitzer Kolonien polnische Kavallerie und sehr viel Fußvolk lagere und daß diese in der Nacht in Tarnowitz einrücken sollten. Als aber der Abend ruhig verging, glaubte man für diesmal dem Schrecken entgangen zu sein. Da hörte man zwischen 11 und 12 Uhr Pferdegetrappel und Geräusche, die auf das Einmarschieren einer größeren Truppschar deuteten. Sie nahm auf dem Ringe vor dem Bergamt unter viel Geschrei und einem donnernenden Vivat Aufstellung. Ihre Zahl wird verschieden angegeben, 50 oder 100—120 Kavalleristen der neu aufgestellten Nationalkavallerie unter dem schon genannten Obersten von Ostrowski und 200 oder 400 Mann Infanterie, die aber vielmehr nur Bauern gewesen zu sein scheinen, richtige Insurgenten mit Heugabeln, Picken, Sensen und anderen Mordinstrumenten bewaffnet. Den Oberbefehl führte General von Mienczinski. Stürmisch wurde das Erscheinen des Chefs der Bergverwaltung verlangt. Als Boscamp aus seinem Hause heraustrat, wurde ihm ein von Ostrowski und einem gewissen Bernaczek unterzeichneter Brief überreicht. Dieser enthielt zunächst Klagen über das Betragen der Bürgerschaft gelegentlich des Kampfes am Abend des 7. Januar. Es sei aus den Fenstern geschossen worden; eine Kette sei vom Sedlaczek'schen Hause zu den Lauben hinüber gezogen worden, um die Polen am Zurückgehen zu hindern u. a. m. Dafür sollten binnen einer halben Stunde drei Magistratsmitglieder als Geiseln gestellt, 1000 Taler Strafgeselber bezahlt und 60 gute Pferde, sowie 10 (oder 20) Mastochsen geliefert werden. Im anderen Falle würden sämtliche Magistratsmitglieder auf offenem Markte aufgehängt, die Stadt geplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt werden. Voller Angst hielt sich die aus dem ersten Schlafe aufgeschreckte Bevölkerung in den Häusern; alle Verantwortung lag auf den Schultern Boscamps, des Bergassessors v. Mielecky und der allmählich erscheinenden Mitglieder der Stadtverwaltung. Der feindliche Anführer zählte mit der Uhr in der Hand laut die Viertelstunden ab, bis das Zerstörungswerk beginnen könnte. Das Zeichen dazu sollte nach Ablauf der Frist eine auf dem Ringe aufgefahrene Kanone geben. Es galt vor allem Zeit zu gewinnen. Aller Hoffnung ruhte auf Boscamp, der zum Vermittler auch deswegen geeignet war,

weil er die polnische Sprache beherrschte. Er gab sich zunächst die größte Mühe, die Unrichtigkeit der gegen die Stadt erhobenen Beschuldigungen nachzuweisen. Zu diesem Zwecke führte er den feindlichen Anführer zuerst ein paar Häuser weiter in die Wohnung eines Bergbeamten. Dort lag in guter Pflege der zuerst in preußischen Diensten gewesene Leutnant von Heppen, ein Sohn des früheren Landrats des Pilicaer Kreises. Seinerzeit in polnische Dienste gezwungen, war er am Abend des 7. Januar verwundet und von Witowski deswegen auf Ehrenwort entlassen worden. Dadurch, und da er einen anderen polnischen Offizier in der Familie des Salzfaktors Beyme ebenfalls gut aufgehoben fand, ließ sich der Pole etwas besänftigen. Nun begannen die Verhandlungen über die geforderten Beitreibungen; sie zogen sich fünf Stunden lang hin. Boscamp selbst schloß 2 000 Taler vor. Den königlichen Kassen erwuchs überhaupt kein Verlust, außer dem Brandschätzungsbeitrage für das Amtsgebäude, der bei der Repartition für jede Besitzung gezahlt werden mußte. Den Bemühungen Boscamps gelang es auch, die Forderungen auf zwei Drittel herabzumindern. Da die Bevölkerung sich ängstlich in den Häusern hielt, mußten die Magistratsmitglieder, von Soldaten mit gespannten Pistolen begleitet, selbst in die Häuser und Ställe gehen, um die geforderten Pferde und das andere zusammenzuholen. So wurden elf Pferde und außerdem 17 Quart Rummel, 1 Faß Ungarwein im Werte von 60 Talern und für 147 Taler Luche zusammengebracht. Mit diesem Raube zogen die Polen ab. Die Stadt hatte ihr gehörige Pfandbriefe in Höhe von 1700 Talern vorher nach Kosel zur Aufbewahrung gesandt. Jetzt sah sie sich genötigt, sämtliche Häuser und Ackerstücke zu verpfänden und die aufzunehmenden Gelder mit 5 % zu verzinsen. Diese Heimsuchung war nicht die letzte für die unglückliche Stadt.

Unter diesen Raubzügen litt natürlich auch die junge Industrie Oberschlesiens, deren Mittelpunkt damals noch Larnowiz war. Am 28. Januar schreibt Graf Reden als Minister des preußischen Berg- und Hüttendepartements in Berlin an den zum Inspecteur général des mines et usines des pays conquis ernannten französischen Gelehrten Héron de Villefosse, daß die Insurgenten den Bleigalmeibau bei Larnowiz, den Steinkohlenbergbau, die zahlreichen Eisenwerke mit ihren Feuermaschinen, Kanälen, Schleusen u. a. nicht nur bedroht, sondern beraubt, geplündert, sowie die Arbeiter und Offizianten (Beamten) verjagt hätten. Die vom Prinzen Jerome erbetenen Schutzbriefe seien zu spät erfolgt und vielleicht weder wirksam noch zugänglich. Gerade einen Monat später (28. Februar) erließ Jerome einen Tagesbefehl,

der den unregelmäßigen Beitreibungen und den Plünderungen ein Ende machen sollte: es sollten drei Militärkommissionen eingesetzt werden, bei deren jeder ein Auditeur zur Untersuchung der Klagen vorzusehen sei; nur diese Kommissionen hätten die Befugnisse Lebensmittel und Fourage beizutreiben, während die Beitreibungen von Geld, Pferden, Kleidungs- und Equipierungsstücken nur auf Befehl des Generalintendanten der großen Armee erfolgen dürften. Zum Erlaß dieses Tagesbefehls hatte wohl besonders auch Fürst Sulkowski Veranlassung gegeben, der deswegen auch schon vorher nach Breslau zu seiner Rechtfertigung vorgeladen worden war. Im Februar hatte er nämlich mit seinen Banden den ganzen Grenzbezirk unsicher gemacht. Leider fehlte damals der getreue Witowski, der ihm hätte entgegentreten können; er hatte, nachdem die Einschließung von Kosel drohte, Befehl erhalten, am 21. Januar in die Grafschaft Glatz abzurücken. Wahrscheinlich erst Ende März finden wir ihn zur Erfüllung seiner alten Aufgabe wieder in Oberschlesien. Wie wenig sich Sulkowski um die ihm sicher in Breslau zu teil gewordene Verwarnung und den Erlaß des Prinzen Jerome kümmerte, bewiesen verschiedene Vorgänge im Anfange des April.

Nachdem am 3. April Beuthen und Gleiwitz gebrandschatzt worden waren, erschien am 4. d. Mts. früh sieben Uhr ein fünfzig Mann starkes Kavalleriekommando unter den Leutnants von Drzewicki und Biatbrzeski in Tarnowitz. Das erste war, daß sie den Ratsdiener Urban mißhandelten, weil er die ihm gegebenen Befehle nicht schnell genug ausgeführt haben sollte. Als die Bande in die Stadt einrückte, hatte man alle tauglichen Pferde schnell weggeschafft und die für das französische Heer in Auftrag gegebenen Schuhe in sichere Verstecke gebracht. Die Befehlshaber verlangten alles in der Stadt vorhandene Tuch, sämtliche tauglichen Pferde und alles verarbeitete und unverarbeitete Leder. Vergebens beriefen sich die Magistratmitglieder auf den Tagesbefehl Jeromes; sie mußten Mißhandlungen befürchten, wie sie den Tag vorher ihren Amtsgenossen in den genannten Städten zu teil geworden waren, wenn sie die Forderungen nicht soweit als möglich zu erfüllen suchten. Die Mannschaften betranken sich während des Mittagessens auf dem Ringe so stark, daß sie wüste Ausschreitungen verübten, die Einwohner mißhandelten und Schüsse abgaben. Als Beute nahmen die Polen Tuche für 98 Taler, 161 Paar Schuhe für 241 Taler, 12 Paar Stiefeln, Riemenzeug, Lederstücke und Hufeisen im Werte von 70 Talern und 394 Taler in bar mit, so daß der ganze Schaden, den die Stadt erlitt, sich auf rund 800 Taler belief.

In diesen Nottagen des Grenzbezirks griff Witowski wieder ein. Am 5. April rückte er abends aus Kosel aus mit 32 Husaren, 13 Kürassieren und 20 Jägern und stieß am folgenden Tage auf ein Sulowskisches Kavalleriekommando, das soeben in Nikolai Beitreibungen gemacht, richtiger gesagt, geplündert hatte. Die Plünderer wurden völlig unvermutet überrascht; vier Mann fielen, einige verwundete Gefangene wurden niedergehauen, die übrigen entkamen in die Wälder. Die ihnen abgenommene Beute bestand in fünfundsechszig Pferden und einem Wagen, der hoch mit Tuch, Stiefeln, Wein und Leder beladen war. Leider wurde der Fürst in Slupna durch Flüchtlinge von dem Anschläge Witowskis unterrichtet und konnte entkommen. Um schnell Myslowitz und das benachbarte Slupna zu erreichen, setzte der preussische Anführer die Jäger auf Wagen, und so ging es eilends dem Ziele des Unternehmens entgegen. Am Walde vor der Stadt stieß er auf eine kleine Abteilung von vierzehn Mann mit einem Offizier. Um feinen entkommen zu lassen, spregte Witowski mit einem Unteroffizier an seinem Vortrabe vorbei. Das Pferd des Unteroffiziers stürzte auf dem mit Eis bedeckten Wege, Witowski selbst aber hieb zwei Mann nieder und verwundete den Offizier, so daß dieser sich ergeben mußte. Gegen das Versprechen von Pardon machte er eingehende Mitteilungen über die Streitkräfte des Fürsten; sie bestanden aus 75 gut bewaffneten und berittenen Reitern, meist ungarischen Fahnenflüchtigen, und einer unzähligen Menge von Piken- und Sensenmännern. Daraufhin traf Witowski, ohne Furcht vor der feindlichen Ueberzahl, sofort seine umsichtigen Anordnungen. Um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, wurden auf der Anhöhe am Walde Posten aufgestellt; ein Zug von zehn Jägern unter dem Leutnant Baumgarten sollte das Schloß der Myslowiger Grundherrn Stanislaus Mieroszewski westlich von der Stadt besetzen. Der schon erwähnte Unteroffizier Eisermann erhielt den Befehl, die nach Modrzejow über die Przemsza führende lange Brücke zu forcieren. Witowski selbst begab sich mit fünf Reitern und einem Jäger in die Stadt. Auf dem Wege stieß er auf einzelne Insurgenten und befreite bei dieser Gelegenheit seinen von diesen abgeschnittenen Trompeter. Baumgarten, der in den Straßen inzwischen in Kämpfe verwickelt worden ist, treibt zusammen mit Eisermann fliehende Freischärler über die Brücke; der am Ende derselben niedergelassene Schlagbaum wird beseitigt und die feindliche Reiterei, die vorher hinter diesem aufgestellt gewesen, bis hinter Modrzejow verfolgt. Witowski aber jagt, nur von einem Unteroffizier und einem Jäger begleitet, nach dem Schlosse in Slupna, um den Fürsten in seine Gewalt zu bringen, aber

der Vogel ist, rechtzeitig benachrichtigt, ausgeflogen. Nur die Fürstin ist anwesend. Er erklärt sie als Gefangene, wenn sie nicht den Aufenthaltsort ihres Mannes verriete und das Geraubte zurückgäbe. Nach ihrer Angabe war aber alles Wertvolle weggeschafft worden, als die Nachricht von dem Ueberfalle bei Nikolai gekommen war; sie bot aber alles an, was sie bei sich hätte, und bat nur darum, ihr etwas zu lassen. Darauf erwiderte Witowski, er sei ein regulärer Soldat, von seinem Könige besoldet, und führe keinen Krieg mit Frauen und wehrlosen Menschen, sondern nur mit den Aufständischen; ja er bot ihr sogar eine Schutzwache an, unter deren Begleitung sie, wohin sie wolle, fahren könne. Inzwischen mochten wohl weitere preußische Mannschaften herbeigekommen sein, denn Witowski ließ das Schloß besetzen. Als er dann durch das Thor hinausreiten wollte, sah er sich sechzehn Polen gegenüber, die die Lanzen auf ihn anlegten. Einen von diesen, der ihn eben durchbohren wollte, schoß ein Jäger nieder, die übrigen trieb er mit Säbelhieben in einen engen Hof, dessen zum Flusse führende Pforte von einem Husaren besetzt war. So mußten sich die meisten, elf an der Zahl, ergeben; ein paar, die über den Zaun kletterten, um durch die Przemsa schwimmend zu entkommen, ertranken. Den Polen kostete der Kampf einen Offizier und einige zwanzig Mann; gefangen wurden 23 Gemeine von der Kavallerie, zwei schwer verwundete Offiziere und sechs Towarczis, fast alles galizische Edelleute. Auf preußischer Seite wurden nur zwei Husaren verwundet; Witowski selbst hatte eine Verletzung an der Hand davongetragen. Das Magazin, das Sulkowski aus den Erträgnissen seiner Raubzüge in Modrzejow angelegt hatte, ließ er mit den Gefangenen theils nach Nikolai bringen, theils vernichten, theils an die Einwohner von Myslowitz verteilen. Gegen zweihundert geraubte Pferde, die er vorfand, stellte er soweit es ging, den Eigentümern wieder zu. Dann trat er mit siebenundvierzig von den erbeuteten Pferden und den gesammelten oder den Feinden abgenommenen Waffen den Rückmarsch nach Kosel an. In Porembka hielt er kurzes und strenges Gericht über vier Angehörige der Sulkowskischen Bande, indem er sie vor der Front seiner Mannschaften erschießen ließ. Sie hatten dort einen Arrendator (Inhaber des grundherrlichen Gasthauses) geplündert und tödlich verwundet. Da inzwischen die Festung Kosel auch von der Oberseite her eingeschlossen war, schickte er die gefangenen Offiziere und Schlachzigen gegen einen Revers nach Hause, verkaufte die Beute und befahl dem Leutnant Baumgarten mit zwanzig beritten gemachten Jägern bei Ratibor die Oder zu überschreiten und von dort zu versuchen, Kosel erreichen. Infolge eines Ausfalls aus der

Festung gelang es diesem tatsächlich am 9. April in diese hinein zu gelangen. Witowski zwang seine Wunde, sich nach Gleiwitz in das Franziskanerkloster vor der Stadt zu begeben. Hier blieb er fünf Wochen bis zu seiner Wiederherstellung, die er hauptsächlich einem Dr. Helmer verdankte. Seine fecken Husarenstücke hatten seinen Namen in der ganzen Grenzgegend und darüber hinaus bekannt und volkstümlich gemacht, und man darf sich nicht wundern, wenn an seinen Namen auch die schnell sich bildende Legende anknüpfte. In ihr Gebiet gehört es wohl, wenn erzählt wurde, daß er in Franziskanertracht mit den Mönchen in der Kirche geweilt habe, als feindliche Reiter, die vielleicht dem Koseler Belagerungskorps angehört haben könnten, das Kloster nach ihm durchsuchten, ein Gegenstück zu der als geschichtlich oder legendarisch noch heute umstrittenen Rettung des großen Friedrich in Ramenz, wo ihn Panduren hätten ausheben wollen. Die Bewohner von Glewitz, Tarnowitz und den anderen Orten, denen er seinen starken Arm geliehen hatte, priesen ihn, wie uns ein namenloser Berichterstatter in den Schlesiſchen Provinzialblättern berichtet, als ihren „Schutzgott“! In Anerkennung seiner Umsicht und Tapferkeit im Kriege von 1806/07 erhielt Witowski den hohen Orden Pour le mérite.

Durch seine Verwundung war er gehindert, seine Aufgabe weiter zu erfüllen, und wie Tarnowitz nach seinem Abzuge sollte jetzt auch das unglückliche Myslowitz die Rache der Polen zu kosten bekommen. Am 9. April rückte eine ganz ungeordnete Schar, die, wohl übertrieben, auf 3 000 Mann geschätzt wurde, polnische Bauern und Kleinbürger aus den benachbarten Städten Czelandz, Bendzin, Siewier und Slawkow, in Myslowitz ein. In Voraussicht eines solchen Einfalles hatte sich ein großer Teil der Bevölkerung entfernt oder versteckt, wie es sicher wieder nicht ganz richtig heißt, alle Männer. Eine allgemeine Plünderung begann. Bei der berechtigten Wertſchätzung, die überall ordentliche Federbetten genossen und noch genießen, ist es verständlich, wenn sich im Gedächtnis der Myslowitzer besonders auch der Umstand erhielt, daß die Federn nur aus Zerstörungswut aufgeschnittener Betten auf dem Ringe und den Straßen herumgeflogen seien.

Am schlimmsten erging es den Deutschen und Juden. Besonders arg wurde in der herrschaftlichen Arrende des Abraham Freund gehaust, vielleicht auch deshalb, weil sein Sohn Witowski aus Kosel herbeigerufen haben sollte. Sein Vieh wurde teils geraubt, teils an Ort und Stelle abgeschlachtet und alle Getränke ausgetrunken oder mutwillig auslaufen gelassen. Nachdem die Bande ihr Zerstörungswerk gründlich ausgeführt hatte, zog sie am Abend ab. Zum größten Schrecken

aller verbreitete sich noch das Gerücht, der Fürst Sulkowski wolle die Stadt an allen Ecken anzünden lassen. Infolgedessen soll sich am folgenden Tage eine Anzahl Frauen mit ihren Kindern auf die Modrzejower Brücke begeben haben und den Fürsten, der mit einigem Gefolge herüber kam, nicht eher haben weiter reiten lassen, bis er das Versprechen gegeben hätte, die Stadt zu schonen. Mit seinem geplanten Vorhaben wurde eine Feuersbrunst in Verbindung gebracht, der wenige Tage später an der Beuthener Straße zehn Scheunen und die hölzerne Kreuzkirche zum Opfer fielen, obwohl über die Urheber des Brandes nichts festgestellt werden konnte. Die jüdische Gemeinde beging seitdem das Andenken des Unglückstages durch einen Feiertag am letzten Adar des jüdischen Kalenders, obwohl die Plünderung nach diesem am 1. Nisan stattgehabt hatte.

Die Plünderungen der Städte Larnowiz und Myslowiz wie auch zahlreicher anderer Orte, wenn uns auch Näheres darüber nicht bekannt ist, widersprachen zu sehr dem bekannten Erlaß Jeromes, daß nicht die Bevölkerung bei diesem oder bei den Behörden hätten Schutz suchen sollen. Sonst blieben sie vogelfrei, und es ist verständlich, wenn in Larnowiz alle königlichen und städtischen Beamten ebenso wie die Bürger erklärten, die Stadt verlassen zu wollen, wenn sie noch weiter solcher Behandlung gewärtig sein müßten. Deshalb ging von hier aus sofort ein reitender Eilbote an die Kriegs- und Domänenkammer nach Breslau ab, um dort eine Beschwerde anzubringen. Der erwünschte Erfolg war, daß eine kaiserliche Verordnung mit der Unterschrift des Obersten von Prussak am 15. April erfolgte, die alle weiteren Raubzüge der Polen aufs strengste untersagte und Entschädigungen versprach. Der Geldwert der geraubten Sachen und die weggenommenen baren Gelder sollten bei der an die Franzosen zu zahlende Kriegsteuer in Abrechnung gebracht werden, soweit es möglich war.

Jetzt endlich trat Ruhe ein. Nachdem im Juni der Waffenstillstand abgeschlossen war, dem der Friede von Tilsit folgte, veranlaßte das Oberbergamt in Breslau bei dem französischen Divisionsgeneral und Chef des 5. Armeekorps von Laken die Befreiung der Städte Larnowiz, Gleiwiz und Beuthen, sowie der königlichen Berg- und Hüttenetablissemments von aller Einquartierung. Das Werk des langsame Aufbaues und die ungestörte Aufnahme der industriellen Tätigkeit konnte wieder beginnen. In Gleiwiz erinnert an den im Kampfe mit den Insurgenten verdienstvollen Witowski die Witowskistraße, während nach Boscamp, der die Seele des Kleinkrieges gegen die französische Besatzung wurde, die Boscampstraße benannt ist.

Benutzte Quellen.

Handschriften:

Topographische Beschreibung der Stadt Larnowitz, aufgenommen i. J. 1861 von Carl Winkler, Chorrector (ein Band im Besitze der Stadt oder der Kathol. Pfarrkirche in Larnowitz; vor 20 Jahren von mir ausgezogen). — Rechtfertigung des Berggratz von Voßcamp (Staatsarchiv Breslau Rep. 199 M. R. Suppl. c 104).

Berte und Auffäge:

Recke, W.: Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik. Berlin 1927.

Schottmüller, R.: Der Polenaufstand 1806/07. Lissa i. P. 1907.

v. Lettow-Vorbeck, D.: Der Krieg von 1806/07. Berlin 1893.

Nietzsche, B.: Geschichte der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz 1887.

Gramer, F.: Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien. Beuthen 1863.

Lustig, J.: Geschichte der Stadt Myslowitz in Oberschlesien, Myslowitz 1867.

Lippe-Weissenfeld, E. Graf zur: Geschichte des kgl. preuß. 6. Husaren-Regiments. Berlin 1860.

Witte, R.: Aus der Vergangenheit des Schlesiens Berg- und Hüttenlebens. Breslau 1913.

„Von Witowski“ (Schles. Provinzialblätter, Bd. 49: 1809, S. 56 ff und 251 ff).

Nowack, A.: Andreas von Witowski. (Oberschlesische Heimat, Bd. 3: 1907, S. 139 ff.)

Knödel, P.: Polnische Insurgenten in Oberschlesien 1807. (Oberschlesien, Jg. 6: 1907/08, S. 443 ff.)

Gogolin, B.: Die Kriegskosten von Lublinitz in der Franzosenzzeit (Oberschles. Heimat, Bd. 10: 1914, S. 97 ff.)

Glaßel, G.: Brandschabung der Stadt Larnowitz durch französische und polnische Streifkorps i. d. J. 1806 und 1807. (Mittell. des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins. S. 3: 1913, S. 66 ff.)

Die Oberschlesische Bergschule, ihre Geschichte und ihr jetziger Stand

Von Robert Kurpiun

Unter den gewerblichen Fachschulen des gesamten deutschen Ostens nimmt die Oberschlesische Bergschule, früher Tarnowitz, jetzt zu Beiskretscham, durch ihr Alter und ihre Bedeutung für Bergbau und Volkswirtschaft eine der ersten Stellen ein. Die Schule konnte am 14. Februar 1928 ihr 125 jähriges Bestehen feiern. Als die einzige des Bezirks ist sie aufs engste mit dem Aufstieg der gesamten ober-schlesischen Industrie verbunden. Aus ihr ist ein großer Teil der führenden Persönlichkeiten namentlich im ersten Jahrhundert der Entwicklung hervorgegangen und hat der Zeit ihren Stempel aufgeprägt. Tarnowitz als Sitz des Oberschlesischen Bergamts war zu jener Zeit der Mittelpunkt der ober-schlesischen Industrie, ihre Geburts- und Pflegestätte.

Die Anfänge bergtechnischen Fachunterrichts in Oberschlesien reichen in jene Zeit zurück, da unter Friedrich dem Großen der Berg-hauptmann und spätere Minister Graf Friedrich Wilhelm von Reden den Grund zur Industrie Oberschlesiens legte. Er und seine Helfer sahen Veranstaltungen zur geistigen Fortbildung der im Berg- und Hüttenwesen beschäftigten Personen als unbedingt notwendig an. In der „Bergordnung für Schlesien und die Grafschaft Glatz“ von 1769 wurde bestimmt, daß von jeder Berggewerkschaft — ihr Besitz zerfiel in 128 Ruxe — zwei Ruxe für Kirche und Schule frei gebaut werden mußten; die Ausbeute dieser zwei Freituxe — sie waren frei von jeder Zubeße — mußte für Kirchen- und Schulwesen des schlesischen Bergbaubezirks verwendet werden. Der heute noch vom Oberbergamt Breslau verwaltete Freiturgelderfonds, der diese Ausbeute einzieht und verteilt, ist die Auswirkung jener gesetzlichen Bestimmung.

Die Fürsorge erstreckte sich zunächst auf das Volksschulwesen und führte zur Gründung von „Werkschulen“ für die Kinder der Beamten und Arbeiter auf Hütten und Gruben. Bald stellte es sich jedoch als

notwendig heraus, auch für die weitere Fortbildung der Jugend zum Zweck der Heranbildung brauchbarer Werkbeamten Sorge zu tragen. In dieser Absicht wurden am 14. Februar 1803 zwei solcher bergmännischen Fortbildungsschulen in Oberschlesien eröffnet, eine in Tarnowitz mit zwölf, die andere in Königshütte mit zwanzig Bergburschen. Außer in den Fächern zur allgemeinen Weiterbildung erhielten sie Unterricht in Bergbaukunde, Mineralogie, Geologie, Mathematik, Marktscheiden und Gesezeskunde. Während die Schule in Königshütte schon nach zwei Jahren einging, erhielt und entwickelte sich die Tarnowitzer Anstalt trotz mancher Schwierigkeiten und erzielte unter der Leitung des Bergsekretärs Stroh, eines sehr tüchtigen praktischen Bergmannes, nach dem sogar ein Schacht der Königsgrube benannt wurde, günstige Ergebnisse. Aus einem der Lehrgänge dieser Schule im Jahre 1820 gingen u. a. zwei Männer hervor, deren Namen heute noch in Oberschlesien wohlbekannt und hochgeachtet sind: Franz Winkler und Friedrich Grundmann. Sie stehen in erster Linie unter den Kulturpionieren Oberschlesiens. Beide aus einfachem Bergmannsstande emporgestiegen, waren Männer von hervorragender Klugheit, Tatkraft und Fähigkeit zu organisieren. Winkler wurde geadelt und ist der Begründer des Gräflich v. Tiele-Winklerschen Industrie- und Großgrundbesitzes, der später in die „Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb“ umgewandelt wurde. Grundmann, Winklers Jugendfreund und späterer Generaldirektor in Kattowitz, hat viel für die Entwicklung dieser Stadt getan und starb dort als Geheimerr Kommissionsrat. Die Hauptstraße der Stadt wurde nach ihm benannt. Heute trägt sie einen polnischen Namen, der mit ihrer geschichtlichen Bedeutung nichts zu tun hat. —

Wenn auch nach dem Tode Strohs 1822 eine Unterbrechung im Tarnowitzer Schulbetriebe eintrat — es wurde bis 1839 nur zeitweise regelmäßiger Unterricht erteilt — so muß doch als das Begründungsjahr der Oberschlesischen Bergschule unbedingt das Jahr 1803 festgehalten werden.

Das Aufblühen der Industrie in der Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts führte zur Neubelebung der Anstalt durch den damaligen Leiter des Tarnowitzer Bergamts, von Carnall. Die Bergschule wurde am 8. Januar 1839 mit einer Klasse eröffnet, die zwei Jahre durchgeführt und danach durch eine neue abgelöst wurde. Carnall selbst erteilte den Hauptunterricht und hat sich durch seinen Eifer,

sein Geschick und seine hervorragenden Fähigkeiten um die Schule sehr verdient gemacht.

Bis zur Neueröffnung durch Carnall waren als Unterrichtsräume einige Zimmer des Bergamtsgebäudes zur Verfügung gestellt worden. Es wurde später niedergelegt; auf seinem Platze steht heute das Tarnowiger Rathaus. Von 1839 bis 1857 befand sich die Bergschule im Nachbargebäude in der jetzigen Apotheke „zum weißen Engel“, wo sie eingemietet war. Sämtliche Kosten der Schule trug die Staatskasse; die Bergschule war eine Staatsanstalt im engen Anschluß an die staatliche Leitung aller ober-schlesischen Gruben und Hütten, auch der im Privatbesitz befindlichen.

Ein neuer Aufschwung der Industrie erfolgte um 1850 infolge der Einführung der Eisenbahnen, der Ermäßigung der Bergwerksabgaben und des Wegfalls der Staatsleitung aller Werke. Er zog die Bergschule mit, da der Bedarf an Beamten sich erheblich vermehrte. Im Jahre 1854 übertrug der Staat die Unterhaltung der Schule der Steinkohlenbergbauhilfskasse. Sie gehörte der Gesamtheit aller ober-schlesischen Kohlengruben und war schon 1779 gegründet worden aus Mitteln eines Förderzinses für jeden gewonnenen Scheffel Kohle. Damit war die dauernde Geldknappheit, unter der die Anstalt bisher oft zu leiden gehabt hatte, beendet. Die Lehrmittel und die Zahl der Schüler wurden vermehrt, der erste Lehrer im Hauptamte angestellt. Leiter der Schule wurde bis zu seinem Tode 1874 der hochverdiente Königl. Bergrat und Bergwerksdirektor Nehler, selbst ein ehemaliger Schüler der Anstalt. Er schaffte die praktische Bergarbeit während der Schulzeit ab, weil sie ein erfolgreiches günstiges Vorwärtsschreiten verhinderte. An ihre Stelle traten eine mehrjährige Praxis vor und zahlreiche Lehrfahrten während der Schulzeit. Die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden stieg auf 48; man setzte das Lehrziel der Anstalt erheblich höher und stellte einen zweiten Bergschullehrer im Hauptamte an.

Im Jahre 1855 bereits übernahm ein Kuratorium der Berggewerkschaften auch das Mitbestimmungsrecht über die Schule. Durch die Anordnungen des neuen Bergbauhilfskassengesetzes von 1863 wurde der Vorstand dieser Kasse, zusammengesetzt aus den Vertretern der Steinkohlenwerke, beauftragt, nunmehr auch die gesamte Verwaltung der Schule zu übernehmen. Das Oberbergamt Breslau führte lediglich die Oberaufsicht, kontrollierte die gesetzmäßige Verwendung der Gelder und bestätigte die Lehrer. Trotzdem blieb der Charakter der Bergschule als einer öffentlichen Lehranstalt unangetastet. Im Jahre 1857 siedelte die Schule in ein eigenes Gebäude gegenüber der katholischen

Stadtpfarrkirche über und blieb darin bis 1892. In diesem Jahre konnte das neue Bergschulgebäude auf der Carlshofer Straße, gegenüber der Gräflich Hensdel von Donnersmard'schen Generaldirektion, bezogen werden, da die alten Räumlichkeiten bei weitem nicht mehr ausreichten.

Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Kriege 1870/71 forderte neuerdings eine Erweiterung der Anstalt. Zu der einen Klasse, die zwei Jahre durchgeführt wurde, trat eine zweite derart, daß alljährlich eine Neuaufnahme und eine Entlassung mit dem Reisezeugnis stattfanden. Zeitweise wurden dann außerdem einjährige Fachklassen eingerichtet, in denen man besonders befähigte Schüler zu Betriebsführern und Marktscheidern ausbildete. Jedoch ist von der letzten Einrichtung nur durch wenige Fachklassen Gebrauch gemacht worden. Sie gingen wieder ein, da für die Ausbildung der Marktscheider andere gesetzliche Bestimmungen erlassen und die Lehrziele der beiden Stammklassen soweit gehoben wurden, daß sich die Sonderausbildung von Betriebsführern erübrigte. Jedem Absolventen der zwei Stammklassen, sofern er sich im Betriebe bewährte, stand das Aufsteigen in leitende Stellungen offen.

Die zwei bisherigen Stammklassen erwiesen sich gegen Ende des Jahrhunderts der Zahl nach als nicht mehr ausreichend. Deshalb wurden am 1. Oktober 1900 zwei weitere Klassen dergestalt eingefügt, daß der Lehrgang nunmehr aus 4 aufsteigenden Halbjahrestklassen bestand. Dazu trat 1910 eine fünfte und 1918 eine sechste Klasse, die beiden letzten jedoch nicht aufgebaut, sondern als Parallelklassen eingeschaltet. Infolge des Zurückströmens der Kriegsteilnehmer stieg die Besuchsziffer der Anstalt auf 200 Schüler, die Zahl der Lehrer auf 12, sämtlich im Hauptamt angestellt. Als neue Unterrichtsgegenstände waren Elektrotechnik, Gasanalyse, Grubenrettungswesen und Staatsbürgerkunde eingeführt worden. Büchereien, Sammlungen und Laboratorien hatten sich erheblich erweitert. Schon im Jahre 1909 mußte die Schule durch einen Anbau erweitert werden, der wohl die nötigen Räume zur Verfügung stellte, aber die Architektur des Gesamtgebäudes — des „Roten Kastens“ im Volksmunde — nicht verbesserte.

Was aber an Arbeit im Innern seit mehr als einem Jahrhundert geleistet wurde, hat der Anstalt weit über die Grenzen Schlesiens hinaus Ansehen und Geltung verschafft und sie mit an die Spitze der deutschen Bergschulen gestellt. Außer den oben genannten drei Männern sind Persönlichkeiten aus ihr hervorgegangen, die nicht nur im bescheidenen Arbeitsmittel des Steigers, sondern bis in die leitenden

Kreise der großen Werke hinein ihrem ober-schlesischen Lande die wertvollsten Dienste geleistet haben. Unter diesen sind besonders zu nennen: Bergrat und Revierbeamter Kapuszinski, Repräsentant und Bergwerksdirektor v. Lilienhof, Geheimer Bergrat Meitzen, Bergrat und Repräsentant Heiß, Bergrat Steiner, Bergrat Zimmermann, Bergrat Aschenborn, Bergrat und Repräsentant v. Krenski, Bergrat Möcke, Bergrat Schüke, Direktor der Bergschule in Waldenburg, Bergrat Bogt, Geheimer Bergrat Dr. Hermann Wedding von der Bergakademie in Berlin u. a.. Nicht wenige der Namen haben heute noch in den Kreisen der Industrie einen guten Klang, ein ehrenvolles Gedächtnis.

Als der Weltkrieg ausbrach, wurden die Lehrsäle mit einem Schläge leer. Wer nicht befohlen wurde, ging freiwillig. Die Tradition sah das als selbstverständlich an. Und draußen in allen Weltteilen tat man seine Pflicht mit derselben Hingabe und Treue, wie im täglichen Kampfe tief unter der Erde. Ebenso selbstverständlich. Auf großer, weißer Marmortafel, die man aus Tarnowitz in die neue Arbeitsstätte mitgeführt hat, stehen die Namen von 36 Bergschülern, die im Felde draußen den Tod für Heimat und Vaterland gestorben sind.

In den Kämpfen der Abstimmungszeit stellten sich Lehrende und Lernende voll in den Dienst der deutschen Sache. Schon in den ersten Tagen der französischen Besetzung kam es zu scharfen Zusammenstößen mit den Welschen. Französische Offiziere bezeichneten die Bergschule als die „germanische Pestbeule in Oberschlesien“. In den Abwehrkämpfen der drei Aufstände stand man in vorderster Front. Als am 6. Juni 1921 die Stadt Tarnowitz von den Insurgenten bestürmt wurde, lag die Verteidigung gegen dreißigfache, starkbewaffnete Uebermacht in den Händen eines Bergschullehrers. Mangel an Waffen und Schießbedarf zwang leider schließlich zur Uebergabe nach langem, hartem Kampf bis zur letzten Patrone. Der Führer fiel in französische Schutzhaft und wurde danach abtransportiert. Direktor und Hausmeister wurden von den Insurgenten verhaftet und entgingen nur wie durch Zufall einem schlimmen Schicksal.

Vier Monate danach wurde die alte „freie Bergstadt“ Polen zugesprochen, trotzdem sie zu 85% deutsch abgestimmt hatte. Im Juli 1922 wurde die Stadt polnisch. Die Bergschule wich nicht vom Platze. Lehrer und Schüler führten ihre alte Arbeit für das unzertrennte Oberschlesien fort, obgleich jedermann wußte, daß diese Tage gezählt waren. Das polnische Zerstörungswerk begann bald auch hier. Nicht-erkennung der Reisezeugnisse, Maßregelung von Lehrern und Schü-

lern, Anpöbelung und Bedrohung durch die polnische Presse verfolgten das Ziel, die Schule hinauszudrängen. Man ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Die Schule, seit 1921 eine Privatanstalt in den Händen eines Bergschulvereins, gebildet durch den Zusammenschluß aller ober-schlesischen Bergwerke, konnte nicht ohne weiteres ausgelöscht werden. Doch der Gegner ruhte nicht.

Anfang Januar 1924 wurde die Schule nach der Staatszugehörigkeit der Schüler in drei polnische und drei deutsche Parallelklassen gespalten, eine polnische Klasse neu aufgenommen. Mehrere deutsche Lehrer mußten entlassen werden; nur sechs blieben für die deutschen Klassen, die gastweise ihre Lehrgänge an der Anstalt beenden sollten, was im Juni 1925 geschehen wäre. Für die polnischen Klassen, zu 95% aus deutschen Schülern bestehend, wurde ein polnisches Kollegium mit einem polnischen Direktor eingesetzt. In ihnen wurde ohne Uebergang die Unterrichtssprache polnisch. Wie diese Maßnahme auf die Leistungen wirken mußte, kann man daraus schließen, daß kaum die Hälfte der Schüler einige Brocken des ober-schlesischen Dialektpolnisch verstand; polnisch lesen und schreiben konnten nur einzelne.

In den deutschen Gastklassen wurde deutsch unterrichtet: polnisch war Unterrichtsfach. Das gesamte Inventar, Büchereien, Sammlungen, Geräte, Laboratorien blieben der polnischen Schule, die nach der Liquidierung des Bergschulvereins an den „Berg- und Hüttenmännischen Verein“ in Rattowitz überging. Die deutschen Klassen wurden vom „Berg- und Hüttenmännischen Verein“ in Gleiwitz übernommen und finanziert. So bestanden in demselben Hause zwei Schulen nebeneinander.

Dieser Zustand hielt sich nur ein Semester. Das Tempo der Polonisierung ging den Beteiligten zu langsam. Auch von der Schülern der polnischen Klassen wurde außerhalb der Unterrichtsstunden nur deutsch gesprochen. Das durfte nicht sein. Plötzlich und unvermutet traten Gegensätze unter einzelnen Schülern auf, künstlich hervorgerufen, den Behörden eine erwünschte Handhabe. Bis zum letzten Augenblick bewahrte man Schweigen. Erst als das Sommersemester am 23. Juli 1924 geschlossen, Lehrer und Schüler in die Ferien gereist waren, erschien die Verfügung der Wojewodschaft, daß von nun an in der Oberschlesischen Bergschule in Larnowitz nur noch in polnischer Sprache zu unterrichten sei.

Das war das Ende der Oberschlesischen Bergschule in Larnowitz nach 121 Jahren fruchtbringender Arbeit. Wie einst die deutschen Studenten aus Prag, so wanderten mit leeren Känzeln und wehmuts-

vollen Herzen die ausgestoßenen Bergburschen aus der alten, freien Bergstadt, um in dem nahegelegenen deutsch gebliebenen Peiskretscham eine Aufnahmestelle zu beziehen. Durch Ankauf des aufgelösten Lehrerseminars hatte die deutsche Industrie rechtzeitig für ein Untertommen gesorgt, wenn auch zunächst alles zum rechten Unterrichtsbetriebe der Fachschule fehlte. Doch wurde schnell durch Ankauf und freiwillige Spenden von allen Seiten soviel an Anschaffungsmitteln herangeschafft, daß der Schulbetrieb, wenn auch notdürftig, für die beiden noch bestehenden Klassen zu Ende geführt werden konnte.

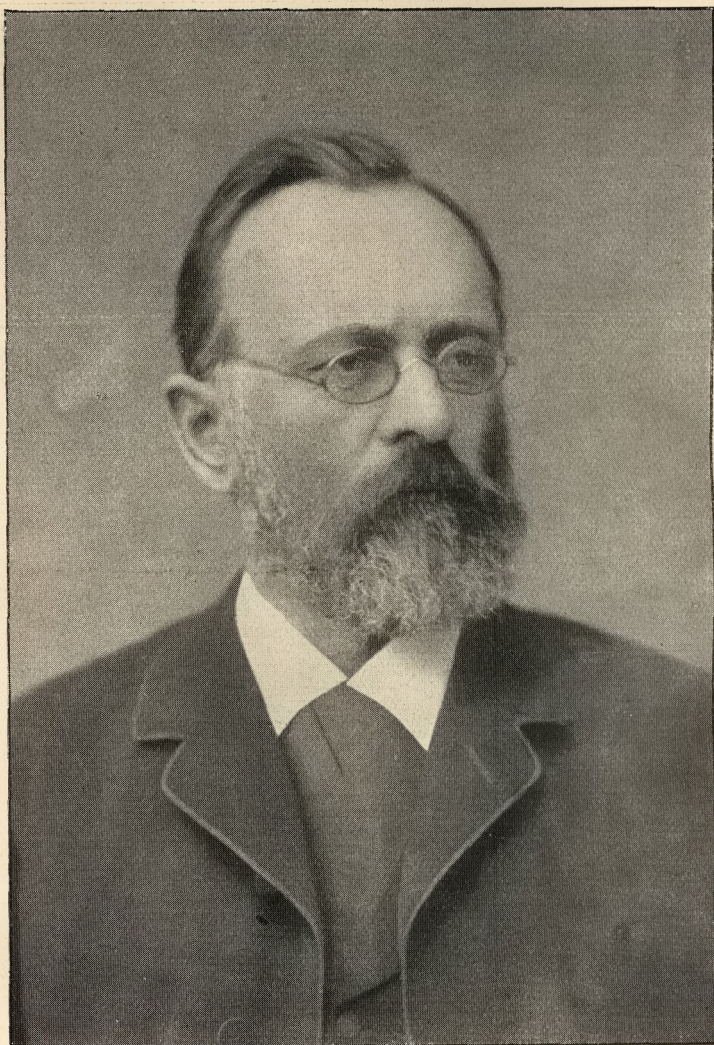
Eine Zeitlang stand die Weiterführung der Oberschlesischen Bergschule in Frage, weil man annahm, daß der auf weniger als ein Viertel verkleinerte westoberschlesische Bergbau nicht in der Lage sein werde, eine eigene Schule zu unterhalten und die aus ihr hervorgegangenen Beamten im eigenen Bezirk zu versorgen. Die Vereinigung mit der Niederschlesischen Bergschule in Waldenburg, auch mit der Staatlichen Maschinenbau- und Hütten Schule zu Gleiwitz wurde erörtert. Nach Vornahme eingehender Erhebungen der Werke jedoch beschloß im Dezember 1924 der Berg- und Hüttenmännische Verein zu Gleiwitz, die Schule selbständig weiter zu führen, wenn auch mit verkleinerten Klassen von je 20 Mann, die man jährlich unterzubringen hoffte. Die erste Klasse in Peiskretscham wurde am 9. Januar 1925 aufgenommen. Der außerordentliche, anfangs nicht erwartete Aufschwung des Kohlenbergbaues in Westoberschlesien und das starke Ansteigen der Förderziffern veranlaßte aber, bereits die dritte, im August 1927 aufgenommene Klasse, wieder auf 30 Mann zu verstärken.

Der alten Ueberlieferung der Oberschlesischen Bergschule treu bleibend, beschloß der in Gleiwitz 1926 neu gegründete Oberschlesische Bergschulverein, der vom Berg- und Hüttenmännischen Verein die Erhaltung der Bergschule übernahm, auch mit dieser Neuordnung die Lehrziele weiterzustecken, die Qualitätsarbeit der Anstalt, den gesteigerten Anforderungen der Zeit entsprechend, zu verstärken. Der Bergschulverein gab eine neue Schulordnung heraus, die am 29. Juni 1928 durch das Oberbergamt zu Breslau bestätigt wurde. Nach ihr gestalten sich Aufbau und Betrieb der Oberschlesischen Bergschule zur Zeit wie folgt:

Zweck der Schule ist nach wie vor die Ausbildung junger Leute zum Berufe des bergmännischen Betriebsangestellten. Diesen Zweck erreicht die Schule durch Unterweisung in den Wissenschaften und Fertigkeiten, die der Betriebsangestellte bis hinauf zum Betriebsführer einschließlich zur Ausübung seines Berufes bedarf, dann aber auch durch



Rudolph Arwid Wilhelm v. Carnall



Adolf Bernicke

Heranbildung zu charakterfesten Persönlichkeiten. Der Lehrgang der Schule besteht aus drei aufsteigenden Schulklassen von je einem Jahre. Der alte Lehrgang war nur zweijährig in je 4. aufsteigenden Halbjahresklassen. Neu eintretende Schüler werden in der Regel nur in die unterste Klasse, bei Nachweis der erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten ausnahmsweise auch in eine höhere Klasse aufgenommen.

Bedingungen für die Aufnahme sind: a) ein Lebensalter von mindestens 20, höchstens 30 Jahren, b) der Nachweis einer allgemeinen Bildung durch eine Aufnahmeprüfung in Deutsch und Rechnen im Rahmen einer guten Volksschule oder durch das Reifezeugnis für die Obersekunda einer höheren Lehranstalt, c) eine mindestens dreijährige praktische Ausbildung im Bergbau nach einem vorgeschriebenen Ausbildungsplan. Hierbei muß der Bergbursche Geschick und Fleiß gezeigt, die notwendigen Kenntnisse erworben, sich gut geführt und den Grad eines Häuers erreicht haben. Während der praktischen Ausbildungszeit hat der Bergbursche ein Tagebuch, bestehend aus zwei Heften, regelmäßig zu führen und von seinem vorgesetzten Betriebsbeamten monatlich durchsehen und bescheinigen zu lassen. Das erste Heft bildet den Schichtennachweis über sämtliche im Monat verfahrenen Arbeitsschichten nebst Zeugnis über die bergtechnische Bewährung. Das zweite Heft enthält bergtechnische Aufsätze, die der Bergbursche allmonatlich nach vorgeschriebenem Thema selbständig und sorgfältig anzufertigen hat und die der Zensur des Aufsichtsbeamten unterliegen. Das Fehlen oder die mangelhafte Führung des Tagebuches hat die Zurückweisung von der Aufnahme zur Folge. Schließlich wird vor der Aufnahme neben den erforderlichen Schul- und Führungszeugnissen die Erklärung verlangt, daß der Bergbursche schuldenfrei und in der Lage ist, die Kosten des dreijährigen Bergschulbesuches zu bestreiten. Die Prüfung für die Aufnahme findet Ende Juni jedes Jahres in Peiskretscham statt; das Schuljahr beginnt am 8. August. Die Anmeldung erfolgt durch die Grubenverwaltung.

Der Unterricht der Bergschule erstreckt sich auf folgende Fächer: Bergbaukunde und Aufbereitung, Berggesetze und bergpolizeiliche Vorschriften, Bürgerkunde, Bergwirtschaftslehre, Grubenrechnungswesen, Grubenrettungswesen und Unfallverhütung, erste Hilfe bei Unfällen, Mineralogie, Geologie und Lagerstättenlehre, Maschinentechnik und Maschinenzeichnen, Elektrotechnik, technische Mechanik, Projektionslehre, Physik, Chemie und Gasanalyse, Marktscheidkunde, Mathematik, bürgerliches Rechnen, Deutsch, Leibesübungen. Wöchentlich werden 36 bis 37 Stunden erteilt. Scharfe geistige Anspannung ist erforder-

lich, um das Ziel zu erreichen. Am Schluß des Lehrganges wird ein Reifezeugnis erteilt. Es berechtigt zur Anstellung als technischer Grubenbeamter nicht nur in Oberschlesien, sondern — mit einigen Einschränkungen — auch in den anderen deutschen Bergbaugebieten. An der Bergschule arbeiten 5 Lehrer im Haupt- und 3 im Nebenamte.

Der Unterricht wird unentgeltlich erteilt; auch erhalten die Schüler einen Teil der Lehrbücher zu ermäßigten Preisen, Zeichenpapier umsonst, bei Lehrfahrten freie Fahrt und angemessene Tagegelder. In Krankheitsfällen genießen die Bergschüler freie ärztliche Behandlung und nötigenfalls freie Aufnahme in ein Krankenhaus. Während der Schulzeit haben die Schüler die vorgeschriebene Dienstiniform zu tragen und für Wohnung, Kost und Lehrmittel selbst zu sorgen. Erscheinen die Kosten für den dreijährigen Schulbesuch zunächst erheblich, so ist doch folgendes zu bemerken: Der Bergburische bezieht vom Beginn seiner praktischen Lehrzeit an einen zur Bestreitung seines Unterhalts auskömmlichen Lohn. In der zweiten Hälfte der Praxis, als Häuer, verdient er soviel, daß er wohl imstande ist, einen guten Teil des Lohnes für die Bergschulzeit zu ersparen, namentlich, wenn er im Elternhause wohnt. Es wird ihm empfohlen, sich seiner Bergverwaltung gegenüber zu verpflichten, daß ihm monatlich mindestens 10% des Verdienstes zur Anlegung eines Guthabens bei einer öffentlichen Sparkasse einbehalten werden. Während der Schulzeit stehen ihm die Sommerabend-Nachmittage und 13 Ferienwochen für praktische Arbeit zur Verfügung. Werden diese Möglichkeiten voll ausgenutzt, so läßt sich leicht errechnen, daß sparsame und anspruchslose junge Leute auch ohne große Zuschüsse ihrer Eltern die Bergschule durchlaufen können. Aber dieser Beruf ist nicht jedermanns Sache. Wer nicht Neigung, Lust und Liebe zu ihm empfindet, wen die Nacht der Tiefe schreckt, wer ihren stets drohenden Gefahren aus dem Wege gehen will, der werde nicht Bergmann. Dieser schwere Beruf braucht starke, tatfrohe Männer, die im Sturm aufrecht stehen. Aber er nährt sie auch und erfüllt seine Schaffenden mit Persönlichkeitwert und Ansehen.

In dieser aus der neuen Zeit herausgeborenen Form wird die Oberschlesische Bergschule zu Peiskretscham die Traditionen der alten Schule, deren Nachfolgerin sie — nicht die in untergeordnete Bahnen gelenkte polnische Bergschule zu Tarnowitz — ist, als teures Vermächtnis der Vergangenheit für eine bessere deutsche Zukunft bewahren, pflegen und in Ehren halten.

Die Oberrealschule in Gleiwitz

Von Viktor Rindfleisch

Im Jahre 1929 kann die Oberrealschule zu Gleiwitz auf ein 60jähriges Bestehen zurückblicken. Ihre Vorläuferin, mit der sie zwar weder zeitlich noch rechtlich zusammenhing, mit der sie aber eine starke, ihrem ehemaligen Schulcharakter entsprechende Tradition verband, war eine Gewerbeschule, die im Jahre 1828, also vor 100 Jahren, in Gleiwitz eröffnet wurde und einige Jahre hindurch segensreich wirkte.

Dieses Gedenkjahr soll als Anlaß dazu dienen, nach einer kürzeren Erwähnung dieser Schule auf ihre größere Nachfolgerin näher einzugehen. Ihr Werdegang soll hauptsächlich mit einem dreifachen Augenmerk verfolgt werden.

Einmal ist es vom kulturhistorischen Standpunkt aus interessant zu sehen, wie Geburt und Jugend der Schule aufs stärkste von der mächtig emporgeblühten Industrie Oberschlesiens beeinflusst wurden und ihr Charakter sich erst allmählich von einer fachlichen zu einer allgemein bildenden Anstalt gewandelt hat. Das andere Mal ist es von verwaltungstechnischer Warte aus merkwürdig, wie verwickelt sich infolge dieser Entwicklung die Unterhaltung und Leitung eines auf den ersten Blick so einheitlich erscheinenden Gebildes gestalten konnte, sodaß der Schule auch heute noch manches von ihrer Geschichte anhaftet und sie im preußischen Staatshaushalt in einer besonderen Gruppe der höheren Schulen geführt wird, in der sie mit nur noch 3 anderen Anstalten zusammen erscheint.*) Endlich soll das Emporblühen unserer Schule durch einige Zahlen genauer belegt werden.

Die Idee gewerblicher Schulen und ihre Verwirklichung in einzelnen Fällen reicht zwar weit ins 18. Jahrhundert zurück, fand aber erst breiteren Boden, als 1817 Beuth, der Geheime Oberfinanzrat und Direktor der technischen Gewerbedeputation im Preußischen Finanz-

*) Es sind dies die Gymnasien zu Staßfurt und zu Bielefeld und die Kaiser-Karl-Schule zu Aachen.

ministerium, Handwerkerfortbildungsschulen ins Leben rief und 1821 das Königliche Gewerbeinstitut zu Berlin gründete. Dieses setzte sich zuerst aus zwei, dann drei Jahreskursen zusammen und diente der Heranbildung von Bauhandwerkern, Mechanikern und Chemikern. Gleichzeitig sollten ähnliche Schulen als Provinzialgewerbeschulen in jedem Regierungsbezirk errichtet werden. Ihr Ziel war niedriger gesteckt, und gute Schüler konnten nach zweijährigem Besuche im Gewerbeinstitut aufgenommen werden.

Frühzeitig schloß man sich auch in Kreis und Stadt Gletwitz diesen Bestrebungen an. Landrat v. Brettin war es, der sie durch praktische Maßnahmen in die Tat umsetzte. Willkommene Anregungen und Mitarbeit wurden ihm seitens der Lehrerschaft besonders durch den Gymnasial-Oberlehrer und Mathematiker Dr. Brettner zuteil. Am 2. September 1828 konnte im „Oberschlesischen Wanderer“ folgende Bekanntmachung veröffentlicht werden:

Bekanntmachung
in Betreff der in Gletwitz zu errichtenden
Gewerbeschule.

Die Ueberzeugung, daß es im hiesigen Kreise und überhaupt in diesem Teile Oberschlesiens an der erforderlichen Zahl geschickter und gehörig ausgebildeter Handwerker mangle, hat den Wunsch rege gemacht, für die Vervollkommnung dieser Gewerbetreibenden zu sorgen. Es war einleuchtend, daß diese Vervollkommnung nur dann möglich werden könne, wenn dem gewerbetreibenden Stande Gelegenheit zur besseren Ausbildung verschafft werde und keinem Zweifel unterworfen, daß dieses nur durch Errichtung einer Gewerbeschule zu erlangen sey.

Die Menge Institute dieser Art, welche fast in jedem kultivirten Lande Europas entstanden sind, und die Resultate die sie vorzüglich in England, aber auch in Frankreich und in den verschiedenen deutschen Staaten hervorgebracht haben, erregen allgemeine Bewunderung und beweisen auf eine für jeden Zweifel erhabene Art nicht allein ihren Nutzen in Hinsicht auf die Vervollkommnung des Gewerbebetriebes und des Gewerbefleißes, sondern auch die Nothwendigkeit eines solchen zweckmäßig geleiteten Volksunterrichts, und dessen Einfluß auf die Erhaltung der Ordnung, der Sitten und der Religion.

Die technische Gewerbeschule in Berlin, die technische Section der vaterländischen Gesellschaft in Breslau und die im Oppelner Regierungsdepartement in Oppeln selbst und in Keßse entstandenen Gewerbeschulen haben diese Erfahrungen bestätigt. So neu diese letztern Anstalten auch sind, so ist ihr Nutzen auf Gewerbefleiß und Gewerbebetrieb, auf Sittlichkeit und Ordnung doch unverkennbar.

Diese Anstalten sind indessen zu entfernt, um unmittelbar auf den hiesigen Kreis Einfluß haben zu können und es wurde, aus diesem

Grunde, da Gleiwitz die bedeutendste Stadt in diesem Theile Oberschlesiens ist und durch die hier vorhandenen Institute manche Hülfsmittel gewährt, welche andern Städten mangeln, am 21. Mai v. J. auf meinen Antrag von der Kreisversammlung die Errichtung einer Gewerbeschule beschlossen, und hierzu jährlich bis zu 150 Reichsthaler bewilligt.

Dieser Beschluß wurde von der Kreisversammlung am 1. Mai d. J. aus dem Grunde bestätigt, damit der Volksunterricht noch mehr auf dasjenige Wissen geleitet werde, welches dem Gewerbebestande angehört und Aeltern ihre für irgend ein Gewerbe bestimmten Kinder zur Ersparung der Zeit und des Kostenaufwands unmittelbar aus der Elementarschule zu den Werkmeistern in die Lehre gehen und durch Benutzung des Unterrichts in der Gewerbeschule zugleich denselben Gelegenheit zu ihrer größern Ausbildung für ihren Stand verschaffen können. Es war dabei die Absicht, dahin zu wirken, daß der Glaube aufhöre, als sey die Praxis des Lehrmeisters allein schon hinreichend, den Lehrling mit Erfolg zum Gewerbe anzuleiten; vielmehr soll die Ueberzeugung hervorgebracht werden, daß nothwendig ein hinreichender Grad von technischer Wissenschaft hinzutreten müsse, um den Erfolg der Praxis zu sichern, und durch eine gründliche Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen, die nur die Wissenschaft darbietet, das Fortschreiten möglich zu machen.

Aufgefordert von der Königl. Regierung, welche schon so viel zur Kultur der Provinz gethan hat, und ermuntert durch die rein patriotischen Beschlüsse einer sich hierdurch so vorthellhaft auszeichnenden Kreisversammlung, zweifle ich keinen Augenblick, daß diese so wohlthätige Anstalt gewiß ins Leben treten, und hoffe, daß der Unterricht mit dem 1. Oktober d. J. beginnen werde.

Ueber die Einrichtung dieser Unterrichtsanstalt mache ich vorläufig folgendes bekannt:

Im Allgemeinen ist der durch das Amtsblatt vom Jahre 1826 Seite 89—91 bekannt gemachte Plan für die Gewerbeschule in Oppeln auch der hiesigen zum Grunde gelegt worden.

Es werden demnach

- 1.) nur solche Böglinge in der Regel zugelassen werden, welche den gesetzlichen Elementarunterricht schon genossen haben, wenigstens deutsch verstehen, und vollkommen lesen und richtig schreiben können, und sich der Erlernung eines Gewerbes widmen wollen. Auch Handwerkslehrlinge und Gesellen können an diesem Unterrichte Theil nehmen.
- 2.) Wer diese Unterrichtsanstalt benutzen will, hat zuvörderst durch ein Zeugnis derjenigen Schule, welche er früher besuchte, sein sittliches Betragen nachzuweisen, und arbeitet derselbe als Geselle oder Lehrling bei einem Werkmeister, dessen Einwilligung zum Besuch der Lehrstunden beizubringen. Außere Reinklichkeit und anständige Kleidung wird überdies bei Jedem vorausgesetzt.
- 3.) In der Regel wird der vollständige Lehrkursus in einem Jahr beendet seyn, jedem fleißigen Böglinge aber der Besuch dieser Gewerbeschule auch durch das zweite Jahr gestattet werden. Unfleiß und Un-

sittlichkeit wird jederzeit die Entfernung aus der Schule zur Folge haben.

- 4.) Der Unterricht wird auf folgenden Gegenstände gerichtet sehn: Rechenen, die sogenannten 4 Species, Proportionalrechnungen — Decimal- und gemeine Brüche, — Geometrie, und zwar nur die Anfangsgründe der ebenen und körperlichen Geometrie, ohne Beweise, — Die Lehren der Physik, welche den meisten praktischen Nutzen haben, — technische Chemie, — technische Naturgeschichte, d. h. Unterricht über diejenigen Naturprodukte, welche die meiste technische Anwendung finden, — freies Handzeichnen nach in die Ebene entworfenen Mustern, Zeichnen baulicher Gegenstände mit Zirkel und Lineal, theils nach aufgestellten Körpern ohne Theorie der Perspective, aber mit besonderer Rücksicht auf das Gewerbe eines Jeden, und insbesondere auf die Forderungen, welche bei Prüfungen der Bauhandwerker gemacht werden. — Späterhin Modelliren. —
- 5.) Zur Erleichterung des Besuchs dieser Schulanstalt wird vorerst kein Schulgeld erhoben werden. Es bleibt aber vorbehalten, dieses in den künftigen Jahren festzusetzen, wenn es für zulässig befunden werden sollte.
- 6.) Zeichenmaterialien, Reissbretter, Papier, sowie den zum Modelliren erforderlichen Apparat hat ein Jeder sich zwar selbst zu besorgen; allein auch hierbei wird vorerst dem dürftigen und fleißigen Zöglinge gern eine Berücksichtigung durch Unterstützung bewilligt werden.
- 7.) Zum Unterrichtslocale ist vorerst vom hiesigen Magistrate, mit Genehmigung der Stadtverordneten-Versammlung ein Zimmer im hiesigen Rathause ohne Entgelt bereitwillig überlassen worden, und es ist zu hoffen, daß auch vom hiesigen Königl. Gymnasien-Directorium die einstweilige Benutzung des mathematischen, physikalischen und naturgeschichtlichen Apparats werde bewilligt werden.
- 8.) Der Direction des Ganzen werde ich mich gern unterziehen und nach Maßgabe der Theilnahme, welche der Gegenstand finden wird, werde ich mir den Beistand einsichtsvoller Männer erbitten. Die specielle Leitung des Unterrichts wird Herr Professor Brettnner gefälligst übernehmen.
- 9.) Diejenigen, welche diesen Unterricht benutzen wollen, haben sich in Begleitung ihrer Väter, Vormünder oder Lehrmeister den 22. und 26. September d. J. von 10—12 Uhr Vormittags zur vorläufigen Prüfung hier bei mir zu melden.
- 10.) Wöchentlich wird durch 12—15 Stunden Unterricht gegeben, und damit diesen auch Gesellen und Lehrlinge benutzen können, dieser des Sonntags Nachmittags von 2—5 oder 3—6 Uhr, die übrigen Tage aber des Abends von 6—8 Uhr ertheilt werden.

Gleiwitz, den 23. August 1828.

Der Landrath

v. Brettn.

Am 1. October 1828 wurde die Schule mit 13 Schülern eröffnet. Offenbar haben Stoff und Methode des Unterrichts Anklang gefunden, denn die Schülerzahl stieg ein Jahr später auf 57 und betrug 1833 bereits 81. Ueber das erste Schuljahr berichtet Karl Zisch in den Schlesischen Provinzialblättern Bd. 91: 1830.*) Die dort erwähnten fünf Lehrer waren: Gymnasial-Oberlehrer Dr. Brettner, Kondukteur Schmidt, Hütteneschreiber Eck, Modelleur Beyerhaus und der städtische Lehrer und Organist Kunze.

Der am 18. August 1832 erfolgte Tod des Landrats v. Brettin war insofern ein schwerer Verlust für die Schule, als jetzt die vom Kreis-ausschuß regelmäßig gezahlten Zuschüsse aufhörten. Der Magistrat zeigte ebenfalls kein Interesse mehr, dafür sprang in letzter Stunde der Gleiwitzer Gewerbeverein ein. Am 12. Februar 1835 beantragte auch die Oppelner Regierung beim Finanzminister eine jährliche Unterstützung von 250 Reichstalern und zwar mit der Begründung, daß auch 9 Formerlehrlinge, 5 Modelleure und 14 Hütteneschüler der Kgl. Eisen-gießerei bei Glewitz die Schule besuchen.

*) „Die dritte Gewerbeschule wurde zuletzt in der Stadt Glewitz durch die thätige Mitwirkung des königlichen Landraths von Brettin errichtet. Wenn gleich der beabsichtigte Verband der Städte und Kreise von Loß-Glewitz, Rybnik und Pleß nicht in der gewünschten Art zu Stande kam, so gelang es dem Landrathe von Brettin doch, zur ersten Einrichtung dieser Anstalt nachstehende Beiträge und zwar 1.) von der Kreis-Verwaltung aus der Kreis-Kommunal-Kasse den Betrag von 150 Rtl., 2.) von der Kgl. Ober-Berghauptmannschaft 150 Rtl., 3.) von dem Fürstlich Hohenloheschen Dominio Althammer 100 Rtl., zusammen 400 Rtl.; dagegen aber an jährlichen Unterhaltungs-Kosten: 1.) von der Kreis-Verwaltung aus der Kreis-Kommunal-Kasse den Betrag von 150 Rtl., 2.) von der Kgl. Ober-Berghauptmannschaft vom Jahre 1829 ab jährlich 50 Rtl., 3.) von dem Fürstlich August v. Hohenloheschen Dominio Althammer jährlich 30 Rtl., 4.) von dem Prinzlich Adolph v. Hohenloheschen Dominio Iworog auf 10 Jahre, jährlich 24 Rtl., 5.) von dem Gräfllich Renardschen Dominio Schwieben für 6 Jahre, jährlich 30 Rthl., überhaupt 284 Rthl., zu vermitteln.

Auf diese Weise ward es ihm möglich, nachdem sich mit ihm der Gymnasien-Lehrer Brettner in Glewitz und noch einige andere Lehrer, wegen des unentgeltlich zu ertheilenden Unterrichts verbunden, auch der dortige Magistrat zum Unterrichts-Local die benötigten Zimmer im Rathause auf unbestimmte Zeit, der Gewerbeschule, ohne Vergütung überlassen hatte, dieselbe ins Leben treten zu lassen und den Unterricht am 1. October 1828 mit 13 angemeldeten Schülern zu eröffnen, deren Zahl sich jedoch nach und nach so ansehnlich vermehrt hat, daß gegenwärtig die Anstalt von 57 Schülern besucht wird, von denen 37 nur den Unterricht im Zeichnen und 20 außerdem auch den in den übrigen Wissenschaften genossen. Die Anordnung des Unterrichts ist die höhern Orts für dergleichen Anstalten vorgeschriebene und die wissenschaftlichen Gegen-

Aber als Dr. Brettner im Oktober 1837 nach Breslau versetzt wurde, ging die Schule zurück und wurde schließlich 1842 geschlossen, da keine geeigneten Lehrkräfte, auch nur geringe Mittel für ihre Befoldung vorhanden waren. Die von den Kreisständen gestifteten Lehrmittel wurden dem Gymnasium geschenkt, die von der Regierung gespendeten dem Gymnasium zur Aufbewahrung und zum Gebrauch überwiesen.

So war nach vierzehnjährigem Leben ein erster hoffnungsvoller Keim wieder erstickt. Doch die Zeit drängte mit neuen Kräften neue Triebe hervor.

Nach Aufhebung der Gewerbeshule sollte auf Veranlassung des Kgl. Provinzialschulkollegiums eine Realschule mit dem Gymnasium verbunden und bis zur Prima heraufgeführt werden. Das Ziel war, wie bei anderen Realschulen, die in den 20er Jahren in Aufnahme gekommen waren, Allgemeinbildung auf Grundlage der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen, von Fachbildung wurde abgesehen. Wegen geringer Schülerzahl der neuentstandenen Realquarta und Realtertia wurde 1848 auch dieser Versuch wieder aufgegeben.

Doch ließ man die Hoffnung nicht sinken, hatte vielmehr schon vorher wieder an alte Gedanken angeknüpft.

stände werden insbesondere nach dem Vorbilde der Oppelschen, so wie der Gewerbeshule in Reife behandelt. Der Lehrkursus ist auf ein Jahr berechnet und die Anzahl der Lehrer beläuft sich auf fünf. Ein jeder derselben hat bishero unentgeltlichen Unterricht erteilt und sich wesentliche Verdienste um die Gewerbeshule erworben. Die größten erwarb sich jedoch unbedingt der Gymnasien-Lehrer Brettner, der aber gegenwärtig wegen seiner durch die viele Anstrengung beim Unterricht gestörten Gesundheit, die Lehrstunden in der Mechanik und Physik dem Königl. Maschinen-Inspektor Schottelius auf der Glewitzer Eisengießerei übergeben hat.

Das Königl. Ministerium des Innern schenkte mit der in allen Fällen, wo es auf die Unterstützung nützlicher Einrichtungen ankommt, gewohnten Freigebigkeit der Anstalt nicht nur die erforderlichen Musterzeichnungen, sondern auch den kostbaren physikalischen Apparat. Bei der am 5. August 1829 stattgefundenen öffentlichen Prüfung sind an elf der fleißigsten Schüler silberne Medaillen und Bücher als Prämien vertheilt worden. Die Schüler entrichten zur Zeit noch kein Schulgeld, da sie größtentheils nicht bemittelt sind.

Erfreulich war es, Meister und bejahrte Gesellen an dem Unterrichte der jüngeren Schüler Theil nehmen zu sehen.“

(Aus „Die Gewerbeschulen in Oberschlesien“ von Karl Zschod. Schles. Provinzialblätter Bd. 91: 1830.)

Eine in Gleiwitz schon seit längerer Zeit bestehende Wiederholungsschule für Handwerkslehrlinge (Sonntagnachmittag unentgeltlich) genügte der Regierung nicht. Sie drängte daher seit 1846 auf Errichtung einer regulären Handwerkerfortbildungsschule (Deutsch, Zeichnen, Mathematik, Physik, Gewerbekunde).

1861 eröffnete Bürgermeister Leuchert eine solche Schule. Ein dreiköpfiger Vorstand wurde aus der Bürgerschaft heraus gewählt, zwei Lehrer, der eine nur nebenamtlich, wurden berufen. Die Besoldung der Lehrer setzte sich aus geringen Schulgeldeinnahmen und aus Beiträgen der Stadt zusammen. 1863 wurden die vom Gymnasium in Verwahrung genommenen Lehrmittel von seiten der Regierung der neuen Schule überwiesen.

Inzwischen war 1850 durch das Handelsministerium der Unterricht am Gewerbeinstitut und an den Provinzialgewerbeschulen in der von Beuth eingeschlagenen Richtung neu geregelt und vervollkommen worden, so, daß Handwerkerfortbildungsschulen, Provinzialgewerbeschulen und Gewerbeinstitut ungefähr dieselbe Stufenfolge bildeten, wie im Bereich des Kultusministeriums Volksschulen, Gymnasien und Universitäten. Nach diesem Plane wurden in Schlesien 4 Provinzialgewerbeschulen umgeändert, bezw. neu gegründet, als letzte eine solche in Briesg 1863, während es dem Staate und dem Bürgermeister in Gleiwitz erst 1864 nach langen Bemühungen und Verhandlungen mit den Stadtverordneten gelang, den Beschluß zur Eröffnung einer Provinzialgewerbeschule in Gleiwitz zu erwirken. Da Vorschläge der Stadt für das Schulgebäude (zuerst das alte Bankgebäude in der Karlstraße, dann das städtische Krankenhaus in der Schröterstraße) der Regierung nicht genügten, wurde die Eröffnung der Schule noch ein wenig hinausgeschoben. 1868 wurde ein Neubau beschlossen, im gleichen Jahre ein zuerst vierköpfiges, dann (mit Einschluß des neugewählten Direktors Wernicke) ein fünfköpfiges Kuratorium unter Vorsitz des Bürgermeisters gewählt und als provisorisches Schulgebäude das Gasthaus der Kgl. Eisengießerei gemietet.

Dort wurde endlich am 5. April 1869 die Provinzialgewerbeschule eröffnet, aus der später die Oberrealschule hervorgehen sollte. Gleichzeitig rief die Stadt eine dreiklassige Boranstalt mit allgemein bildendem Lehrplan (auch Französisch und Englisch) ins Leben, weil nach dem erwähnten Plane von 1850 für den Eintritt in die Gewerbeschule eine gute elementare Vorbildung, bezw. die Reife für Quarta, und ein Mindestalter von 14 Jahren erforderlich waren. Die Gewerbeschule selbst bestand aus einer unteren allgemein bildenden und einer oberen

fachlich eingestellten Klasse und hatte drei festangestellte Lehrer. Es wurden damals erstmalig 21 Schüler aufgenommen, in die Voranstalt 34 Schüler.

Noch während beide Schulen im Entstehen waren, wurden die Gewerbeschulen abermals umgestaltet. Die Ansprüche wurden gesteigert. Man forderte im Rahmen der Gewerbeschule selbst eine weitere allgemein bildende Klasse und gliederte die obere sogenannte Fachklasse in 4 Abteilungen, von denen die Abteilung A, ebenfalls allgemeinbildend, für den späteren Besuch der Gewerbeakademie vorbereiten sollte, die Abteilungen B, C und D aber, wie bisher, für die fachliche Ausbildung von Bauhandwerkern, Maschinenbauern und Chemikern bestimmt waren. Im Jahre 1866 war nämlich das Gewerbeinstitut mit der Bauakademie vereinigt und zur Gewerbeakademie erhoben worden. Diese dreiklassigen sogenannten reorganisierten Gewerbeschulen unterstanden ebenfalls dem Handelsministerium, das sich prinzipiell mit den Stadtgemeinden in die Unterhaltungskosten teilte, wobei der Staat außerdem für die Beschaffung der ersten Lehrmittel, die Städte für die Unterrichtsräume zu sorgen hatten. Jede Gewerbeschule sollte 7 Lehrer haben.

Noch bevor 1870 dieser Organisationsplan amtlich bindend wurde, ging die Stadt Gleiwitz schon im Oktober 1869 an die Ausführung heran und erweiterte die Schule nach den neuen Gesichtspunkten. Sie legte überdies den Grundstein zu dem heutigen Gebäude der Oberrealschule in der Oberwallstraße und stellte es im folgenden Jahre 1870 fertig. Es wurde am 6. Oktober bezogen. Auch die Handwerkerfortbildungsschule von 1861 fand hier mit ihren Abend- und Sonntagskursen Aufnahme. Wie vorgreifend bemerkt sei, blieb sie daselbst bis 1885 und wurde dann wegen ungenügender Teilnehmerzahl aufgehoben. Eine neu geschaffene Schule gleichen Namens, zu deren Besuch im Gegensatz zum bisherigen Brauche die Lehrlinge verpflichtet waren, wurde andererseits untergebracht.

Als im Jahre 1871 die Gewerbeakademie Hochschulcharakter erhielt, erfuhr die Voranstalt noch eine kleine Erweiterung, die sich aber zunächst als ausreichend erwies. Ihre drei Klassen genügten nicht mehr, um die Vorbildung für die Gewerbeschule zu liefern. Sie wurden daher um eine vierte vermehrt. Wie zusammenfassend bemerkt sei, wurde diese Voranstalt von der Stadt allein unterhalten und gemeinsam mit der Gewerbeschule von demselben Direktor, bezw. demselben Kuratorium betreut, unterstand aber in unterrichtlicher Beziehung der Aufsicht des Kultusministeriums. Eine engere Verbindung beider An-

stalten mit nun insgesamt 7 Klassenstufen durch einen einzigen Haushaltsplan ließ sich nicht ermöglichen. Auch Lehrerkollegium, Besoldungsordnung, Hinterbliebenenversorgung, ja sogar Eintritts- und Schulgeld blieben getrennt. Jedenfalls aber war der Stadt durch die Boranstalt im Verein mit den beiden unteren Klassen der Gewerbeschule eine sechsstufige höhere Bürgerschule sichergestellt worden, die an die Volksschule anknüpfte, vom 10. bis 16. Jahre zur Einjährigfreiwilligen-Berechtigung führte und zur Fachklasse, bezw. zum Studium der Technik überleitete.

Boranstalt und Gewerbeschule erfreuten sich bald weitgehender Wertschätzung, wie daraus zu ersehen ist, daß auf Anordnung des Ministers 1873 sieben perspektivische Ansichten des Schulgebäudes für die Weltausstellung in Wien angefertigt wurden und in den Jahren 1873 bis 1878 außer vielen höheren preußischen auch mehrere russische Staatsbeamte und Schulmänner die Anstalt besichtigten. Von einer Anfangszahl von 55 Schülern im Jahre 1869 ausgehend, erreichte ihre Frequenz im Schuljahre 1874/75 einen vorübergehenden Höchststand von 394 Schülern.

So floß das Leben der Schule 10 Jahre lang von 1869 bis 1878 in gesicherten Bahnen dahin.

Da wurde 1879 die Verfassung der Gewerbeschule zum drittenmal durch Verfügung des Handelsministers grundlegend abgeändert. Man schuf neunklassige höhere Gewerbeschulen, die auf allgemeiner wissenschaftlicher Grundlage für die technische Hochschule vorbereiten sollten und sechsklassige niedere Gewerbeschulen mit anschließendem 2jährigen Fachunterricht für Bauhandwerker und Mechaniker. Zugleich gingen sämtliche nun nicht mehr fachlich eingestellten Unterrichtsanstalten vom Handelsministerium auf das Kultusministerium über. Gleiwitz entschloß sich für eine höhere Gewerbeschule. Demzufolge ging 1879 aus den beiden unteren Gewerbeschulklassen die Untersekunda und die Obersekunda hervor, wurde aus der Fachklasse Abteilung A eine zweijährige Prima geschaffen und der Boranstalt vorn noch eine Sexta angegliedert. Die Abteilungen B, C und D wurden aufgehoben. Es bestand also jetzt die staatlich-städtische Oberstufe aus den 4 Klassen Untersekunda, Obersekunda und Prima, die rein städtische Unterstufe aus den 5 Klassen Sexta bis Obertertia. Um aber den ehemals gewerblichen Charakter der Schule nicht ganz fallen zu lassen, wurde auf vielseitigen Wunsch hin, ebenfalls mit städtischen Mitteln, 1880 an die Untersekunda eine zweijährige Fachschule für Mechaniker (nicht auch für Bauhandwerker und Chemiker) lose angegliedert.

Unsere Oberrealschule, erst seit 1882 auch so genannt, lag also 1879 als höhere Lehranstalt in ihrer heutigen neunklassigen Form fertig vor. Der Lehrplan wurde einheitlich gestaltet. Ferner wurden jetzt die Lehrer der staatlich-städtischen Oberstufe und der städtischen Unterstufe angewiesen, auch in der anderen Stufe zu unterrichten, falls es notwendig wurde, und ihre Lehrbefähigung es erlaubte, und wurden die Gehälter in beiden Stufen einander angeglichen und nach denselben Grundsätzen gezahlt wie an den rein staatlichen Lehranstalten. Aber die Zahlung erfolgte immer noch teils durch die Stadt allein, teils durch Stadt und Staat zu gleichen Teilen und, wenn wir auch noch die Fachschule hinzuziehen, teils aus einer besonderen eingerichteten Fachschulklasse allein, teils aus dieser und aus Staatsmitteln zu gleichen, ja sogar zu verschiedenen Teilen.

Zur Erhaltung der Fachschule hatte sich nämlich die Stadt nur bis 1883 verpflichtet und für die weitere Zeit nur unter der Bedingung, daß es gelingen würde, auch von privater Seite her namhafte Mittel aufzubringen. Auf Betreiben des Kuratoriums und des Berg- und Hüttenmännischen Vereins, der Interesse an der Ausbildung technisch geschulter Personals hatte, wurden auch wirklich die erforderlichen Summen bereitgestellt. Sowohl die obererschleifische Steinkohlenbergbau-Hilfskasse, sowie die meisten Großindustriellen beteiligten sich an der Zahlung (zunächst nur bis 1888, späterhin aber durch mehrmalige Neubewilligung sogar bis 1896, d. h. bis zu ihrer Auflösung und zur Gründung der Maschinenbau- und Hüttenschule). Gleichzeitig wurde auf Wunsch der Industrie die Fachausbildung auch auf Hüttenkunde ausgedehnt, das Kuratorium durch drei Vertreter der Industrie auf die Zahl von 8 Köpfen erhöht und bei der Entlassungsprüfung auch ein vom Minister jährlich ernannter technischer Kommissar hinzugezogen.

Inzwischen brachte das Jahr 1893 eine wesentliche Vereinfachung in der Verwaltung der Oberrealschule mit sich. Die Spaltung der Schule in eine städtische und staatlich-städtische Gruppe wurde beseitigt; stattdessen wurden von nun ab die Kosten der ganzen Anstalt von Sexta bis Prima von Stadt und Staat gemeinsam je zur Hälfte getragen. Die beiden Lehrerkollegien wurden auf diese Weise vereinigt und die Schwierigkeiten der Verrechnung in vielen Fällen behoben. Aber ein anderer Uebelstand war mit dieser Neuregelung in Kauf genommen worden. Die Anstalt war jetzt weder rein städtisch, noch rein staatlich und ihre Eingruppierung und Stellungnahme bei Entscheidung mancher Fragen des Schullebens von neuem oft zweifelhaft. So ist

es bis auf den heutigen Tag geblieben. Nur Grundstück und Gebäude gehören der Stadt allein.

Im Jahre 1896 wurden die Fachklassen aufgelöst, weil die Industrie jetzt mehr und mehr einen Nachwuchs wünschte, für den gute Elementarkenntnisse genügten und eine mindestens vierjährige Werkstättenpraxis vorangehen sollte.

Es wurde daher eine selbständige Maschinenbau- und Hütten-
schule gegründet und diese wieder dem Handelsministerium unterstellt. Ihr Lehrgang bestand aus vier aufsteigenden Klassen von nur halbjähriger Dauer. Ein gewisser Zusammenhang mit der Oberrealschule, deren Kuratorium nun wieder 5köpfig wurde, war zunächst noch dadurch gewahrt, daß die neue Schule vorerst im Oberrealschulgebäude verblieb, auch von deren Direktor (Dr. Hausknecht) im Nebenamt betreut wurde und überdies einige Lehrer der Oberrealschule noch an ihren Unterricht beteiligt waren.

Erst nach Verlauf von 11 weiteren Jahren erfolgte am 1. Januar 1907 die endgültige Trennung, als nämlich die Maschinenbau- und Hütten-
schule unter einem eigenen Direktor das neue von der Stadt errichtete Gebäude auf der Bielitzer Straße (jetzt Ebertstraße) bezog. *)

Die Hoffnung der Oberrealschule, daß der immer empfindlichere Raummangel für sie nun ein für allemal beseitigt würde, ging zunächst noch nicht in Erfüllung. Denn am 1. April 1907 wurden 4 Zimmer von einer elementaren Vorschule in Anspruch genommen, die die Stadt ins Leben rief, um mit nur dreijährigem Lehrgang an Stelle der vier unteren Volksschulklassen für den Besuch der beiden höheren Schulen, des Gymnasiums und der Oberrealschule, vorzubereiten. Die Leitung wurde dem Direktor der Oberrealschule übertragen. Diese Vorschule verblieb daselbst bis zum Jahre 1924 und wurde dann in das Volksschulgebäude auf der Freundstraße verlegt, weil inzwischen der Platzmangel im alten Gebäude unerträglich geworden war. (Die Schülerzahl war von 266 im Jahre 1907 auf 580 im Jahre 1924 gestiegen.)

Um Räume zu schaffen, mußten überdies bald mehrere Zimmer durch Zwischenwände geteilt werden. Doch auch dieses genügte nicht, und so wurde unter Direktor Dr. Vogt 1926 zum Umbau bzw. Erweiterungsbau geschritten. Der drückendste Raummangel ist mit dieser

*) Ueber ihre weitere Entwicklung bis 1925 unterrichtet kurz der Artikel ihres früheren Direktors, Dipl.-Ing. Müller, im 12. Band „Gletwiß“ der Monographien Deutscher Städte.

baulichen Veränderung zwar behoben worden, doch leidet das Schulleben immer noch unter dem Fehlen von Turnhalle und Aula. Da von seiten des Staates die Genehmigung zum Turnhallenneubau nicht erteilt wurde, fielen während des Weltkrieges und schon vorher angesammelte Gelder von beträchtlicher Höhe der Vernichtung durch die Inflation anheim.

Hier und auch sonst bei den verschiedensten Gelegenheiten zeigten und zeigen sich immer wieder die alten Schwierigkeiten des gemischten Etats. Nach einem Vorvertrag, der 1926 zwischen Staat und Stadt abgeschlossen wurde, besteht aber die Absicht, die Anstalt ganz auf den städtischen Haushaltsplan zu übernehmen. Erst dann wird ihre Entwicklung einen folgerichtigen äußeren Abschluß gefunden haben.

Die Berechtigungen, die mit dem Reifezeugnis eines Gymnasiums von jeher verbunden waren, sind bei unserem Schultyp erst allmählich hinzugekommen. Der Aufbau der im Jahre 1869 gegründeten Gewerbeshule war im Oktober 1871 beendet, als ihre Fachklassen eröffnet wurden. Der erfolgreiche Besuch der Klasse A berechnete, wie schon gesagt, zum Studium auf der technischen Hochschule. Alle anderen akademischen Berufe blieben den Abiturienten verschlossen. Dies war auch der Fall, als 1879 die siebenklassige Anstalt in eine neunklassige umgewandelt wurde. Ja von 1889—1892 wurde vorübergehend sogar der Zugang zur technischen Hochschule für alle Oberrealschulen gesperrt.

Im Jahre 1892 trat eine Besserung in dieser Hinsicht ein. Nicht nur die technische Hochschule öffnete sich wieder den Abiturienten unserer Schule, sondern sie wurde jetzt auch zum höheren Forst-, Berg- und Postfach zugelassen, zum Lehramt an höheren Schulen, also zum Studium an der Universität, aber nur in den Fächern der Mathematik und der Naturwissenschaft und auch noch zu den neueren Sprachen, wenn die Kenntnisse nachgewiesen werden konnten, die ein Realgymnasium im Lateinischen vermittelte.

Die Beschränkung fiel 1902 fort, als sich alle Fächer der philosophischen Fakultät den Oberrealschülern öffneten, blieb aber noch in gewissem Umfange bestehen für das juristische Studium, das ihnen jetzt ebenfalls zugänglich wurde. 1911 wurde ihnen das Studium der Medizin und 1927 endlich auch das der Theologie freigegeben.

Unsere Schule ist hiermit dem Gymnasium und Realgymnasium als ebenbürtig an die Seite getreten. Der Umstand, daß erst in den letzten Jahrzehnten wertvolle Berechtigungen hinzugekommen sind, haben, zusammen mit anderen Ursachen, dazu geführt, daß die Schüler-

zahl von Anfang an bis vor etwa 20 Jahren nur unbedeutend geschwankt hat und erst in letzter Zeit stark angewachsen ist.

Eine Tabelle wird dies erläutern. Es sollen solche Jahre herausgegriffen werden, in denen sich wesentliche Umwandlungen in der Entwicklung unserer Schule vollzogen haben, also außer dem schon erwähnten Jahr 1871, die Jahre 1879 und 1896, ferner noch die Jahre 1914 und 1919, als den Weltkrieg umfassend, und der 1. Februar 1928 als letztes Datum.

Beginn des Schuljahres	Schüler- zahl	Hierbon Aus- wärtige	Hierbon		
			kath.	evang.	jüd.
Oktober 1871	257	62 ⁰ / ₁₀₀	33 ⁰ / ₁₀₀	37 ⁰ / ₁₀₀	30 ⁰ / ₁₀₀
Oktober 1879	218	54 ⁰ / ₁₀₀	35 ¹ / ₁₀₀	40 ⁰ / ₁₀₀	25 ⁰ / ₁₀₀
Ostern 1896	285	45 ⁰ / ₁₀₀	41 ⁰ / ₁₀₀	39 ⁰ / ₁₀₀	20 ⁰ / ₁₀₀
Ostern 1914	320	13 ⁰ / ₁₀₀	43 ⁰ / ₁₀₀	48 ⁰ / ₁₀₀	9 ⁰ / ₁₀₀
Ostern 1919	387	18 ⁰ / ₁₀₀	45 ⁰ / ₁₀₀	46 ⁰ / ₁₀₀	9 ⁰ / ₁₀₀
Februar 1928	568	20 ⁰ / ₁₀₀	64 ⁰ / ₁₀₀	34 ⁰ / ₁₀₀	2 ⁰ / ₁₀₀

Hierzu seien einige Bemerkungen gestattet. Von 1871 bis 1908 hielt sich die Schülerzahl durchschnittlich zwischen 200 und 300; von 1872 bis 1877 und von 1891 bis 1894 überstieg sie die letzte Zahl vorübergehend; 1909 gelangte sie endgültig ins vierte, 1922 ins fünfte, 1923 ins sechste Hundert; in den Jahren 1925 und 1926 betrug sie sogar über 600 (624 und 641). Von 1916 bis 1926, also innerhalb von 10 Jahren, hat sich die Schülerzahl mithin verdoppelt. Jetzt ist sie ein wenig gesunken, wohl auch infolge des Geburtenausfalls im Weltkriege. Man sieht nebenbei, daß der Krieg von 1870/71 einen lebhaften Aufschwung und der Weltkrieg nur ein geringes Sinken zur Folge hatte.

In obiger Tabelle sind übrigens nicht enthalten die wenigen Schüler der Fachschule von 1880—1896, die mit unserer Anstalt damals zusammenhing und jährlich durchschnittlich nur 28 Schüler aufwies.

Es fällt ferner der hohe Prozentsatz der auswärtigen Schüler in den drei ersten Jahrzehnten des Bestehens der Schule auf. Er nahm erst ab als die Oberrealschulen zu Beuthen, Rattowitz und Königshütte entstanden.

Unter den Konfessionen überwog zunächst die evangelische, doch nicht wesentlich, hielt aber noch lange der katholischen die Waage, wenn

auch nicht immer als absolute Mehrheit; diese hatte sie von 1870 bis 1874, von 1879 bis 1883 und von 1900 bis 1919. Im letzten Zeitraum mit zwei Höchstzahlen in den Jahren 1902 und 1908, in denen das Verhältnis der Protestanten zu den Katholiken wie 3 zu 2 stand. Dann stieg rasch die Zahl der Katholiken. Auffallend ist endlich der anfänglich hohe Prozentsatz jüdischer Schüler, und das dauernde Schwinden ihrer Zahl bis auf ein Geringses im letzten Schuljahr. Verglichen mit der Zahl der Abiturienten, die heutzutage unsere höheren Lehranstalten verlassen, legten bis zum Jahre 1920 nur sehr wenige Schüler die Reifeprüfung ab; die meisten erstrebten nur die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst.

Von 1872 bis 1879 bestanden jährlich durchschnittlich 10 Schüler das Abiturientenexamen, davon ungefähr die eine Hälfte in der Abteilung A, die andere in den Abteilungen B, C und D. Die Jahre 1880 bis 1896 ergaben nur je 4 Abiturienten auf der Oberrealschule und ungefähr je 6 in der angegliederten Fachschule. Auch von 1897 bis 1920 erhielten im Mittel nur 5 Prüflinge das Reifezeugnis und erst seit 1921 beträgt die Durchschnittszahl pro Jahr 15 Abiturienten, 27 allein am vorjährigen Ostertermin.

Von den Lehrern seien hier nur die 4 Direktoren genannt, die bisher die Geschicke der Anstalt geleitet haben und leiten; es waren dies: Bernicke, als erster Direktor von Januar 1869 bis Ostern 1894; er starb am 5. Oktober 1895 zu Görlich; seine Marmorbüste schmückt das Konferenzzimmer der Anstalt; dann Dr. Haußknecht von Ostern 1894 bis zum Oktober 1910 (gestorben am 2. Oktober 1914 in Gleiwitz), ferner Dr. Hoffmann von Oktober 1910 bis Ostern 1924 und endlich Dr. Vogt von Juni 1924 bis heute. Ihrer Pflege und Obhut ist es zu verdanken, daß unsere Anstalt diese aufstrebende Entwicklung genommen hat. Im Juli 1925 wurde sie durch Ministerialerlaß als große Doppelanstalt anerkannt und ihr Direktor zum Oberstudien-direktor ernannt. Stets war ihr Einvernehmen das Beste zum Staat und zur Stadt. Möge sie weiterhin wirken zum Segen von Gleiwitz.

Haupt s ä c h l i c h s t e Q u e l l e n :

- 1.) Akten und Jahresberichte der Oberrealschule Gleiwitz, von 1869 bis 1928.
- 2.) Bernicke: Geschichte der Oberrealschule Gleiwitz. 1893.
- 3.) Kleinere Abhandlungen von Dr. Hoffmann im Gleiwitzer Intelligenzblatt vom 20. 4. 1919, und von Dipl.-Ing. Müller im 12. Bd. „Gleiwitz“ der Monographien deutscher Städte.
- 4.) Der Oberschlesische Wanderer. Nr. 23 vom 2. 9. 1828.
- 5.) Bischoff: „Die Gewerbeschulen in Oberschlesien“. Schlesische Provinzialblätter, Bd. 91: 1830.

Fünfundzwanzig Jahre Vorgeschichte der Stadtbücherei Gleiwitz (1898—1923)

Von Karl Kaisig

Zweierlei zeigt die Vorgeschichte der Gleiwitzer Stadtbücherei. 1. In typischer Ausgestaltung entwickelt sich hier auf Anregung der Oppelner Regierung eine öffentliche Volksbücherei, getragen von der Welle, die 1897 einsetzte und in den Jahren von 1903 (Gründung des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien) bis zum Kriegsbeginn ihren Höhepunkt hatte. Ihr Träger ist die Bürgerschaft, ihre Form ein Volksbüchereiverein unter Leitung des Ersten Bürgermeisters.

2. Das Gleiwitzer öffentliche Büchereiwesen entwickelt sich unter Mitwirkung des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien, der hier seinen Sitz hat, frühzeitig zu einem Mittel- und Ausstrahlungspunkt für ganz Oberschlesien. Es macht den durch Kriegs- und Nachkriegszeit herbeigeführten Niedergang zwar mit, erholt sich aber von dem Augenblick an, da die Stadtgemeinde es auf ihren Etat übernimmt. Als Stadtbücherei erhebt es sich unter der fürsorgenden Hand weitblickender Stadtväter schnell zu vorbildlicher Bedeutung in ganz Oberschlesien und darüber hinaus.

Es erscheint nützlich, diese Entwicklung der Vergessenheit zu entreißen. Für die nachfolgenden Aufzeichnungen benutzte ich die im städtischen Archiv aufbewahrten Akten des Volksbibliotheksvereins in Gleiwitz, außerdem die Akten und die gedruckten Veröffentlichungen des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien, besonders die Zeitschrift „Die Volksbücherei in Oberschlesien“ Jahrgang 1—14 und anschließend die „Mitteilungen des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien“. Da ich außerdem als Geschäftsführer des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien, dem das Gleiwitzer Volksbüchereiwesen seit Gründung des Verbandes als Mitglied angehört, und zugleich als Vorstandsmitglied des örtlichen Bibliotheksvereins die Entwicklung beinahe von Anfang an miterlebt habe, so hat mir das eigene Gedächtnis vielfach Lücken ausfüllen geholfen.

Die Anfänge des Gleiwitzer Büchereiwesens reichen bis in das Jahr 1898 zurück. Die Opperländer Regierung hatte dem Magistrat unterm 22. Juni 1898 eine „Denkschrift über das Volksbibliothekswesen“ vom 20. März 1898 zugesandt und den Magistrat um Stellungnahme ersucht. Es war darin auf eine Anregung des Liegnitzer Regierungspräsidenten hingewiesen, und es fanden sich auch bereits einige leitende Gesichtspunkte über den Charakter der einzustellenden Bücher, über die Unentgeltlichkeit der Ausleihe, über die Berücksichtigung der örtlichen Interessen, über die Bedeutung des Lesezimmers. Desgleichen auch über die Neutralität gegenüber allen Weltanschauungen und über die Fernhaltung von Partei- und Agitationschriften. Eingehend wurde darin über die Gründung von Volksbüchereien in Rattowitz, Königshütte und Tarnowitz und die dabei gewonnenen Erfahrungen berichtet.

Am 4. November 1898 machte Oberbürgermeister Kreidel eine Vorlage an die Stadtverordneten. Es wurde in der Stadtverordnetenversammlung vom 24. November ein Ausschuß zur Vorberatung gewählt. Am 22. Dezember beschloß der Magistrat, die Herren Oberlehrer Crull und Stadtrat Kluge nach Königshütte und Rattowitz zur Besichtigung der Volksbüchereien zu entsenden. Die weitere Vorbereitungsarbeit erlitt eine Verzögerung dadurch, daß im Ausschusse selbst noch mancherlei Bedenken grundsätzlicher Art zu überwinden waren, worüber die Akten im Stadtarchiv näheren Aufschluß geben.

Als um die Jahrhundertwende in der Leitung der Stadtverwaltung ein Wechsel eintrat, kamen diese Dinge in schnelleren Fluß. Erster Bürgermeister Menzel berief für den 17. Januar 1900 eine Reihe führender Persönlichkeiten der Stadt zu einer Beratung, in der nach einem einleitenden Vortrag des Oberlehrers Crull, jetzigen Oberstudienrats i. R., die Gründung einer Volksbücherei in Gleiwitz beschlossen wurde. Mit kurzer Frist folgte am 24. Januar 1900 die Gründungsversammlung, deren Niederschrift vom Ersten Bürgermeister Menzel handschriftlich verfaßt wurde. Sie umfaßt fünf enggeschriebene Seiten, gibt zunächst Auskunft, warum mit der Hauptbücherei gleich auch eine Zweigbücherei im Arbeitervorort Petersdorf errichtet wurde — die Verwaltung der Oberschlesischen Eisenindustrie Akt.-Ges. hatte einen dahingewendeten Wunsch ausgesprochen und für diesen Zweck 1500 Mark*) besonders bereitgestellt — und berichtet dann

*) Dieser Betrag erscheint heute klein, entsprach aber den damaligen Maßstäben und wurde als durchaus angemessen empfunden.

über Geld- und Bücherstiftungen. Sodann folgen eine Reihe Beschlüsse über Betriebstechnik, z. B. Anlage der Leserliste und der Ausleihkontrolle, Numerierung der Bücher. Natürlich läuft bei dem damaligen unentwickelten Stande der Berufskunde der volkstümlichen Bücherei manche Unvollkommenheit unter, z. B. daß zweite Bände zweibändiger Romane eine besondere Nummer erhalten und andere Mängel mehr oder minder nebensächlicher Art, deren Beseitigung sich später bei praktischer Durchführung des Vorhabens ganz von selbst ergab. Aber im ganzen zeigt dieser Bericht doch, daß die an der Vorberatung beteiligten Herren das Vertrauen und die Erwartungen, die man ihnen entgegenbrachte, gerechtfertigt, sich tüchtig umgesehen und treffliche Vorschläge gemacht hatten.

Im üblicher Weise wendete man sich nun mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit. Da der Aufruf schon der Unterschriften wegen eine gewisse geschichtliche Bedeutung hat, geben wir ihn im Wortlaut wieder:

Aufruf!

Mitbürger! Es gilt für unsere Stadt ein Werk zu schaffen, dessen sich andere Städte unseres Vaterlandes, (in Oberschlesien: Kattowitz, Königshütte, Larnowitz) schon längst erfreuen:

Die Gründung einer Volksbibliothek mit Lesezimmer.

Die Volksbibliothek soll jedem, der ein bestimmtes Lebensalter erreicht hat, unentgeltlich zur Verfügung stehen; sie soll die Errungenschaften der Schule erhalten und vermehren, die große Geschichte unseres Volkes in weiteren Kreisen verbreiten, den edlen Schatz unserer Literatur ihnen öffnen.

Die Volksbibliothek soll unterhalten, anregen, belehren; sie soll die Vaterlandsliebe fördern, ohne Parteilichkeit zu treiben, und wahrer Bildung dienen, ohne irgendwelche religionsfeindlichen Tendenzen zu verfolgen oder zu begünstigen.

Man hat gesagt, es sei in unserer Stadt noch kein Bedürfnis für eine derartige Volksbibliothek. Wir glauben dies nicht; aber wenn dem so wäre, so täte die Errichtung der Volksbibliothek doppelt not. Tausende und Abertausende, die unsere Volksschulen im Laufe der Jahre verlassen, stehen dem geistigen Leben unserer Nation fern und sind nur auf dasjenige beschränkt, was sie gelegentlich in Versammlungen hören oder in Zeitungen der Wirtshäuser lesen.

Wir halten dies für ein Uebel, dem wir nicht länger gleichgültig zusehen dürfen, wir halten uns für verpflichtet, hier helfend und gestaltend einzugreifen in der Ueberzeugung, daß sobald die Volksbibliothek da sein wird, auch das Bedürfnis sich zeigen und stetig wachsen wird.

Mag die Saat, die wir in die Furche der Zeit streuen, auch nur allmählich aufgehen, des Erfolges sind wir gewiß! In dieser frohen Zuversicht wenden wir uns an alle Mitbürger mit der Bitte, uns bei diesem Werke beizustehen, und laden zu diesem Zwecke alle, welche hierzu geneigt

sind, zu einer Versammlung auf Mittwoch, den 24. Januar, Abends 8 Uhr im großen Saale des Hotels zum Deutschen Hause ein. In dieser Versammlung soll die Angelegenheit zunächst näher erörtert und sodann ein Verein zur Errichtung und Unterhaltung einer Volksbibliothek mit Lesehalle gegründet werden.

Gleiwitz, den 17. Januar 1900.

Das Comité zur Gründung eines Volksbibliotheksvereins.

Baranet, Professor. Bartisch, Juwelier. Chales de Beaulieu, Regierungsrat. Caro, Kommerzienrat. Crull, Oberlehrer. Dr. Deventer, Professor. Feldhuß, Druckereibesitzer. Freund, Kunstschlossermeister. Friemel, Tischlermeister. Dr. Frohwann, Amtsrichter. Geißler, Justizrat. Gollosz, Kgl. Maschinenbau- und Hütteneschullehrer. Hartmann, Fabrikdirektor. Hegenscheidt, General-Direktor. Hennig, Rector. Dr. Hirschel, Landgerichtsrat. Dr. Hoppe, Sanitätsrat, Kgl. Kreisphysikus. Jaeger, Buchhändler. Jaworek, Schlossermeister. Jüngst, Geheimer Bergtrat. Kelm, Stadtbaurat. Kleczewski, Fabrikbesitzer. Kluge, Stadtrat. Königsfeld, Fabrikdirektor. Kohn, Brauereibesitzer. Kranz, Rector. Dr. Kuczora, Stadtrat. Hugo Langer, Kaufmann und Stadtverordneter. Leg, Generalagent. Lochter, Fabrikbesitzer. Lustig, Rechtsanwält und Notar. Menzel, Erster Bürgermeister. Meher, Fabrikbesitzer. Meyer, Kgl. Erster Staatsanwalt. Nieth, Bürgermeister. Dr. Münz, Rabbiner. Nagelsfeld, Tischlermeister. Rentwig, Landgerichtspräsident. Neufeldt, Kgl. Gewerbeinspektor. Neumann, Buchdruckereibesitzer, Stadtverordnetenvorsteher. Niedt, Hüttenedirektor. Nietzsche, Professor. Optz, Juwelier. Pietruschka, Lehrer. Pohl, Justizrat. Reifland, Baumeister. Reitsch, Professor. Dr. Repecht, Kreiswundarzt. Rothenstein, Kaufmann. Rund jr., Kaufmann, Schiller, Amtsrichter. Schint, Schulrat. Schmidt, Pastor. Schöntwolf, Kaufmann. Schroeter, Kgl. Landrat. Smolka, Königl. Gymnasialdirektor. Wolff, Schlossermeister.

Der Erfolg des Aufrufs war befriedigend. Industrie und Kaufmannschaft beteiligten sich mit erheblichen Geld- und Büchergaben. Der vorläufige Haushaltsplan rechnete mit folgenden Barmitteln:

a) Gründung

Staat	500	Mark
Stadt	500	"
Kreis	200	"
Private Spender	1000	"

zusammen 2200 Mark

b) Unterhaltung

Staat	500	Mark
Stadt	500	"
Kreis	200	"
Bereinsbeiträge	500	"

zusammen 1700 Mark

Auch der Bibliothekverein brachte es im Nu auf hunderte von Mitgliedern*), und so konnte bereits am 11. Juni 1900 die Volksbücherei I eröffnet werden.**) Welche Bedeutung man der Gründung beimah, geht daraus hervor, daß diese Eröffnung mit einer Feier und anschließendem Abendessen verbunden wurde, wozu eine öffentliche Einladung an die Bürgerschaft ergangen war. Die Feierlichkeit fand in den Räumen der Volksbücherei I im ersten Stock des Hauses Wilhelmstraße 28, das damals Leppich gehörte, statt, das Essen in den anschließenden Gesellschaftsräumen des Viktoriatheaters.

Ungefähr zu gleicher Zeit wurde auch die Volksbücherei II im Stadtteil Petersdorf eröffnet, und zwar in zwei im Erdgeschoß liegenden Räumen des Hauses Petersdorfer Straße 1.

Dem Vorstande des Volksbibliotheksvereins gehörten folgende Herren an: Pfarrer Buchali, Oberlehrer Crull (Bücherwart), Rechnungsrevisor Fischer (Schriftführer), Buchdruckereibesitzer Feldhuß, Kommerzienrat Hegenstheidt, Stadtrat Dr. Kuczora (2. Vorsitzender),

*) Dem Kassenbericht des Bibliotheksvereins vom 3. Mai 1900 ist folgendes zu entnehmen:

Bis Anfang Mai waren im ganzen 436 Mitgliedsarten ausgestellt u. zw.:

167 zu	2.— Mf.	= 334.— Mf.
118 "	3.— Mf.	= 354.— Mf.
29 "	4.— Mf.	= 116.— Mf.
39 "	5.— Mf.	= 195.— Mf.
29 "	6.— Mf.	= 174.— Mf.
30 "	10.— Mf.	= 300.— Mf.
1 "	12.— Mf.	= 12.— Mf.
3 "	15.— Mf.	= 45.— Mf.
5 "	20.— Mf.	= 100.— Mf.
10 "	30.— Mf.	= 300.— Mf.
3 "	50.— Mf.	= 150.— Mf.
2 "	100.— Mf.	= 200.— Mf.

zusammen 436 Mitgliedsarten 2280.— Mf.

Außerdem wurden folgende Spenden gezeichnet:

2 zu	500.— Mf.	= 1000.— Mf.
1 "	1000.— Mf.	= 1000.— Mf.
1 "	1500.— Mf.	= 1500.— Mf.
		<u>5780.— Mf.</u>

Dazu Stadt 500.— Mf.

+ 600.— Mf. = 1100.— Mf.

zusammen 6880.— Mf.

**) Der Kriegerverein, dessen Leitung der damalige Amtsrichter, später als Gründer des Oberschlesischen Museums im Kulturleben der Stadt besonders hervorgetretene Geheimrat Schiller hatte, löste seine Bücherei zu Gunsten der Volksbücherei auf.

Erster Bürgermeister Mengel (Vorsitzender), Rabbiner Dr. Münz, Gewerbeinspektor Neufeld, Generaldirektor Riedt, Kaufmann Kund (Kassenwart), Schulrat Schink, Pastor Schmidt, Gymnasialdirektor Smolka, später noch Privatier Foerster und Chefredakteur Herling, von 1905 ab Verbandsbibliothekar Kaisig.

Berwalter der Volksbücherei I wurde Fräulein Anna von Kochtitzki, Berwalterin der Bücherei im Stadtteil Petersdorf Frau Margarete Lindner, beide mit einer Entschädigung von 30 Mark monatlich, die bei Fräulein von Kochtitzki wegen stärkerer Beanspruchung bald auf 40 Mark erhöht wurde. Der Andrang wurde in der Volksbücherei I allmählich so groß, daß er von Fräulein von Kochtitzki nicht bewältigt werden konnte. Es mußte auf Entlastung der Leiterin Bedacht genommen werden, zunächst in Form von freiwilligen Hilfskräften aus der Bürgerschaft, später, als der Eifer erlahmte, durch bezoldete Hilfskräfte.

Als Träger der Bücherei war die Form des sogenannten Bibliotheksvereins gewählt worden, wie auch sonst häufig in Oberschlesien und außerhalb. Es sollte damit vermieden werden, von vornherein eine neue städtische Einrichtung zu schaffen. Die nahe Verbindung mit der Stadt ergab sich von Anfang an und auch in der Folgezeit darin, daß eine Magistratsperson maßgeblich mitwirkte, im Anfang Oberbürgermeister Mengel selbst, der sich der Sache mit Lebhaftigkeit annahm, alle Einzelheiten selber regelte, in der ersten Zeit sogar die Protokolle, Rundschreiben usw. handschriftlich verfaßte. Nach dem Fortgang des Oberbürgermeisters Mengel (1912) übernahm die Leitung Stadtrat Dr. Kuczora, der sich im Verein mit Stadtrat Rothenstein in den folgenden zehn schweren Jahren als treusorgender Vater des Büchereiwesens erwies, später Stadtrat Dr. Warlo, mit dessen Namen dann der große Umschwung nach dem Kriege und der Uebergang zur modernen Einheitsbücherei verbunden ist.

Im inneren Betriebe unterschieden sich die Gleiwitzer Volksbüchereien nicht wesentlich von den übrigen allgemeinen Volksbüchereien Oberschlesiens und außerhalb, wie er auch heute noch unter neben- und ehrenamtlicher Leitung vielfach üblich ist. Die Bücherbestände, aus Schenkungen der Bürgerschaft und aus Ankäufen allmählich auf einige tausend ansteigend, von der Bürgerschaft stark beansprucht und deswegen schnell verbraucht, konnten bei dem Gesamthaushaltsplan von 4000 bis 7000 Mark nicht im erforderlichen Umfang ergänzt und ausgestaltet werden. Die Ausgaben wuchsen an und machten Notmaßnahmen, wie die Besteuerung neu eingestellter Bücher mit

5—10 Pfennig und die Angliederung eines Lesezirkels für anspruchsvollere Leser (mit Beiträgen von einer Mark monatlich und mehr) nötig, was eigentlich unsozial war und vom Vorstand auch so empfunden wurde. Die Bücherausgabe fand täglich in den Nachmittagsstunden statt. Das Büchereizimmer war zugleich Lesezimmer, also durch die Abfertigung der Leser gestört. Ehrenamtlicher Bücherwart des Vereins war von Anfang an der schon erwähnte Oberlehrer, jetzige Oberstudienrat i. R. Crull, der sich mit Aufopferung von ganz außerordentlich viel Zeit und Kraft seiner vielseitigen Aufgabe widmete, die Bücherbestände öfter revidierte, auch gedruckte Bücherverzeichnisse herausgab. Die Kassengeschäfte, gleichfalls sehr umfang- und arbeitsreich, führte ehrenamtlich zunächst Kaufmann Kund, später Bankier Rothenstein, nach ihm Rektor Schwingel, bis sie schließlich im Magistrat erledigt wurden, womit sich schon der Uebergang in städtische Verwaltung anbahnte. Der ganze Betrieb nach heutigen Begriffen etwas primitiv, mit viel ehrenamtlichen Verpflichtungen belastet und einem, wie man wohl trotzdem sagen darf, befriedigenden Nuzeffekt, wenn auch nur gemessen mit den Maßstäben, wie sie im damaligen Büchereiwesen üblich waren, nicht dagegen zu vergleichen mit dem gegenwärtigen Betrieb einer neuzeitlichen Stadtbücherei mit ihrem erheblich erweiterten Aufgabekreis, die freilich unter hauptamtlicher Leitung steht und einen etwa zehnmal so großen Etat hat und haben muß.

Schon im Jahre 1905 sah sich der Volksbibliotheksverein genötigt, im Stadtteil Hütte eine dritte Bücherausgabestelle einzurichten, und damit war das äußere Wachstum des Gleiwitzer Büchereiwesens vorläufig zum Abschluß gebracht. Die neue Bücherei wurde zunächst in Zimmer 7 der Schule 3 (Hüttenstraße) untergebracht, bald darauf vom Gleiwitzer Beamten-Wohnungsverein in dessen neugebautes Haus Zabrzez Straße 28 übernommen und — ein neuartiger Versuch — mit dem Ausschank alkoholfreier Getränke verbunden. Die Verbindung mit dem alkoholfreien Ausschank bestand nur darin, daß die Bücherei Zeitungen und Zeitschriften für das Lesezimmer lieferte, in diesen eine gewisse Mitaufsicht ausübte und dafür freie Unterkunft hatte. Die Bücherei lag günstig zu ebener Erde mit freiem Zugang von der Straße und war vom Lesezimmer durch eine schalldichte Glaswand getrennt, was eine unauffällige Aufsicht ermöglichte. Die Nachahmung dieses Versuchs aber konnte trotz vorbildlicher äußerer Anlage nicht empfohlen werden, weil in dieser engen Verbindung der Volksbücherei mit einer in gewissem Umfange immer auf Erwerb gestellten Einrichtung eine Gefahr lag. Die Pächter des Ausschanks mußten nach Lage

der Sache bestrebt sein, ihren Umsatz zu steigern, boten also möglichst vielerlei Erfrischendes, das keineswegs immer so ganz alkoholfrei war, und ließen auch laute Gesellschaftsspiele einschließlich des Kartenspiels zu, was dem Charakter eines durchaus auf heilige Stille gestellten neuzeitlichen Lesezimmers doch allzu sehr zuwider war.

Die Bücherausgabe der Volksbücherei III (Stadtteil Hütte) lag in den Händen der Lehrer Wybranek und Ruster. Als Lehrer Ruster verstorben wurde, trat Lehrer Stempel an seine Stelle, der im Kriege als einer der ersten für das Vaterland starb. Später wurde auch Lehrer Wybranek zum Kriegsdienst eingezogen. Die Vertretung übernahmen die Lehrerinnen Sponnagel und Frömsdorf. Diese Bücherei ist im Jahre 1920 eingegangen, offenbar weil der Beamten-Wohnungsverein inzwischen das Interesse an der Fortführung dieses Wohlfahrtswerkes verloren hatte, wohl auch verlieren mußte, sobald die Unterstützung, die ihm vor allem vom Eisenbahnfiskus dafür gewährt wurde, in den schlimmen Zeiten des Währungsverfalls verloren ging. Das Wohnungsamt legte auf die beiden Räume Beschlagnahme, es mußte eine Dreizimmerwohnung daraus gemacht werden. Es gelang dem Bibliotheksverein trotz aller Einsprüche nicht, diese Verfügung des Wohnungsamts rückgängig zu machen. Die Bücherei ruhte einige Jahre und ist erst im Jahre 1928 wiedererstanden.

Es sei hier gleich auch aus den Geschichten der übrigen Büchereien noch einiges nachgetragen, vor allem nach der persönlichen Seite. In der Volksbücherei II (Stadtteil Petersdorf) folgten auf Frau Lindner Frau Polewka, Lehrer Woitinek, Lehrer Kotter, und schließlich Fräulein Marie Frißsche, die noch heute, über 65 Jahre alt, unverdroffen ihren Dienst verrichtet. Diese Bücherei ist im wesentlichen für die Arbeiterschaft dieses Stadtteils gedacht und hat zeitweise angesichts der nur sehr knappen Mittel hinter der Volksbücherei I zurückstehen müssen, aber in ihrer Art doch trefflich gearbeitet. Auch sie hatte Raumschwierigkeiten. Aus dem Hause Petersdorfer Straße 1 siedelte sie in die Schule 10 über und mußte sich dort zeitweise recht einschränken, z. B. als in der Franzosenzeit der Oberschlesischen Knappschaft eine Notunterkunft geschaffen werden mußte, bevor diese ihr neugebautes Haus bezog.

Die Volksbücherei I siedelte aus dem Leppich'schen Hause Oktober 1905 in das bisherige Baupolizeibureau Pfarrstraße 10 über, woselbst sie in städtischen Räumen zwar etwas hoch, (II. Stockwerk) aber einigermaßen bequem untergebracht war und die Miete sparte. Am 1. Juli 1914 bezog sie die Räume im Hause Oberwallstraße 23,

das der Kirchengemeinde Allerheiligen gehört, von da im Jahre 1920 in das städtische Gebäude am Karlsplatz, wo sie mit dem inzwischen aufgesetzten Oberbau auch in ihrer neuen Form als Stadtbücherei verblieb, bis sie ihre jetzige Unterkunft im alten Postgebäude am Wilhelmsplatz erhielt.

Aus der inneren Organisation des Bibliotheksvereins ist noch nachzutragen, daß um 1905 jede Büchereistelle einen Kurator (Pfleger) erhielt, der den Vorsitzenden in den laufenden Arbeiten entlastete. Es war dies für die Hauptbücherei Professor Crull, und für die Volksbücherei II (Stadtteil Petersdorf) Rektor Schwingel. Für die Volksbücherei III im Stadtteil Hütte, deren Errichtung ich im Vorstand angeregt hatte, übernahm ich von Anfang an die Pflugschaft.

Am 2. August 1911 starb Fräulein von Kochitzki, die treue Hüterin der Volksbücherei I. Der Vorstand des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien legte durch mich in einem eingehenden Gutachten vom 21. September 1911 dar, daß für die Nachfolge bei einer Stadt von der Bedeutung wie Gleiwitz nur eine hauptamtliche, fachlich geschulte Leitung in Frage käme, und schlug in der Person der Anne Marie Pyrkosch aus Frankfurt a/D. eine geeignete Kraft vor.

Der Vorschlag fand Zustimmung. Die Lösung der Personenfrage war nicht ganz leicht, denn man hatte im deutschen Büchereiwesen mit der Ausbildung fachlicher Kräfte für die Leitung von Volksbüchereien eben erst begonnen. Ueber die finanziellen Schwierigkeiten half für das erste Jahr und auch für die Folge eine erhöhte Beihilfe der Regierung hinweg, da die Regierung um des Fortschritts willen großes Gewicht darauf legte, daß in den größeren Städten Oberschlesiens mit der Anstellung fachlich geschulter Kräfte mit regelrechter Vorbildung ein Anfang gemacht wurde und das Volksbüchereiwesen in Gleiwitz am Sitz des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien damit voranging. Anne Marie Pyrkosch trat am 1. August 1912 ihren Dienst an; in der Zwischenzeit hatte Lehrer Klein, Gleiwitz, der sich auch sonst im Büchereiwesen der Stadt und des Bezirks nützlich betätigt hat, z. B. durch Mitarbeit an der Bücherprüfung, die Bücherei geleitet.

Die auf den Eintritt von Anne Marie Pyrkosch gesetzten Erwartungen erfüllten sich in vollem Maße. Sie war eine gebürtige Oberschlesierin und eine frisch zugreifende, arbeitsfreudige Kraft, die ihre Ausbildung in der schon damals als Musterbetrieb geltenden Volksbücherei in Dresden-Plauen (Leiter Walter Hofmann) erhalten hatte. Der Betrieb wurde nach neuzeitlichen Forderungen umgestaltet, z. B. durch Anlegung gänzlich neuer Kataloge und durch Einführung

des sogenannten Präsenz-Katalogs, dessen Eigenart darin besteht, daß er dem Bücherwart eine geordnete Uebersicht über die jeweilig verfügbaren Bestände des Büchermagazins gibt, ohne daß dieser seinen Platz an der Ausgabeschranke zu verlassen braucht.

Jetzt konnte auch mit der Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses ein ernsthafter Anfang gemacht werden. Nach Verhandlungen zwischen dem Verbande ober-schlesischer Volksbüchereien und dem Gleiwitzer Volkstibliotheksverein wurde Gleiwitz vom Verbande zur Ausbildungsstelle Oberschlesiens bestellt. Man stellte damals sogenannte Volontärinnen ein, die im regelrechten Lehrgang ein Jahr vorgebildet wurden und später ihre Ausbildung an den städtischen Bibliotheken in Dresden-Plauen und Leipzig und an der bibliothekarischen Fachschule in Leipzig abschlossen. Aus diesem Ausbildungsdienst gingen die ersten hauptamtlichen Leiterinnen der Volksbüchereien Königshütte und Beuthen, Elfriede Muras (Gleiwitz) und Paula Klemenz (Gleiwitz) hervor, desgleichen die Nachfolgerin von Anne Marie Byrkosch, Grete Cierlika (Gleiwitz), die noch jetzt als Leiterin der „Volksbücherei-Abteilung“ der Stadtbücherei wirkt, und die jetzige Leiterin der Königshütter Volksbücherei, Elfriede Kampa (Gleiwitz).

Im Jahre 1909 wurde die preußische Diplomprüfung eingeführt und im Jahre 1916 umgestaltet, wobei auch der Verband ober-schlesischer Volksbüchereien vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den Auftrag erhielt, an der Vorbereitung der Anwärterinnen für die staatliche Diplomprüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen und den Dienst an Volksbibliotheken mitzuwirken. Der Verbandsvorstand überwies die ihm zugebilligten zwei Praktikantinnen zunächst der Volksbücherei Gleiwitz. Später beteiligten sich auch die Volksbüchereien in Königshütte und Beuthen, die inzwischen eine hauptamtliche Leitung erhalten hatten (s. oben), an dieser Ausbildung, und es sind im Laufe der Jahre eine größere Zahl von Praktikantinnen auf diesem Wege in Oberschlesien zur Ableistung ihres praktischen Jahres an einer volkstümlichen Bücherei durch die Gleiwitzer Volksbücherei gegangen, nämlich Cilli Sommer (Oppeln), Elisabeth Seiffert (jetzt Leiterin der städtischen Bücherei in Beuthen), Lena Bogt (Tarnowitz), jetzt Obersekretärin an der Heeresbücherei in Berlin, Hildegard Wolff (Kreidelwitz), Franziska Singelmann (Hamburg), Luise Clasen (Hamburg).

Von den in Oberschlesien ausgebildeten Kräften haben alle die staatliche Diplomprüfung bestanden, manche mit Auszeichnung. Die

gebürtigen Oberschlesierinnen unter ihnen pflegen gern in die Heimat zurückzukehren und hier an der Hebung des Volksbüchereiwesens mitzumirken. Denn die größeren Städte sind Ausstrahlungspunkte mannigfacher Anregungen für die gesamte Umgebung. Hier finden die Zusammenkünfte der nebenamtlichen Leiter von Volksbüchereien statt, hier werden alle Neuerungen des Büchereiwesens erprobt und vorgeführt, neu eintretende Kräfte werden in ihre Obliegenheiten eingeführt usw. Als das Gleiwitzer Volksbüchereiwesen unter der Leitung eines Fachbibliothekars, des jetzigen Direktors der Stadtbücherei Dr. Heinrich Horstmann, zur Stadtbücherei ausgestaltet wurde, erhielt diese Bücherei vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den selbständigen Auftrag zur Ausbildung von Praktikanten. Seitdem hat die enge Verbindung der städtischen Bücherei mit dem Verbands ober-schlesischer Volksbüchereien in der Ausbildungsfrage ein Ende. Die vom Verbands auszubildenden Kräfte werden, da die einzelne Bücherei in der Zahl der auszubildenden Praktikanten der sorgfältigen Ausbildung wegen begrenzt ist, der städtischen Bücherei in Beuthen und neuerdings auch in Hindenburg, Oppeln und Reisse überwiesen.

Damit nähern wir uns schon der Zeit nach dem Kriege, müssen aber zwischendurch einen Blick auf die Entwicklung im Kriege selbst werfen. In Schlesien hatte sich unter Leitung des Direktors der Universitätsbibliothek in Breslau, Geheimrat Dr. Wilkau, späteren Generaldirektors der Staatsbibliothek in Berlin, eine Vereinigung von Bibliotheken zur Versorgung der Kriegslazarette mit Büchern gebildet, der der Verband ober-schlesischer Volksbüchereien von Anfang an angehörte. Nach einer groß angelegten Sammlung von Büchern und Geld wurden musterhafte Einrichtungen geschaffen und viele tausende von Büchern angeboten. Der ober-schlesische Anteil fand fast restlos in Gleiwitz selbst Verwendung, weil hier eine Art Hauptquartier für die Verwundetenpflege war, wie ja auch seinerzeit die amerikanische und später die holländische Ambulanz ihren Sitz in Gleiwitz hatten. Diese Tätigkeit bedeutete natürlich eine Schwächung des Gleiwitzer Büchereiwesens, das einen großen Teil seiner Bücherbestände — und nicht die schlechtesten — an die Lazarette abgab. Und da auch die staatlichen Beihilfen knapper wurden und das örtliche Interesse zu Gunsten anderer, dringlicherer Aufgaben abflaute, so ist die Kriegs- und Nachkriegszeit für das Gleiwitzer Büchereiwesen im ganzen genommen eine Leidenszeit, deren Einzelphasen zu verfolgen hier zu weit führen würde. Als Nachfolgerin von Anne Marie Pyrkosch, die zu Kriegsbeginn die Leitung der Volksbücherei aufgab, um sich anderen Pflichten zu widmen,

hat in dieser schweren und entbehrungsreichen Zeit Grete Eierlika die Hauptbücherei unverdrossen geleitet.

In der Stille aber war schon für die mit Sicherheit zu erwartenden besseren Zeiten der Umschwung vorbereitet worden, dessen Impulse wieder vom Verbande obererschlesischer Volksbüchereien ausgingen. In dessen Geschäftsstelle Am Adler 1 war die Handbücherei durch hinzugekommene Schenkungen verschiedenster Art und auch durch systematische Ankäufe allmählich zu einer kleinen Studienbücherei herangewachsen, die durch die im Verbande wirkenden und in der Ausbildung befindlichen bibliothekarischen Kräfte als regelrechte wissenschaftliche Modellbibliothek mit allen zugehörigen Kartotheken usw. ausgestaltet und weitergeführt wurde. Es gehört diese Arbeit zu dem Jahrzehnte hindurch vom Verbande unbeirrt im Auge gehaltenen Ziele, dem gänzlichen Mangel an Studienbüchereien in Oberschlesien dadurch abzuhelpen, daß irgendwo eine wissenschaftliche Musterbibliothek geschaffen wurde, deren Beispiel dann anregend auch auf andere Stadtverwaltungen übergreifen würde. Dem gleichen Ziele, das ja sozusagen in der Luft lag, war unabhängig vom Verbande obererschlesischer Volksbüchereien von anderen Seiten her zugestrebt worden, z. B. durch den außerordentlich regstamen und geradezu rührenden Eifer und Opfersinn und eine fast unglaublich anmutende Findigkeit des Geheimrats Schiller im Anschluß an das von ihm gegründete Oberschlesische Museum in Gleiwitz. Mehrfache Sondierungen hatten im Verlaufe des Krieges ergeben, daß der Gedanke einer Zusammenlegung dieser Sammlungen noch nicht ausgereift war. Es wurde vom Verbande aus jährlich mindestens einmal in der Presse die Notwendigkeit wissenschaftlicher Bibliotheken in Oberschlesien betont, um diesen Gedanken allmählich dem öffentlichen Bewußtsein einzuhammern. Mit besonderem Nachdruck wurden diese Bemühungen fortgesetzt, als sich im Jahre 1921 in der Person des Bibliothekars Dr. Schuster, Hilfsarbeiter im Verbande obererschlesischer Volksbüchereien, eine interessierte Persönlichkeit fand, der die selbständige Verfolgung dieser Aufgabe in die Hände gegeben werden konnte, wie dies später auch bei dem Nachfolger von Dr. Schuster im Verbande, dem jetzigen Direktor der Stadtbücherei Dr. Horstmann der Fall war. Geheimrat Schiller war inzwischen in den Ruhestand getreten und hatte Gleiwitz verlassen, desgleichen sein Nachfolger in der Leitung des Oberschlesischen Museums, Stadtbaurat Kranz. Das Museum bekam in Dr. Heinevetter einen hauptamtlichen Geschäftsführer, und dieser, sowie der damalige Vorsitzende des Museumsvereins, Direktor Dr. Malcher, hatten gegen eine

Verschmelzung der Museumsbücherei mit einer etwa zu gründenden Stadtbücherei nichts einzuwenden.

So war die Bahn frei für eine Anregung des Verbandes beim Magistrat in Gleiwitz, die um so unbedenklicher erfolgen konnte, als gleichartige Anregungen bei anderen Gemeinden Oberschlesiens kein Echo gefunden hatten. Es war dies nicht zu verwundern in einer so wildbewegten Zeit, wie es die Jahre 1920—1922 und ihre ins Ungemessene gehenden Nahrungs- und Wohnungsorgen, mit feindlicher Besatzung, Polenaufständen, Flüchtlingsfürsorge usw. waren. Umso mehr Dank und Anerkennung verdient das Entgegenkommen der weitblickenden Gleiwitzer Stadtverwaltung, die auf die Anregung des Verbandes obererschlesischer Volksbüchereien einging. Diese Anregung bestand darin, daß der Verband seinen Grundstock einer wissenschaftlichen Bücherei im ungefähren Umfang von 1500 ausgewählten Büchern als Grundstock einer zu gründenden Studienbücherei der Stadt kostenlos anbot unter der Voraussetzung, daß diese die weitere Sorge dafür auf ihren Haushaltsplan übernahm, im besonderen für ausreichende Räume sorgte und einen hauptamtlichen, fachlich vorgebildeten Bibliothekar als Leiter anstellte. Dieses Angebot ging davon aus, daß selbst die schönste Bücher-Sammlung noch keine öffentliche Bibliothek darstellt, solange nicht für ordnungsmäßige Aufstellung, katalogmäßige Verarbeitung und vor allem für geregelte fachmännische Verwaltung Sorge getragen wird.

Die Antwort der Stadtverwaltung auf das Angebot des Verbandes ist in folgendem Magistratsbeschluß niedergelegt:

Magistratsbeschluß.

Der Magistrat ist bereit, die wissenschaftliche Bibliothek zu übernehmen und als Stadtbibliothek zu eröffnen unter der Voraussetzung, daß die Regierung diese Einrichtung wesentlich unterstützt. Von den ersten Einrichtungskosten will die Stadt $\frac{1}{2}$ mit 1,5 Millionen Mark übernehmen. Der Rest müßte vom Staate und der Provinz übernommen werden.

Der Magistrat ist bereit, für die Bibliothek, falls keine anderen Räume gewonnen werden können, in städtischen Gebäuden die erforderlichen Räume bereit zu stellen. Er will die Ausgaben für das Personal bestreiten unter der Voraussetzung, daß er auf diese Ausgaben dieselben Zuschüsse vom Reich erhält, wie für die anderen städtischen Beamten und Angestellten. Bei den übrigen laufenden Ausgaben soll der Staat und die Provinz Zuschüsse in Höhe von je einem Drittel übernehmen, sodas für die Stadt auch nur ein Drittel zu tragen hat.

Gleiwitz, den 8. Januar 1923.

Der Magistrat.

Dr. Geisler Dr. Walto

Damit war das Zustandekommen der Gleiwitzer Stadtbücherei, der ersten Studienbücherei in Oberschlesien, gesichert. Diese Gründung weicht demnach von dem üblichen Schema solcher Gründungen deutlich ab. Das Muster ist amerikanisch; der bekannte Milliardär Carnegie mit seinen gewaltigen Bibliotheksgründungen ist sein Vorbild. Sein Wesen ist das Zusammenwirken eines Stifters, der einen Grundstock zur Verfügung stellt, mit einer Stadtverwaltung, die auf dieses Angebot eingeht und die laufenden Mittel für die Fortführung zur Verfügung stellt. Die von der Stadt gestellten Vorbedingungen hinsichtlich der Provinz und des Staates sind von diesen Stellen nicht ganz erfüllt worden, auch eine groß angelegte Büchersammlung im deutschen Buchhandel, für die gute Aussichten vorlagen, fiel zuguterletzt wegen der sich immer noch verschlechternden wirtschaftlichen Lage des Buchhandels ins Wasser, besonders als von dem inzwischen abgetrennten Kattowitz her eine Beteiligung an der vorgesehenen Sammlung beansprucht wurde. Aber die städtische Verwaltung ließ sich in der Verfolgung dieses Zieles nicht mehr beirren, sie übernahm auch den Bibliothekar Dr. Horstmann als ersten Leiter. Der Verband hatte, als der Plan greifbare Gestalt annahm, die Bearbeitung dieser Angelegenheit einem dreigliedrigen Ausschuß übergeben, dem Stadtrat Dr. Warlo als Vertreter der Stadt, Studiendirektor Grosser als Vorstandsmitglied und Dr. Horstmann als Sachbearbeiter des Verbandes angehörten. Der Ausschuß richtete unterm 15. Dezember 1922 an das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ein „Memorandum betr. Ausbau einer Stadt- und Landesbibliothek (Studienbücherei) Standort Gleiwitz“, eine großangelegte Planung, deren restlose Durchführung allerdings durch die 1927 erfolgte Gründung der Landesbibliothek in Ratibor in Frage gestellt worden ist.

Die weitere Entwicklung der Stadtbücherei liegt in der letzten Vergangenheit und ist bekannt. Die neue Stadtbücherei wurde von vornherein in zwei gesonderte Abteilungen, aber unter einheitlicher Leitung, wie dies bei den sogenannten Einheitsbüchereien üblich und zweckmäßig ist, organisiert. Beide Abteilungen erhielten ihre Unterkunft in dem städtischen Grundstück am Karlsplatz, die Volksbücherei im ersten Stock, die wissenschaftliche Abteilung im Erdgeschoß. Das geschmackvoll eingerichtete und von vornherein sorgsam mit Zeitschriften und einer gewählten Handbücherei ausgestattete Lesezimmer war eine Sehenswürdigkeit der Stadt und ein Vorbild, dem andere ober-schlesische Städte nachzueifern sich anschickten. Zur rechten Entfaltung aber konnte die Stadtbücherei erst kommen, als ihr im alten Postgebäude

größere und zweckmäßigere Räume zugewiesen wurden. Binnen weniger Jahre wurde der Gesamt-Bücherbestand auf 30 000 Bände gebracht, wobei die reichen Sammlungen des Oberschlesischen Museums wertvollen und willkommenen Zuwachs boten, besonders in der sehr reichhaltigen heimatischen Bücherei und im Eichendorffarchiv, sowie dem von Oswald Bötkel begründeten Schriftarchiv, einer umfangreichen Büchersammlung über Geschichte des Schriftwesens, Kurzschrift usw. Die katalogmäßige Durcharbeitung dieser Büchermassen in so kurzer Zeit muß als eine bibliothekarische Glanzleistung bezeichnet werden. Kein Wunder, daß die vorhandenen Räume schon jetzt durch die ordnungsmäßige Magazinierung voll belegt sind. Doch sind in dem Hause noch ausreichende Ausdehnungsmöglichkeiten vorhanden, sodaß die Hoffnung besteht, die Stadtbücherei werde in ihrer ausgezeichneten zentralen Lage für absehbare Zeit verbleiben können. Ein Zeichen kräftiger Aufwärtsbewegung ist, daß die Ausgabestelle im Stadtteil Hütte im April 1928 neu eröffnet werden konnte. Im Oktober 1927 wurde bereits eine Zweigbücherei im neu eingemeindeten Stadtteil Sosniza eröffnet. Eine dort schon früher bestehende Bücherei war den Stürmen Zeit zum Opfer gefallen.

Ueber die weiteren Aufgaben und Pläne der Stadtbücherei zu berichten, muß ihrem jetzigen Leiter überlassen werden.

Das Problem der Unterbringung des städtischen Büchereiwesens bringt mich darauf, daß schon frühzeitig vom jetzigen Oberbürgermeister, dem damaligen Stadtrat Dr. Geisler, in Gemeinschaft mit dem früheren Oberbürgermeister Miethe Versuche zu einer großzügigen neuzeitlichen Lösung des Raumproblems unternommen worden sind, sicherlich auch aus der Empfindung heraus, daß am Orte des Verbandes ober-schlesischer Volkstbüchereien mustergültige Büchereiverhältnisse zu den Ehrenpflichten der Stadt gehören. Eigentlich reichen diese Bemühungen noch weiter zurück, es liegt z. B. ein Magistratsbeschluss aus dem Jahre 1910 vor, dem die Stadtverordneten am 22. September 1910 beigestimmt hatten: das alte Rathaus für die Zwecke des Volkstbüchereiwesens freizugeben, sobald der geplante Neubau für die städtische Verwaltung fertiggestellt sein würde. Nach dem Ausscheiden des Oberbürgermeisters Menzel scheint der Gedanke der Errichtung eines eigenen Gebäudes festere Gestalt gewonnen zu haben, denn es fallen der Stadtverwaltung vom 1913 ab in rascher Folge eine Reihe von größeren Stiftungen zu, so Dezember 1912 20 000 Mark von der Oberschlesischen Eisenindustrie aus Anlaß des sechzigjährigen Bestehens des Unterwerks, sodann eine Spende von 15 000 Mark von Kommerzienrat

Dr. Niedt. November 1913 stiftete die Gleiwitzer Chamottefabrik aus Anlaß ihres 25jährigen Bestehens 10 000 Mark. Dazu kommen noch 5000 Mark von Ungenannt, die bald darauf in den Akten verzeichnet stehen, im ganzen also 50 000 Mark. Die Baupläne mußten dann wegen der Kriegs- und Nachkriegswirren zurückgestellt werden und sind mit den zugehörigen Kapitalien der Entwertung verfallen. Der Gedanke einer würdigen Unterbringung der Bücherei ist aber lebendig geblieben und hat, wie wir gesehen haben, in anderer Form seine Verwirklichung gefunden.

So läßt sich aus der ganzen Vorgeschichte der Stadtbücherei in Gleiwitz entnehmen, daß hier dem Gedanken des volkstümlichen Büchereiwesens von vornherein starke Antriebskräfte innewohnten, die lebendig erhalten wurden vom Verbands obereschlesischer Volksbüchereien und seiner engen Verknüpfung mit der örtlichen Büchereiarbeit. Aus Nehmen und Geben ist ein Werk herangewachsen, dessen die Bürgerschaft sich mit Recht freuen kann. Aus Nehmen und Geben werden hoffentlich auch in Zukunft immer neue Werte hervordringen, wobei anzunehmen ist, daß für die Stadtbücherei in Gleiwitz die Periode des vorwiegenden Nehmens im wesentlichen abschließt und die Stadtbücherei künftig mehr der gebende Teil sein wird. Denn es ist natürlich, daß von einer so vorbildlich ausgestatteten Bücherei starke Impulse hinausstrahlen in die ganze Provinz, daß infolgedessen Gleiwitz mehr als bisher das Ziel aller am Büchereiwesen interessierten Kreise sein wird, daß die Tagungen, Arbeitszusammenkünfte und Fortbildungskurse des Verbandes obereschlesischer Volksbüchereien noch mehr als bisher in Gleiwitz werden abgehalten werden können, woraus sich wieder ergibt, daß Aufwendungen für Mustereinrichtungen jeglicher Art sich auch wirtschaftlich auswirken durch Hebung des Verkehrs.

Dreißig Jahre Stadtvermessungsamt Gleiwitz

Von Paul Kriegs

Nachdem nunmehr dreißig Jahre nach Gründung des Stadtvermessungsamtes vergangen sind, dürfte es wohl angebracht sein, einen Ueberblick über seine Entstehung, Entwicklung und Aufgaben zu geben, und dieses um so mehr, da die Arbeiten eines Vermessungsamtes kaum der Allgemeinheit bekannt sind, obwohl sie mit ihren präzisen Messungen, Karten und Plänen die Unterlagen eines jeden technischen Projektes bilden.

Die Einrichtung von Stadtvermessungsämtern findet man erst in neuerer Zeit, als Ende vorigen Jahrhunderts die schnelle Entwicklung von Städten und Gemeinden einsetzte. Insbesondere war das Gesetz vom 2. Juli 1875 betr. die Anlegung und Veränderung von Straßen und Plätzen in Städten und Landgemeinden, das für die Aufstellung von Fluchtlinien- und Bebauungsplänen bestimmte Formen vorschreibt, der zwingende Grund zur Schaffung von Stadtvermessungsämtern.

Vor dieser Zeit war im Auftrage des Magistrats der Stadt Gleiwitz folgendes Kartenmaterial angefertigt worden:

- 1.) 1812 wurde ein Plan im Maßstab 1 : 12000 von Gleiwitz und Umgegend ausgearbeitet. Die Kosten betragen 110 Taler; eine Kopie der Innenstadt (Maßstab ca. 1 : 6000) ließ sich die Stadt für 15 Taler anfertigen.
- 2.) 1850 wurde eine Vermessung der Stadt zur Steuereinschätzung von 3 Stadtverordneten vorgenommen; ein Plan ist nicht vorhanden.
- 3.) 1853 wurde durch den Königl. Regierungslandmesser Sternitzky auf Grund von Neumessung ein Plan von der Ratiborer und Beuthener Vorstadt angefertigt. 60 Taler konnten nicht gezahlt werden, da kein Geld in der Kasse war.
- 4.) 1859 wurde auf Grund von Neumessung durch den Königl. Feldmesser Berlett ein Plan der Straßenlinien des südlichen

Teiles der Stadt Gleiwitz angefertigt; die Kosten betragen 80 Taler.

- 5.) Ein Plan der Innenstadt im Maßstab 1 : 500 wurde in den Jahren 1859/60 vom Königl. Feldmesser Zaunert aufgestellt.
- 6.) 1869 wurde ein Bebauungsplan durch Steuerinspektor Friishe angefertigt; es war dies eine Kopie der Katasterkarte.
- 7.) 1876 bis 1879 wurde ein Bebauungsplan von Gleiwitz für den Preis von 10 300 Mark durch Marx und Balke, Königl. Baumeister, Regierungsfeldmesser und Ingenieure, aufgestellt.
- 8.) Die Kolonie Neudorf wurde bei der Eingemeindung zur Stadt Gleiwitz im Jahre 1882 durch Hauck aufgemessen.
- 9.) 1889 wurde ein Bebauungsplan von Petersdorf aufgestellt.

Die Anfertigung dieser Kartenunterlagen wurde größtenteils nur für ganz bestimmte Einzelzwecke in Akkordfällen vergeben. Daraus ergab sich der Uebelstand, daß die auszuführenden Arbeiten nur so weit hergestellt wurden, wie es für den betreffenden Zweck notwendig war. Die auf diese Weise angefertigten Pläne waren also nur für das spezielle Projekt zu gebrauchen. Für später auszuführende Entwürfe anderer Natur mußten daher jedesmal neue Unterlagen geschaffen werden.

Als nach der Eingemeindung von Petersdorf und Trynek im Jahre 1897 für diese Gemeinden ein Bebauungsplan aufgestellt und ferner ein Entwurf für die Kanalisation des Stadtbezirks Gleiwitz ausgearbeitet werden sollte, beschloß der Magistrat, einen vereideten Landmesser anzustellen. Am 15. Juni 1897 trat der vereidete Landmesser Franz Schreiber in den Dienst der Stadt und wurde am 1. April 1898 städtischer Beamter. Dieser Tag muß so als der Geburtstag des Vermessungsamtes angesehen werden, da mit der Verleihung der Beamteneigenschaft eine ständige Landmesserstelle in der Stadtverwaltung vorgesehen wurde.

Die Hauptaufgabe des neugeschaffenen Vermessungsamtes war zunächst die, Kartenmaterial zu beschaffen, das allen städtischen Zwecken genügte. Da die vorhin erwähnten Planunterlagen, ebenso wie die staatlichen Katasterkarten, die lediglich für Steuerzwecke hergestellt waren, als Unterlagen für städtebauliche Projekte kaum in Betracht kamen, mußte an eine Neumessung des gesamten Stadtgebietes gedacht werden.

Im folgenden sei es mir gestattet, in kurzen Zügen auf den Gang einer Neumessung hinzuweisen: Den Rahmen der Neumessung bildet ein besonderes trigonometrisches Netz, das an das Dreiecksnetz der Landestriangulation angeschlossen ist. Im Anschluß an das trigonometrische Netz wird ein Polygonnetz gelegt, in dem die Winkel mit

dem Theodolit und die Seiten durch Längenmessung bestimmt werden. Nunmehr erfolgt die Einzelaufnahme der Grundstücke, die sogenannte Stückvermessung, mittels eines Netzes spezieller Messungslinien, die an das Polygonnetz angeschlossen sind. Die Arbeit einer Neumessung gliedert sich mithin in 3 Abschnitte:

- 1.) Die Festlegung des trigonometrischen Netzes,
- 2.) Die Festlegung des Polygonnetzes,
- 3.) Die Durchführung der Stückvermessung.

Die Gestaltung, Beobachtung und Berechnung eines trigonometrischen- sowie Polygonnetzes gehören zu den schwierigsten vermessungstechnischen Arbeiten.

Für den Stadtkreis Gleiwitz wurde seitens des Vermessungsamtes für die einzelnen Kartenblätter folgender Maßstab gewählt: im unbebauten Teil 1 : 1000, im bebauten Teil 1 : 500, im engbebauten Teil 1 : 250. Um sich die Größe des Kartenmaterials zu veranschaulichen, das durch die Neumessung zu schaffen ist, möchte ich einige Zahlen angeben. Der Stadtbezirk Gleiwitz war vor der am 1. Januar 1927 erfolgten Eingemeindung in 88 Kartenblätter im Maßstab 1:1000 eingeteilt. Nach der Eingemeindung, die den Stadtkreis rund um das Doppelte vergrößert hat, (von rd. 2800 ha auf rd. 5600 ha) sind es 159 Kartenblätter. Jedes Kartenblatt ist 1,0 m \times 0,66 m groß. Diese Kartenblätter anschlußgerecht aneinander gereiht, würden einen Gesamtplan im Maßstab 1 : 1000 von 10,25 m im Quadrat ergeben. Wieviel Arbeit bei der Einzelaufnahme (Stückvermessung) zu leisten ist, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß nicht nur die Grundstücke in ihren Grenzen mit den Baulichkeiten aufzunehmen sind, sondern alles, was für die Stadtverwaltung irgendwie von Belang sein könnte, z. B. Straßenbahngeleise, Bäume, Brunnen, Laternen, Kanalisationschächte, Bordsteine, Regeneinflüsse, Wassertöpfe u. a. m. Alle diese Einzelheiten werden in die Pläne genau kartiert. Für den Stadtkreis vor der Eingemeindung ist die Neumessung zum großen Teil durchgeführt. Ein großes Stück Arbeit ist damit geleistet. Diese Arbeit ist um so höher zu bewerten, als zu bedenken ist, daß bald nach Schaffung des Vermessungsamtes sein Arbeitsfeld derartig groß wurde, daß die Neumessung sozusagen nur nebenher gemacht werden konnte und daß sich anfangs dieser Arbeit, wohl weil man ihren Wert nicht kannte, Schwierigkeiten entgegenstellten, die heute unverständlich sind. Nunmehr sind für die systematische Weiterführung im Etat besondere Mittel vorgesehen und eine Neumessungsabteilung geschaffen, die sich lediglich mit dieser Arbeit befaßt.

Für die Allgemeinheit ist es von besonderem Wert, wenn die Neumessung in das staatliche Kataster übernommen wird; die alten Katasterunterlagen, die gerade bei schnell entwickelten Gemeinden in vielen Fällen nicht den heutigen Anforderungen entsprechen, werden durch Uebernahme der Neumessung ersetzt und ein rechtlich einwandfreies Kataster geschaffen. Bei der bisherigen Neumessung geschieht die Uebernahme nur von Fall zu Fall; bei der jetzigen sollen die Katasterkarten gleichzeitig erneuert werden; ein diesbezüglicher Vertrag ist bereits mit der staatlichen Regierung in Oppeln abgeschlossen. Damit die Karten ihren Wert behalten, müssen sie auf dem laufenden gehalten und sämtliche Veränderungen, die dauernd im Stadtgebiet vorkommen, berücksichtigt werden.

Ebenso wichtig wie die Lagemessungen sind die Höhenmessungen. Da die Katasterkarten keine Angabe der Geländehöhen enthalten und die Meßtischblätter der Landesaufnahme für genaue Projekte nicht in Frage kommen, ist eine besondere topographische Aufnahme des Stadtgebietes notwendig, die die Unterlagen für die Aufstellung von Höhen- und Entwässerungsplänen liefert. Als Grundlage der Höhenmessung ist ein Netz von Höhenpunkten gelegt, das sich über das gesamte Stadtgebiet erstreckt und an die Höhenfestpunkte des Reichsamts für Landesaufnahme angeschlossen ist. In der Praxis hat es sich herausgestellt, daß für überschlägliche Projekte städtebaulicher Art am geeignetsten Karten im Maßstab 1 : 2500 mit Höhenangaben sind. Diese Karten waren für den Stadtkreis vor der Eingemeindung zum größten Teil hergestellt. Auf Grund dieser Lage- und Höhenmessungen werden seitens des Vermessungsamtes die eigentlichen Fluchtlinienpläne nach dem Entwurf der Stadterweiterungsabteilung angefertigt. Ebenso ist die technische Durchführung der Fluchtlinienverfahren und die Uebertragung des Entwurfs in die Vertlichkeit Sache des Vermessungsamtes.

Bei der Ausschließung baureifen Geländes kommt es des öftern vor, daß die Grundstücke für die Bebauung ungünstige Formen haben. Durch einfachen Austausch oder durch Anwendung des Gesetzes über die „Umlegung von Grundstücken“ vom 28. Juli 1903 (genannt lex Adickes), das am 18. August 1922 für Gleiwitz in Kraft getreten ist, werden die Grundstücke baureif gestaltet. Eine größere Umlegung wurde im Jahre 1924 mit den Grundstücken zwischen Friedrich-, Freund- und Moltkestraße und am Preußenplatz in einer Gesamtgröße von rd. 60 Morgen vorgenommen. Es handelt sich um lange, schmale Grundstücke, die einzeln nicht bebauungsfähig waren und erst durch die Umlegung Baugrundstücke wurden. Wieviel Arbeit eine derartige

Umlegung macht, — insbesondere bei Berücksichtigung der Wünsche der Beteiligten — kann man daraus ersehen, daß die Verhandlungen für die eben angeführte Umlegung bis zum Abschluß fast ein Jahr dauerten.

Bei der Errichtung von Neubauten hat das Vermessungsamt baupolizeiliche Aufgaben zu erfüllen. Es prüft die eingereichten Lagepläne, ob die Grenzen, Straßen und Baufluchtlinien richtig eingetragen und die Vorschriften über die zulässige Bebauung der Grundstücke berücksichtigt sind. In der Vertikalität erfolgt die Absteckung der Fluchtlinien, der Straßenhöhen und später die Nachprüfung, ob die vorgewiesenen Linien eingehalten sind.

In sehr enger Verbindung steht das Vermessungsamt mit der Grundstücksverwaltung. Die Herstellung sämtlicher Grunderwerbs-, Austausch- und Enteignungspläne, sowie die der Auflassungsschriften, die Schätzung der Grundstückswerte und die Vertretung der Stadt bei Grenzterminen erfolgt durch das Vermessungsamt. Bei der Einschätzung der Grundstücke ist ihre Größe, Lage und Form wichtig, die in den Katasterkarten und -büchern enthalten sind. Deshalb wurde im Jahre 1908, als in Gleiwitz die Steuer nach dem gemeinen Wert eingeführt wurde, nach Art des staatlichen Katasters ein vollständiges städtisches Kataster angelegt, das sämtliche Grundstücke des Stadtkreises enthält und dauernd auf dem laufenden gehalten wird. Das städtische Kataster ist auch bereits für die eingemeindeten Gebiete angelegt. Es wird ferner eine Nachweisung über die Preise verkaufter Grundstücke geführt. Die Grundstückswerte werden geordnet nach Zeit und Art in besondere Karten, die sogenannten Wertkarten, für die im Grundstücks-handel geltende kleinste Flächeneinheit eingetragen. Von großer Bedeutung für den Wert eines Grundstücks ist seine Lage zu den projektierten Straßen, Anlagen usw., die aus dem Bebauungsplan ersichtlich ist. An Hand dieser Unterlagen ist eine sichere, objektive Schätzung gewährleistet. Weiterhin werden hier die Gebäudebeschreibungen über sämtliche Um- und Neubauten, die die Unterlagen für die Schätzung von bebauten Grundstücken zu Beleihungs- und Steuerzwecken bilden, aufgestellt.

Außer mit den obengenannten Dienststellen steht das Vermessungsamt mit fast sämtlichen Abteilungen der städtischen Verwaltung in Verbindung, da für Uebersichts- oder Organisationszwecke vielfach entsprechende Pläne angefertigt werden müssen, sei es für die allgemeine Verwaltung, Polizei, Steuerwesen, Schulabteilung, Forst-, Garten-, Friedhofsverwaltung, Wohlfahrtsamt usw.

Das Vermessungsamt steht im Dezernat des Stadtbaurats. Es hat heute ein Personal von 4 Beamten und 21 Angestellten einschließlich der Neumessungsabteilung; die Umwandlung von 4 Angestellten in weitere Beamtenstellen ist bereits beschlossen. Aus kleinen Anfängen heraus ist es nunmehr ein wichtiges Glied der städtischen Verwaltung geworden.

Die neue Grenzziehung in Oberschlesien brachte für Gleiwitz einen starken Zuzug von Verwaltungen, Behörden und Verdrängten aus Ostoberschlesien; damit setzte eine außerordentlich schnelle Entwicklung der Stadt ein. Daran mitzuhelfen, daß die Stadtverwaltung allen den Aufgaben, die in diesen Jahren in erhöhtem Maße an sie gestellt werden, gerecht werden kann und weiterhin, daß die Stadt Gleiwitz die Stelle unter den oberschlesischen Städten einnimmt, die ihr ihrer günstigen verkehrstechnischen Lage wegen zukommt, wird stets die vornehmste Aufgabe des Stadtvermessungsamtes sein.

Ein biologischer Streifzug in den Torfstich bei Laband

Von Hubert Kotzias

Die Faunistik geht heut andere Wege als ehemals. Dasselbe gilt von der Floristik. Nicht mehr heißt es nur, das Tier- oder Pflanzenverzeichnis einer Gegend aufzustellen, sondern als Ziel schwebt der naturwissenschaftlichen Heimatforschung vor: Die Erforschung der Ursachen, auf welcher die Zusammensetzung der Lebewelt einer bestimmten Lebensstätte (Biotop) beruht. Mannigfach sind die hierfür maßgebenden Faktoren, deren Wirksamkeit heute lebendig ist, die aber, ob tote oder lebendige Umwelt, letzten Endes wieder bedingt sind in der geschichtlichen Entwicklung der Erdkruste und deren organischer Besiedlung. Tier und Pflanze müssen im Zusammenhang mit der ganzen Umwelt betrachtet werden, wenn es heißt, die Gesetzmäßigkeiten ihres Vorkommens zu erforschen. Die biologische Heimatforschung wird so zu einer Forschung der Lebensgemeinschaften, zur Biocoenotik. Die gesamte Lebewelt tritt der Heimatforschung dann überhaupt nur in zahlreichen Lebensgemeinschaften entgegen, oder, mit den Worten A. Dampfs: „Die Organismenwelt eines Landes, wie sie dem modernen Faunisten entgegentritt, läßt sich demnach unter dem Bilde von unzähligen, sich mehr oder weniger weit schneidenden Kreisen vorstellen, die wieder von größeren Kreisen umschlossen werden, bis ein Kreis, die Organismenwelt der Erde darstellend, alle Kreise umfaßt.“*) In überaus klarer und erschöpfender Weise hat A. Thienemann, der Direktor der Hydrobiologischen Anstalt der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Plön, das Programm für die faunistische Heimatforschung aufgestellt. Jeder Natur- und Heimatforscher, jede heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft muß sich zum Zwecke wissenschaftlich erspriech-

*) Zitiert nach A. Thienemann: Grundsätze für die faunistische Erforschung der Heimat. Nordelbingen, VI. Bd. 1925.

licher Arbeit die darin aufgestellten Grundsätze zu eigen machen. Dem Floristen bietet sich ausgezeichnete Gelegenheit zur Aneignung der zoologischen Arbeitsweise in den „Lehrgängen für Vegetationskunde“, welche jährlich durch die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen veranstaltet werden.

Eine Lebensgemeinschaft eigener Art ist das Torfmoor. Oberschlesien ist verhältnismäßig arm an Mooren, besonders an Torfmooren. Welch beachtenswerte Lebensstätte ein solches Gebiet darstellt, zeigen die Feststellungen Schuberts im Wiegschüler Moorgebiet bei Kosel. *) Die landläufige Meinung von der Trostlosigkeit des Moors teilt der wahre Heimatfreund nicht, zumal er an diesem Stiefkind auch manche landschaftlichen Reize entdeckt. Der „Tierwelt Schlesiens“ von Pag entnehmen wir folgende Würdigung dieser vielfach so verachteten Stätten: „Nicht von Gottes strafender Hand sind sie aufgebaut, ein Fluch für die Einwohner des Landes, wie der Pfarrer Pickardt von Coevoerden vor zwei Jahrhunderten meinte, sondern überaus reizvolle Naturdenkmäler, die als Gegenstand der Forschung und des Unterrichts für die wissenschaftliche Zoologie von unschätzbarem Werte sind.“

Ein solches Naturdenkmal bürgt Labands unmittelbare Umgebung. Es ist eigentlich gewagt, das nur 150 mal 70 Meter große Gelände „Moor“ zu nennen. Daß dort jedoch vor nicht allzulanger Zeit Torf, und zwar in ausgiebiger Weise, gestochen wurde, ist deutlich zu sehen. Die durch den Torfabbau entstandenen Löcher bilden heute Moorteiche.

Dieses Moor en miniature mit den Spuren ehemaligen Torf- abstichs und den dunklen Moorteichen soll heute unser Ziel sein. Ich halte es nicht für gewagt, den geschätzten Leser nach einem solch kleinen, unscheinbaren Ort zu führen, weil ich hoffe, ihm zeigen zu können, wie hier auf engstem Raum in Fülle verschiedenste Lebensformen zusammengedrängt wohnen, die sonst in der Umgegend gar nicht oder nur zerstreut zu finden sind.

Wir wenden uns vom Bahnhof Laband in gerader Richtung nach Westen, an niedrigen Häusern und mit Farnen und verschiedenen Moosarten bewachsenen Mauern vorbei dem Gute zu, indem wir den Klodnitzkanal und die arg verjauchte Klodnitz überschreiten. Wir schauen nicht gern von der Brücke in das trübe Wasser hinab. Uns

*) Schubert, G.: Das Wiegschüler Moorgebiet. Der Oberschlesier, Juniheft 1927.

dauert dieser Fluß. Er muß das traurige Los so manchen Industrie-
flusses unseres Vaterlandes teilen. Kurzsichtigkeit des Menschen läßt
auch heute noch unsere schönen Flüsse durch Fabrikabwässer u. s. w. der-
art verschmutzen, daß die Selbstreinigung der Gewässer versagen muß,
und sie dauernd verjauchen. Hinter dem Gute setzt sich der sandige
Weg in Windungen nach Nordwesten fort. Rechts fällt der Wegrand
nach einer feuchten Wiese steil ab. Der Abhang ist mit Kiefern und
Laubgehölz bestanden. Zwischendurch windet sich Hopfen und Hopfen-
würger, und am Boden kriechen stattliche Exemplare der Weinberg-
schnecke. Man möchte meinen, daß vor Zeiten hier irgendwo ein
Kloster gestanden habe, dessen Insassen Hopfen angebaut und als leckere
Fastenspeise Weinbergschnecken gezogen hätten. Nimmt man doch all-
gemein an, daß die Weinbergschnecke in ganz Norddeutschland, wo sie
inselartig vorkommt, erst durch die Mönche verbreitet wurde. Auch im
Dramatal findet man die Weinbergschnecke in großen Mengen an mit
Hopfen bewachsenen Abhängen.

Wir langen an dem im prallen Sonnenlicht liegenden Bahn-
damm an und folgen diesem. An dem Hange des Dammes raschelt es
dauernd von aufgeschreckten Zauneidechsen, die hier ihr Sonnenbad
nehmen. Nach einigen Minuten sind wir an Ort und Stelle. An dem
am Bahndamm entlangführenden Feldfahrweg, welchen wir gekommen
sind, zieht sich feldwärts ein Graten hin. Dahinter liegt das beschrie-
bene, regelmäßig rechteckige Torfgelände mit seinen Lümpeln. Die
Nordostecke ist noch fester, teilweise mit Gesträuch bewachsener Boden.
Auf der freien Grasfläche fallen uns zahlreiche, bis ein drittel Meter
hohe mit Gras bewachsene Hügel auf. Es sind Ameisenbauten, einige
von der schwarzen Wegameise (*Lasius niger*), die meisten aber von der
bernsteingelben Ameise (*Lasius flavus*) bewohnt. Wir öffnen einige
Nester und haben Glück. Unter dem wimmelnden Ameisenwolf finden
wir einen berühmten Ameisengast, den gelben Keulenkäfer *Claviger*
testaceus. Er wird von den Ameisen ernährt, indem sie ihn wie ihre
Zungen füttern. Als Gegengabe erhalten sie von ihm ein anscheinend
narkotisches Genußmittel, welches er in flüssiger Form aus besonderen
Drüsen absondert. Unser Fund ist bemerkenswert, da in Gerhards
Verzeichnis der Käfer Schlesiens als oberschlesischer Fundort nur *Ra-*
tibor angegeben ist. Doch daß es hier nur an Beobachtungen und nicht
an dem tatsächlichen Vorhandensein dieses Kostgängers der Ameisen
gefehlt hat, zeigen unser Fund und die Feststellungen Nowotny's
Beuthen, der den Käfer auch an einigen weiteren Orten unserer Pro-
vinz nachgewiesen hat.

Noch ehe wir uns den Tümpeln zuwenden, stellen wir fest, daß hier fast die ganze Froschgesellschaft Oberschlesiens versammelt ist. In für unsere Verhältnisse unglaublichen Mengen hüpf überall der Laubfrosch (*Hyla arborea*) umher. Die zahlreichen Sträucher am Grabenrand bieten den in den Moortümpeln geborenen Grünröcken einen behaglichen Aufenthalt, den sie nicht verlassen, zumal das nächste Laubgehölz erst nach Ueferwindung mehrerer hundert Meter fahler Getreidesteppe zu erreichen ist. In Eintracht mit diesem Elegant der Durchwelt haust hier an den Teichrändern der Prolet Grasfrosch (*Rana temporaria*) und der Mittelstandsbürger Wasserfrosch (*Rana esculenta*). Die Parias unter den Fröschen, die Erdkröte (*Bufo vulgaris*) und die Wechselkröte (*Bufo viridis*) sind ekenfalls bald festgestellt. Das eintönige aus den Teichen tönende Geläute verrät uns, daß auch die Tiefstandunke (*Bombinator igneus*) hier zahlreich vertreten ist. Die beiden Vertreter unserer Schwanzlurche, der Kammolch (*Molge cristata*) und der kleine Teichmolch (*Molge vulgaris*) können an flachen Stellen der Teiche beobachtet werden, wenn die Sonne hier bis auf den Grund scheint.

Wir sind näher an die Teiche herangetreten und stehen jetzt auf weichem Torfmoospolster (*Sphagnum*). Zwischen den zierlichen Moospflänzchen sehen wir als typische Moorpflanzen den biologisch interessanten insektenfressenden Sonnentau (*Drosera rotundifolia*) und das Wollgras (*Eriophorum polistachyum*). Noch eine zweite fleischfressende Pflanze finden wir hier, am häufigsten in dem flachen Graben, der sich am Ostrand des Geländes hinzieht und stark von Pfennigkraut (*Lysimachia nummularia*) durchwuchert wird: den gemeinen Wasserhelm (*Utricularia vulgaris*). Seine blasenartig erweiterten Blätter sind zugleich die Falle, welche die umherschwirrenden Kleintrebse, die Wasserflöhe und Hüpfersinge, aber auch kleinste Insektenlarven, einfängt und der Magen, welcher die Beute verdaut. Auf dem Wasserspiegel der Tümpel treiben die länglich eiförmigen Blätter des schwimmenden Laichkrauts (*Potamogeton natans*), welche in der Nähe des Ufers abgelöst werden von den schönen rundlich nierenförmigen Froschbißblättern (*Hydrocharis morsus ranae*). Beides sind bei uns sehr verbreitete Pflanzen. An den Teichrändern siedelt sich, wahrscheinlich aus den nahen großen Schilfbeständen der ausgedehnten Fischteiche zwischen dem Ellguther Holz und der Klodniß stammend, Schilf an, und zwar das gemeine Schilfrohr (*Phragmites communis*) und der Rohrkolben (*Typha angustifolia*). Dazwischen sehen wir überall die Blätter des Froschlöffels (*Alisma plantago*) aus dem Wasser ragen.

Wenn wir den grünen Ueberzug des Wassers zwischen den Schilfstengeln genauer betrachten, stellen wir fest, daß es die kleine Wasserlinse (*Lemna minor*) ist, bei uns die verbreitetste Art dieser Gattung. Eine seltenere Art der Wasserlinse (*Lemna polyrrhiza*) finden wir nicht weit von unserem Moor in dem Bach, der 300 m westlich den Bahndamm kreuzt. Hier finden wir auch die eigentümliche Blasen-schnecke (*Physa fontinalis*), eigentümlich wegen ihrer Fähigkeit, einen Teil ihres gelappten Mantels herauszustülpen und dem Gehäuse anzulegen.

Bleiben wir jedoch bei unseren Moortümpeln. Unter den Wasserlinsen fallen uns einige abweichend gestaltete Blättchen auf. Wir heben sie heraus und entdecken, daß es gar nicht Wasserlinsen sind. Es ist ein wunderschönes Pflänzchen, das ein auf dem Wasser schwimmendes, samtenes grünes Herz darstellt, an welchem unterseits zahlreiche Würzelchen hängen, das schwimmende Lebermoos (*Ricciocarpus natans*), obwohl Kosmopolit, bei uns ziemlich selten. Seinen häufigeren Verwandten, das flutende Lebermoos (*Riccia fluitans*) finden wir hier sehr zahlreich.

Wo die Leichoberfläche frei ist, kann man an feichten Stellen des Ufers bis auf den mit Wasserpest bewachsenen Bodengrund hinabsehen. *Helodea canadensis* ist bis heut ein biologisches Rätsel. Vor ungefähr 90 Jahren aus Nordamerika bei uns eingeschleppt, hat sie sich nur durch vegetative Vermehrung, also durch Sprosse, in ganz Mitteleuropa verbreitet. Obwohl ihre Ausbreitungsenergie gegenwärtig nachgelassen hat und bei uns nur weibliche Individuen (wenn man nicht den gesamten mitteleuropäischen Bestand dieser Pflanze als ein Individuum aufzufassen hat) vorkommen, ist ihr Heimatrecht bei uns sichergestellt. Recht zahlreich sehen wir aus dem Wasser die hellgrünen untergetauchten Blätter der Wasserfeder oder Sumpfsprimel (*Hottonia palustris*) herausleuchten. Mit ihrer 15 cm langen Traube weißrötlicher Blüten und den zarten, gefiederten Blättern gehört sie zu den schönsten Wasserpflanzen unserer Heimat.

An einigen herausgerissenen Wasserpflanzenstengeln entdecken wir ungefähr 6 cm lange schildlausähnliche Gebilde. Es ist die sonderbare Leichnapfschnecke (*Ancylus lacustris*), deren Schale, wie schon der Name sagt, nicht schneckenartig gewunden ist, sondern einen flachen Napf bildet. Ihre Verwandte, die Flußnapfschnecke (*Ancylus fluviatilis*) hat ein höheres mühenartiges Gehäuse und ist in ober-schlesischen Bächen nicht selten. Das zierlich gewundene Posthornschnecken, das wir gleichfalls an den Wasserpflanzen finden, fällt uns durch sein stark

zusammengedrücktes blatt dünnes Gehäuse auf (*Planorbis vortex*). Doch finden wir auch größere Vertreter seiner Gattung in diesen Gewässern, so die 3 cm große Posthornschncke (*Planorbis corneus*). Unsere gemeinste Schncke, die ansehnliche Teich- oder Schlammchncke (*Limnaea stagnalis*) fehlt nicht. Dagegen vermiffen wir einen Kiemenatmer unter den Schncken (die bisher genannten waren Lungenchncken), die große lebendgekärende Sumpdeckelschncke (*Vivipara contecta*).

Die bewegliche Insektenwelt fällt uns mehr ins Auge als diese trägen Schlammbewohner. Ueberall sehen wir es behende durch das Wasser schießen, und wenn wir mit dem Käfcher einige Streifzüge durch das Wasserpflanzendickicht unternehmen, erhalten wir reiche Beute. Aus dem Gewirr zappelnden Getiers arbeiten sich zunächst zwei Käferriesen heraus: Deutschlands größter, bei uns schon sehr seltener Käfer, der schwarze Kolbenwasserkäfer (*Hydrophilus piceus*) und der bekannte etwas kleinere Gelbrand (*Dytiscus*). Den „kleinen Gelbrand“ (*Acilius*) haben wir gleich in mehreren Stücken gefangen. Die Durchsuchung des Fanges ergibt ferner eine ganze Reihe von Wasserwanzen. Neben dem gemeinen Rückenschwimmer (*Notonecta glauca*) haben wir den nordischen Rückenschwimmer (*Notonecta lutea*) mit dem gelben Halschild festgestellt, und somit einen weiteren Fundort dieses bis vor kurzem aus Schlesien nicht bekannten Kerfs entdeckt. Von anderen Wasserwanzen finden wir die gemeine Schwimmwanze (*Nauroris cimicoides*), den Wasserfcorpion (*Nepa cinerea*) und verschiedene Vertreter der Gattung der Ruderwanzen (*Corixa*), darunter die große Ruderwanze (*Macrocorixa geoffroyi*). Schließlich sei noch der auf der Wasseroberfläche zwischen umherschwirrenden Laumelkäfern (*Gyrinus natator*) wie auf Schlittschuhen dahingleitende große Wasserläufer (*Hydrometra stagnorum*) genannt, der gleichfalls der Sippe der Wanzen angehört.

Ohne auf die Kleinlebewelt, die Kleininsekten, Milben, Würmer und Infusorien dieser interessanten Lebensstätte einzugehen, sei unser Streifzug hiermit beendet. Es war uns nicht möglich, im Rahmen unseres Ausflugs tiefer in biologische Einzelheiten einzudringen. Wir haben eine ganze Reihe eng kenacharter Lebensgemeinschaften gestreift: Das Torfmoor, den Teich, die Wiese, das Gebüsch, den Bach, den Bahndamm. Der überraschende Reichtum an Tier- und Pflanzenformen eines unbeachteten Fleckchens unserer oberschlesischen Heimat hat sich uns geoffenbart. Wie lange noch wird es dauern, bis die Industrie auch hierher gedrungen ist und die letzten Reste der einst so artenreichen Lebewelt unserer Heimat vernichtet haben wird?

Das Gräberfeld der ältesten Eisenzeit in Lohnia, Kreis Gleiwitz

Von Heinrich Kurtz

Vor einiger Zeit erhielt ich zwei Bronzeringe, die nebst alten Knochen und Urnen bei Lohnia, bei Ujest ausgegraben wurden.*) Mit diesen Begleitworten sandte im Jahre 1905 Pfarrer Chraszcz dem Breslauer Museum für Kunstgewerbe und Altertümer die ersten Funde von Lohnia zu. Damit lenkte der leider zu früh verstorbene oberschlesische Geschichtsforscher, der stets auch für die Urgeschichte unseres Heimatlandes großes Interesse bekundete, die Aufmerksamkeit des Breslauer Museums auf einen Fundplatz, dem wir wichtige, für Oberschlesien z. T. einzigartige Altertümer verdanken. Leider ließen die großen Forschungsaufgaben, die in Mittelschlesien zu erfüllen waren, eine fachgemäße Untersuchung der Fundstelle durch das Breslauer Museum nicht zu. Aus diesem Grunde hatten die Lohnia'er Funde das gleiche Schicksal, wie fast alle anderen Bodendenkmäler Oberschlesiens in dieser Zeit: sie wurden vernichtet oder in alle Welt zerstreut. Nur wenige Sachen fanden den Weg in die Museen, wo sie der Wissenschaft und Heimatkunde erhalten blieben. So gelangten von den reichen Funden aus Lohnia 1907 in die Breslauer Sammlung drei weitere Armringe und zwei Halsringe, die von Baumeister Buchholz geschenkt wurden. Mehrere Jahre später, 1923, erwarb das Museum von Lehrer Pech einen Halsring, das Bruchstück eines Armringes und einen Gürtelhaken von Bronze. 1925 überließ Amtmann Schnabel, Domänenpächter des Nachbargutes Jasten, dem Museum eine Reihe von Gefäßen und weitere Schmuckstücke aus Bronze. So hatte im Laufe der Zeit das Breslauer Museum eine reiche Sammlung von Funden aus Lohnia erwerben können. Auch das Gleiwitzer Museum erhielt von Kreisschulinspektor Schwingel zwei Gefäße und einige Bronzen von diesem Fundplatz. Später wurden 8 weitere Ge-

*) Die Berichte über Lohnia stammen aus den Akten des Museums Breslau und der oberschlesischen Provinzialstelle für Bodendenkmalpflege.

fäße und einige Eisenringe von Lohnia durch unbekannte Spender dem Museum geschenkt. Endlich ist auch ein bronzener Halsring, ein Geschenk von Pfarrer Profsch aus Chechlaw, in das Beuthener Museum gelangt.

Soweit es möglich war, habe ich versucht, alle Funde von Lohnia hier zusammen zu tragen. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nur der kleinste Teil in die Museen gelangt ist, die größere Zahl der Funde wird, da sie in Privatbesitz verblieb, verschollen und verloren gegangen sein, das übliche Schicksal aller Funde in Privatbesitz.

Bisher sind von den Fundstücken aus Lohnia nur die Bronzeringe, die das Breslauer Museum erhielt, in knapper Darstellung veröffentlicht worden.*) Da bis zu diesem Zeitpunkte von Lohnia nur einige Bronzen bekannt waren, glaubte man, daß es sich um einen Verwahrfund handele. Erst die weiteren Misfachen ließen in Verbindung mit den genauen Angaben über die Fundstelle erkennen, daß hier ein Gräberfeld mit ungewöhnlich reichen Bronzebeigaben vorliegt. Nach den uns heute bekannten Altertümern von Lohnia ist die Zugehörigkeit aller Stücke, auch der Bronzen, zu den Grabsunden erwiesen.**)

Der Fundplatz des Gräberfeldes liegt auf dem rechten Ufer der Klodnitz zwischen den Dörfern Lohnia und Plawniowiz. Hier steigt das Klodnitzufer zu einer Terrasse von 208,5 m über NN an und erhebt sich so gegen 10 m über die sumpfigen Wiesen des Klodnitzbettes. Auf dem sanft nach Süden abfallenden Gelände wurde, wie es in Oberschlesien auch an anderen Orten festgestellt worden ist, ein urgeschichtliches Gräberfeld angelegt.***)

Der Umfang des Friedhofes muß ganz beträchtlich sein. Als zum ersten Male im Jahre 1868 auf dieser Stelle durch Baron v. Koppny und Inspektor Neumann aus Chechlaw Grabsunde gehoben wurden, schätzten die Finder damals die Größe des „heidnischen Begräbnisplatzes“ auf 5 Morgen (= 127,5 a). Diese Funde aus den 60er Jahren gingen restlos verloren. Ungefähr 30 Jahre später sind von neuem größere

*) Dr. Richter: „Der Bronzezeitfund von Lohnia.“ Schles. Vorzeit, Neue Folge Bd. IV, S. 40 ff und Abb. 76 und Dr. Richter: „Der Bronzezeitfund von Lohnia“ in „Oberschlesien“. 1907 S. 273—275 m. 1 Abb.

**) Alle Fundnachrichten berichten von Grabsunden, bei denen die Metallfunden lagen. Prof. Seger sprach bereits 1923 nach Erwerb der Sammlungen Pech und Schnabel die Vermutung aus, daß es sich in Lohnia nur um ein Gräberfeld handle. (Fundakten des Breslauer Museums.)

***) In gleicher Lage wurde z. B. am Oberufer das große Gräberfeld der jüngsten Bronze- und ältesten Eisenzeit von Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz ange-
troffen.

Erarbeiten vorgenommen worden, da man eine Sandgrube auf dem Fundgelände anlegte. Aus dieser Zeit stammen fast alle Funde, die in das Breslauer und Gleiwitzer Museum gelangten. Auch im Jahre 1913 wurden mehrere Gräber beim Bau einer Feldbahn zerstört. Einige Funde hiervon sind nach Breslau abgeliefert worden.*)

Trotz der unsachgemäßen Bergung sind doch die Lohntaer Funde für die Urgeschichte Oberschlesiens von besonderer Bedeutung, sodaß es sich verlohnt, auf sie näher einzugehen. Da bisher eine zusammenfassende Darstellung der in den einzelnen Museen zerstreuten Stücke nicht erfolgt ist, sei zunächst eine Beschreibung der einzelnen Funde gegeben.

Vom Fundplatz aus Lohnta befinden sich im Breslauer Museum insgesamt 19 Fundstücke.**)

1. 2 große Armringe aus Bronze. Die Ringe sind hohl gegossen und haben dicht zusammenstehende, glatte Enden. Längs der Innenseite läuft ein offener Spalt. Auf dem Ringe ist eine Verzierung von nebeneinanderstehenden, senkrechten Rippen angebracht. Durchmesser 12—13, Stärke 2,5 cm. Katalog Nr. 414:04. (Tafel XV, Abb. 2 u. 4.)
2. 2 Armringe in Form und Herstellung wie Nr. 1, doch weicht die Verzierungsart insofern ab, als die Rippen in vier Gruppen angeordnet sind. Dunkelsteife, rauhe Patina, z. T. beschädigt. Dm. 15,5 und 14,5, St. 4 und 3 cm. Kat. Nr. 31 u. 32:07. (Tafel XV, Abb. 1 u. 3.)
3. Hohl gegossener, geschlossener Bronzearmreif, innen der Länge nach offen, reich verziert mit Rippen, Parallelsurken und einem rautenförmigem Muster, das Augen-Ornamente aufweist. Raub patiniert. Dm. 10, St. 2,3 cm. Kat. Nr. 33:07. (Tafel XVI, Abb. 5.)
4. Bronzering, aus halbkreisförmigem, massivem Bronzeband, unverzert, nur zur Hälfte erhalten. Dm. 6,5, St. ca. 1 cm. Kat. Nr. 239:23.
5. Halsring aus Bronzedraht, gedreht. Die Enden sind zu einem Hakenverschlag gearbeitet. Dm. 13,5, St. 0,5 cm. Kat. Nr. 35:07. (Tafel XV Abb. 5.)
6. Bronzener Halsring, offen, gedreht. Die Enden gerade abgeschnitten, z. T. beschädigt. Dm. 14,5, St. 0,7 cm. Kat. Nr. 34:07. (Tafel XV Abb. 6.)
7. Bronzener Halsring, gedreht, mit glatt abgesetzten Enden. Dm. 18,5 cm. Kat. Nr. 145:24.
8. Bronzener, hohl gegossener Halsring, nur in Bruchstücken erhalten. Der Ring ist reich verziert durch senkrechte Rippen, einem Wolfszahnornament und rautenförmigen Mustern, die mit Kreisen, deren Mittelpunkt eingestochen ist, ausgefüllt sind. Dm. 20,5, St. 2,5 cm. Kat. Nr. 146:24.

*) Vgl. Mittschlesien Bd. I S. 266 u. 271 m. 1 Abb. des Gürtelhalens.

***) Dem Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau sei für die Ueberlassung von Lichtbildern zu Druckstöcken auch an dieser Stelle bestens gedankt. Desgl. Frä. Sage, die einen Katalogauszug der Lohntaer Funde freundlichst anfertigte.

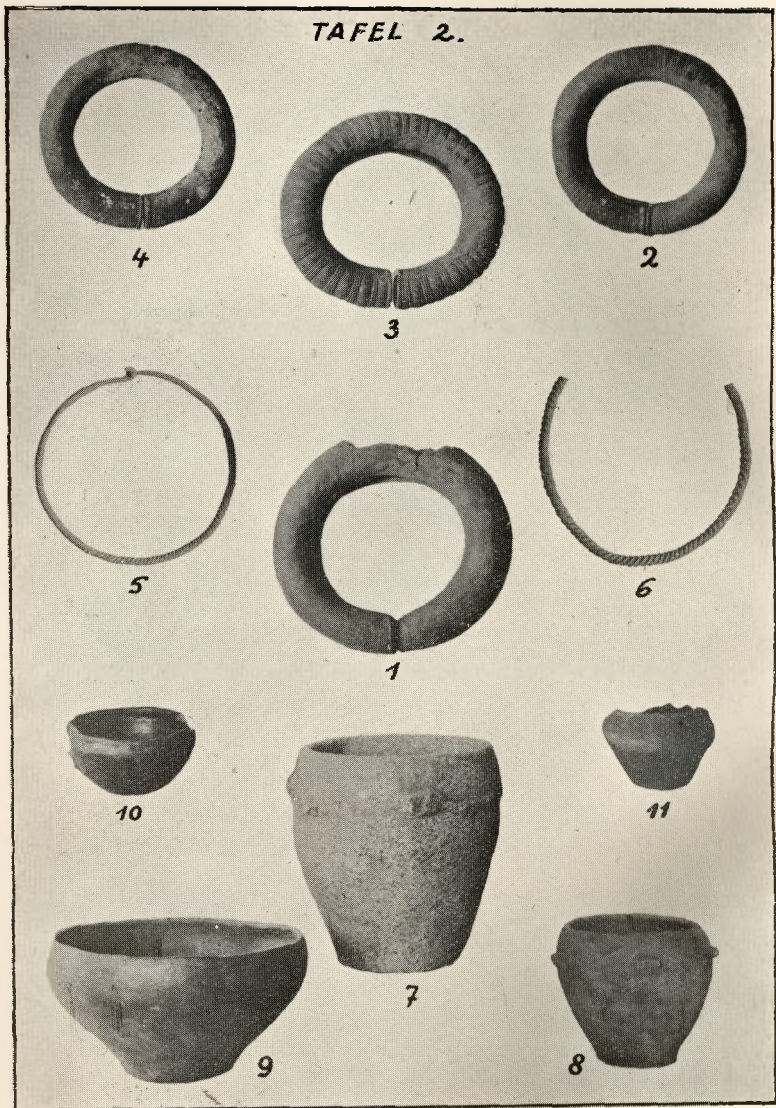
9. Bronzehalbiring, gedreht und mit glatten Enden, um die zwei Querschnitte zu lauen. Die Oberfläche z. T. beschädigt. Dm. 17 cm. Kat. Nr. 238:23. (Tafel XVI, Abb. 8).
10. Spiralscheibennopfnadel aus Bronze mit dunkelgrüner, glänzender Patina. L. 9,9 cm. Die Scheibe besitzt $2\frac{1}{2}$ Umgänge. Kat. Nr. 36:07. (Tafel XVI, Abb. 10).
11. Gürtelknoten aus Bronze, stark beschädigt. Das römisch geformte Gürtelblech läuft an einem Ende in ein rechteckiges Bronzestück aus, das zwei längs gerichtete drahtförmige Fortsätze zur Befestigung besitzt. Auf dem Blech sind in gleicher Weise wie auf dem Armring Nr. 3 eine Anzahl von Kreisen mit eingestochenen Mittelpunkt zur Verzierung eingepunzt worden. Länge 9,5, Br. 5,2 cm. Kat. Nr. 240:23. (Tafel XVI, Abb. 11).
12. Spirale aus Bronze Draht von $2\frac{1}{4}$ Windungen. Das Stück ist wohl als Fingerring verwandt worden. Dm. 2,9 cm. Kat. Nr. 147:24.
13. Zwei Bruchstücke, die von einem gleichen Spiralknoten stammen, wie Nr. 12. Kat. Nr. 148:24.
14. 9 Bronzenipfe aus dünnem Bronzeblech. An der Innenseite des gewölbten Knopfes sitzt eine kleine Dese. Dm. des Knopfes 0,9—1,5 cm. Kat. Nr. 149:24.
15. Rohrer Topf von rötlichgelber Farbe mit 4 Knubben und umlaufender Wulst dicht unter dem Hals. Höhe 21, Mündung 19 cm. Kat. Nr. 140:24. (Tafel XV, Abb. 7).
16. Rohrer Topf von rötlicher Farbe mit 4 Griffsleisten mit Doppelnubben. In der Höhe der Leisten läuft ein Kranz von Fingertupfen um das Gefäß. H. 13, M. 12 cm. Kat. Nr. 141:24. (Tafel XV, Abb. 8).
17. Napfförmige Schüssel mit abgesetztem Boden, weit ausladendem Körper und eingezogenem Rand. Gelber Ton mit schwarzen Schmauchflecken. H. 13, M. 24 cm. Kat. Nr. 142:24. (Tafel XV, Abb. 9).
18. Henkelnapf mit geklammertem Rand und hohem Henkel von schwärzlichbrauner Farbe. H. 6, Dm. 12 cm. Kat. Nr. 143:24. (Tafel XV, Abb. 10).
19. Henkelnapf von grauschwarzer Farbe und doppeltegelförmiger Form. Der Oberteil beschädigt. H. 6,8, M. 8 cm. Kat. Nr. 144:24. (Tafel XV, Abb. 11).

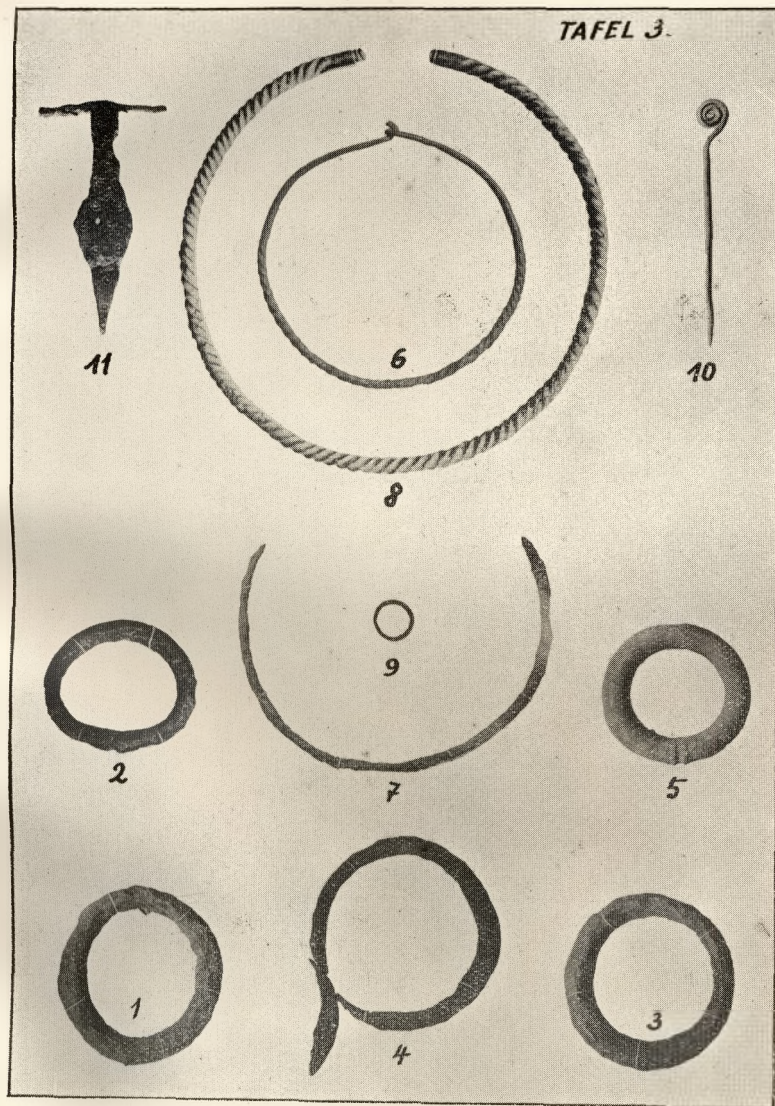
Die Spiralscheibennopfnadel Nr. 10 wurde im Museum als nicht zu den Funden aus Lohnia gehörig abgeliefert. Im Katalog ist hierzu bemerkt, daß das Stück von einem benachbarten Gräberfelde stammen soll. Da jedoch das Gräberfeld zu Lohnia eine beträchtliche Ausdehnung besitzt, ist es wohl sicher, daß die Nadel dennoch von dort stammt.

Außer diesen Funden, die das Breslauer Museum von Lohnia besitzt, befinden sich heute in der Sammlung des oberschlesischen Museums zu Gleiwitz folgende Fundstücke:

1. Eiserner Halsring aus rundlichem Draht, stark verrostet, in mehrere Stücke gebrochen und nur z. T. erhalten. Dm. 20 cm. Kat. Nr. 7036/6812. Tafel XVI, Abb. 7).







2. Bronzener Halsring aus rundem Draht, gedreht, nur ein Bruchstück vom Ende des Ringes erhalten (ungefähr $\frac{1}{3}$). Das Ende ist glatt. Dm. 20, St. 0,5 cm.
3. 2 eiserne Armringe aus rundem Draht mit leicht verjüngten, glatten Enden, die spiralförmig übereinandergreifen, verrostet. Dm. 11,7—12, St. 2,3 cm. Kat. Nr. 7029 u. 7030. (Tafel XVI, Abb. 1 u. 3.)
4. Eiserner Armring von ovaler Form, stark verrostet. Die Enden stehen dicht nebeneinander und sind leicht verbreitert. Dm. 8,5 bzw. 7,5, St. 1,4 cm. Kat. Nr. 7027. (Tafel XVI, Abb. 2.)
5. Eiserner Armring, roh gearbeitet und stark verrostet. Die spitz auslaufenden Enden sind 3 cm voneinander entfernt. An das eine Ende ist ein Bruchstück eines zweiten gleichartigen Ringes angerostet. Dm. 10 cm. Kat. Nr. 7028. (Tafel XVI, Abb. 4.)
6. Bronzener Fingerring mit übereinandergreifenden Enden aus dünnem, glatten Draht. Dm. 1,9 cm. (Tafel XVI, Abb. 9.)
7. Bauchiges Gefäß mit ausladendem Rande und glattem, abgesetztem Hals. Auf der Schulter des Gefäßes sind 4 einander gegenüberstehende, runde Dellen angebracht, von denen nach dem Fuß zu kurze Strahlen ausgehen. Zwischen diesem Sonnenmuster sind in gleichem Abstände voneinander 4 Gruppen von senkrechtlaufenden Furchen, die bis zur Mitte des Unterteiles gehen, eingeritzt. H. 18,4, M. 19,5, Bd. 9,5 cm. Kat. Nr. 7036. (Tafel XIV, Abb. 1.)
8. Rohrer Topf von roter Farbe mit glattem Hals und gerauhtem Körper. Der Uebergang zwischen Hals und Körper weist 4 Knubben auf, zwischen denen Fingertupfen angebracht sind. H. 22, M. 17 cm. Das Gefäß war zu einem Drittel mit Leichenbrand gefüllt. Kat. Nr. 6813. (Tafel XIV, Abb. 8.)
9. Rohrer Topf, mit glattem Hals und gerauhtem Körper. Auf dem Uebergang zwischen beiden sitzen 5 Griffleisten, zwischen denen Fingertupfen eingedrückt sind. H. 17, M. 12,5 cm. Kat. Nr. 4959. (Tafel XIV, Abb. 9.)
10. Rohrer Topf mit glattem Hals und gerauhtem Unterteil, mit 4 Doppelknubben, z. T. beschädigt. H. 16, M. 11,5 cm. Kat. Nr. 257. (Tafel XIV, Abb. 7.)
11. Rohrer Topf, jedoch nur mäßig gerauht, auf dem oberen Teile des Gefäßes sitzen in nicht gleichem Abstände voneinander 5 Knubben. H. 11, M. 10 cm. Kat. Nr. 6811. (Tafel XIV, Abb. 6.)
12. Napfförmige Schüssel mit eingezogenem Rande von gelber Farbe mit schwarzen Schmauchflecken. H. 9, M. 17,5 cm. Kat. Nr. 6814. (Tafel XIV, Abb. 4.)
13. Doppeltegelförmiges Gefäß ohne Henkel von schwarzer Farbe, beschädigt. H. 9,5, M. 11 cm. Kat. Nr. 6810. (Tafel XIV, Abb. 5.)
14. Henkelnapf aus ziegelrotem Ton von einfacher Form, mit hohem, breiten Bandhenkel. Innen schwärzlichrot, z. T. beschädigt. H. 9,5, M. 12,5 cm. Kat. Nr. 257. (Tafel XVI, Abb. 3.)
15. Henkelschale mit rundem Bandhenkel, hohem, leicht geflügeltem Rande und halbkugligem Unterteil. Boden eingedellt. H. 5,2, M. 8,8 cm. Kat. Nr. 6812. (Tafel XIV, Abb. 2.)

16. 2 Scherben eines rohen Topfes von gelblicher Farbe und leicht geklebtem Rand, unter dem in geringem Abstände ein Fingertupfentranz läuft.
17. 2 Kappen von Mahlzähnen eines Menschen und 2 Bruchstücke von der Schädeldecke mit Nähten. Besonders auffallend hierbei ist, daß die Knochen und Zähne unverbrannt sind, also nicht von einer Brandbestattung herrühren können.

Zu diesen Breslauer und Gleiwiger Fundstücken tritt der Halsring aus Lohnia, der sich im Besitze des Beuthener Museums befindet, hinzu.

Bronzener Halsring, gedreht, die Enden stark verkümpft und zu einem Halsenschloß gearbeitet. Hellgrüne, schön erhaltene Patina. Dm. 14,2 cm. Inv. Nr. 515:25. (Tafel XVI, Abb. 6).

Bei dieser reichen Zahl von Altsachen ist es um so bedauerlicher, daß durch die unsachgemäße Bergung geschlossene Grabsfunde nicht erhalten geblieben sind. Doch lassen sich an Hand der Funde wenigstens einige Rückblicke auf die Art der Bestattung ziehen.

Der rohe Topf Nr. 8 der Sammlung des oberschlesischen Museums zu Gleiwitz ist mit Leichenbrand gefüllt und man kann mit Sicherheit annehmen, daß der Leichenbrand auch ursprünglich in dem Gefäße lag. Wie z. B. Funde auf den Gräberfeldern von Klein-Schminitz Kreis Oppeln, Zülz Kreis Neustadt und Chorulla Kreis Groß-Strehlitz gezeigt haben, war es während der ältesten Eisenzeit in Oberschlesien eine übliche Bestattungsform, den Leichenbrand in einen rohen Topf zu legen und ohne jedes Beigefäß im Boden zu bergen. Es ist daher wahrscheinlich, daß wir in Lohnia die gleiche Bestattungsart antreffen und so einen geschlossenen Grabsfund besitzen. Zum mindesten weist der Leichenbrand, daß ein Teil der Funde von Lohnia aus Brandgräbern stammt.

Sicher sind jedoch auch Skelettgräber angetroffen worden. Hierfür sprechen am deutlichsten die unverkannnten Knochenstücke, die sich im Gleiwiger Museum befinden. Ganz besonders sprechen dafür die gut erhaltenen Schmelzkappen der Mahlzähne, die bei der Leichenverbrennung gewöhnlich völlig vernichtet werden. Auch die reichen Metallbeigaben, die in den Brandgräbern der ältesten Eisenzeit nicht üblich sind, stammen wahrscheinlich aus Skelettgräbern. Denn die Körperbestattungen, die in Oberschlesien in der vorletzten Stufe der vorchristlichen Eisenzeit (Stufe Hallstadt C nach Reinecke) auftreten, weisen abweichend von den gleichzeitigen Brandgräbern z. T. reiche Metallbeigaben auf.*)

*) Vgl. Seger: „Adamowitzer Typ“ in Ebert: Reallexikon, Bd. I.

Bislang waren diese Skelettgräber, die nach dem ersten Fundorte Gräber des Adamowitzer Typs genannt werden, aus Groß-Strehliß—Adamowiz, Chorulla, Tschammer—Ellguth und Waldhäuser Kreis Groß-Strehliß, Alt-Karmunkau und Klein-Lassowitz Kreis Rosenberg, sowie einem nicht mehr näher feststehenden Fundorte des Kreises Rybnik bekannt. Auf fast allen diesen Friedhöfen sind neben den Skelettgräbern auch Brandgräber der ältesten Eisenzeit angetroffen worden, so daß damals beide Bestattungsarten nebeneinander bestanden haben. Die teilweise völlige Gleichzeitigkeit der Körper- und Urnengräber beweisen die gleichen Formen der Beigefäße und Metallsachen aus wissenschaftlich geborgenen Grabsunden.*) Daher ist es nicht möglich, in Lohnia die Beigaben der Skelettgräber von denen der Brandgräber zu trennen, wengleich vermutet werden kann, daß die gut erhaltenen, bronzenen Hohlringe aus Körpergräbern stammen.

Allein das Auftreten der Skelettbestattung auf dem Friedhofe zu Lohnia gibt uns einen genügend sicheren Anhalt für die Zeitstellung des Fundplatzes. Die Skelettgräber des Adamowitzer Typs gehören der Spät-Hallstattzeit (Stufe C nach Reinecke) an und daher ist der Fund von Lohnia nach seinen Gratformen in das sechste bis vierte vorchristliche Jahrhundert zu setzen.

Natürlich bieten nicht allein die Gratformen einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung. Alle Gefäße und Metallbeigaben weisen kennzeichnende Formen der ältesten Eisenzeit auf.

Bei der Betrachtung der Gefäße fallen zunächst schon durch ihre Zahl die rohen Töpfe auf. Seit der jüngsten Bronzezeit ist diese Art von Gefäßen fast stets in den Urnengräbern anzutreffen.***) Die einfachen Formen der Bronzezeit werden erst in der ältesten Eisenzeit abwechslungsreicher. Es würde hier zu weit führen, näher auf die formenkundliche Entwicklung einzugehen. Es sei nur hervorgehoben, daß in der ältesten Eisenzeit die Rauhung häufig besonders betont wird (Vgl. Tafel XIV, Abb. 8), zur Verzierung Fingertupfenreihen oder Wülste mit Einstichen angebracht werden und die Desenhenkel, die wir in der Bronzezeit bei den rohen Töpfen häufig antreffen, in der ältesten Eisenzeit zum größten Teil Warzen und Knubben weichen müssen. Die Formen werden plump und übertrieben roh gearbeitet.

*) Seger a. a. O.

**) Vgl. Mertins: Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Abb. 139 und 139.

Besonders kennzeichnend für die älteste Eisenzeit sind die fattenförmigen Schüsseln mit leicht eingezogenem Rande (Tafel XIV, Abb. 4, Tafel XV, Abb. 9). Diese Form tritt ganz im Gegensatz zu den Urnengräbern der Bronzezeit in Brand- und Körpergräbern der Eisenzeit recht zahlreich auf, sodaß wir sie als eine der ältesten Eisenzeit eigentümliche Form von Beigefäßen ansprechen können. Aus den Gräbern des Adamowitzer Typs sind uns zahlreiche Schüsseln mit eingezogenem Rande bekannt.

Die Henkeltassen und Henkelnäpfe, von denen aus Lohnta im ganzen vier erhalten geblieben sind, zeigen besonders in Tafel XIV, Abb. 2 und 3 eisenzeitliche Formen. Der breite, gekahlte Rand, der nicht über den Rand herausragende Henkel, sind besondere Merkmale dieser Stufe. Die großen doppelkegelförmigen Henkelnäpfe sind auf bronzezeitlichen Urnengräbern Oberschlesiens m. B. bisher noch nicht angetroffen worden, allerdings auch in der ältesten Eisenzeit nicht allzu häufig. Trotzdem können wir sie als kennzeichnende Form dieser Stufe betrachten.

Ein einzigartiges Gefäß für die obereschlesischen Gräber der ältesten Eisenzeit ist die Urne mit dem Sonnenmuster. Ihre Form ist in der ältesten Eisenzeit nicht selten. Zum Vergleich sei nur das bekannte Gefäß mit der Hirschjagddarstellung aus Lahse, Kr. Wohlau erwähnt.*) Einzigartig ist jedoch die Verzierung, die die Schulter des Gefäßes von Lohnta bedeckt. Sonnendarstellungen finden wir in der ältesten Eisenzeit nicht selten, jedoch nur aufgemalt.***) Die bemalte Keramik hat ihr Hauptverbreitungsgebiet in Mittelschlesien und Posen, aus Oberschlesien sind nur zwei Fundplätze bislang entdeckt worden (Groschowitz und Rgl.-Neudorf Kreis Oppeln). Trotzdem werden wir nicht fehl gehen, wenn die Sonnendarstellung auf dem Lohntaer Gefäß mit den Sonnenmustern der bemalten Keramik in Zusammenhang gebracht wird. Die Darstellung der Sonnenscheibe scheint in dieser Zeit eine besondere Bedeutung gehabt zu haben, da wir sie recht häufig in Radform und als Hakenkreuz auf Grabgefäßen vorfinden.***)) In Oberschlesien deutet bisher nur die Sonnendarstellung auf dem Gefäß von Lohnta auf eine ähnliche Bedeutung hin.

*) Mertins, a. a. O., Abb. 183.

**) Vgl. Seger: „Die Stillentwicklung in der Keramik d. Schlesienschen Urnenfriedhöfe“ Tafel IV, Abb. 4. in Schlef. Vorz. Neue Folge. Bd. VIII.

***)) Vgl. Seger: „Die Stillentwicklung in der Keramik d. schlef. Urnenfriedhöfe“ S. 17.

Uebersichten wir die Gefäße aus den Grabsunden von Lohnia, so finden wir keinerlei Formen, die von der Stilart der ältesten Eisenzeit abweichen. Die gleichen kennzeichnenden Formen treffen wir auch bei den Metallbeigaben an, die aus Lohnia in so außergewöhnlich reicher Zahl wie bisher bei keinem anderen Gräberfelde aus Oberschlesien vorliegen.

Schmucksachen aus Metall werden schon in der jüngeren Steinzeit dem Toten als Grabbeigaben mitgegeben.*) Auch in den Skelettgräbern der älteren Bronzezeit und in den Brandgräbern der Urnengräberfelder finden sich Metallsachen, wenn auch spärlich. Im Gegensatz hierzu weisen die Skelettgräber des Adamowitzer Typs zahlreichere Metallfunde auf. Namentlich ist es der Ringschmuck, der dem Toten ins Grab folgte. In gleichem Maße wurde in dieser Zeit Eisen und Bronze verwandt.

So liegen aus Lohnia 5 Halsringe, davon 4 aus Bronze und einer aus Eisen vor. Der Halsring wurde aus rechteckigem oder rundem Draht hergestellt und in den meisten Fällen durch Drehung oder durch eingepunzte Riefen verziert. (Tafel XV, Abb. 5, 6.) Verschieden wird das Ende des Ringes behandelt. Es ist entweder glatt abgeschnitten, (Tafel XV, Abb. 6) oder aber zu einem Hakenschoß gearbeitet. (Tafel XV, Abb. 5.) Diese einfache Schmuckform des Bronzehalsringes tritt schon während der älteren Bronzezeit auf, während natürlich Eisenringe erst seit der ältesten Eisenzeit hergestellt werden. Der Erhaltungszustand ist verschieden gut, während die Bronzeringe eine schöne Patina aufweisen und z. T. vorzüglich erhalten sind, ist der eiserne Ring stark verrostet und in mehrere Stücke zerbrochen.

Unter den Armringen von Lohnia liegen eine Reihe wichtiger Fundstücke vor. Auch hier treffen wir Eisen- und Bronzereifen an. Die einfachste Form des Armringes stellen die beiden eisernen Ringe auf Tafel XVI, Abb. 1 und 3 dar. Sie sind aus rundlichem Eisendraht spiralförmig gearbeitet. Ihr Erhaltungszustand ist schlecht. Ein weiterer Typ (Tafel XVI, Abb. 4) zeigt stark verjüngte, offenstehende Enden. Der vierte Eisenring von ovaler Form ist gleichfalls offen und weist verdickte kolbenförmige Enden auf. Auch dieser Ring ist stark verrostet, sodaß die Enden zugerostet sind. (Tafel XVI, Abb. 2.) Zu den eisernen Armringen kennen wir mehrere Vergleichstücke von ober-schlesischen Gräberfeldern, so z. B. von Adamowitz, Waldhäuser Kreis Groß-Strehlig und Klein-Lassowitz Kreis Rosenberg.

*) Vgl. Mertins a. a. O., Abb. 26—28

Besonders wichtige und einzigartige Fundstücke sind die fünf hohlen Bronzearmkänder. Diese Ringe sind in einer bestimmten Gußtechnik, sogenannter verloreener Form, hergestellt worden. Es wurde über ein Tonmodell eine Wachsschicht in der Stärke des Gusses aufgetragen, über die ein Tonmantel gelegt wurde. Beim Eingießen des flüssigen Metalls in die Form schmolz das Wachs. Durch die Öffnung, die auf der Innenseite des Ringes entlang läuft, wurde der Tonern herausgehoben, so daß ein hohler Armreif entstand. Die Oberfläche des Ringes ist durch eingravierte Muster, die für die älteste Eisenzeit kennzeichnend sind, in geschmackvoller Weise verziert.

Aus Oberschlesien haben wir diesem prachtvollen Schmuck nicht ein Vergleichstück an die Seite zu setzen. Doch sind derartige Bronze-hohlringe z. B. aus dem ersten und zweiten Verwahrfund von Lorenzendorf, Kreis Namslau bekannt.*) Sicherlich stammen diese Bronzen nicht aus einer schlesischen Bronze gießerei, sondern sind wohl eingeführte Waren aus einem der südlichen Nachbarländer, vielleicht aus Ungarn.

Ein gleichfalls für Oberschlesien seltenes Stück ist der Gürtel-haken aus Bronze. Er zeigt eine für die älteste Eisenzeit kennzeichnende Form. Aus Oberschlesien ist bisher kein zweites Stück dieser Art bekannt, obwohl Gürtelhaken der ältesten Eisenzeit in zwei weiteren Fundorten geborgen wurden.***) Doch liegt aus Mittelschlesien ein gleichartiger Gürtelhaken z. B. aus Peisterwitz Kreis Ohlau vor.***) Weiterhin sind noch mehrere Vergleichstücke von eisenzeitlichen Gürtel-haken der Lohniaer Form aus der Provinz Posen bekannt.†)

Der Gürtelhaken von Lohnia gibt uns einen weiteren sicheren Festpunkt für die Zeitstellung des Gräberfeldes an, da er in dieser Form nur in der vorletzten Stufe der Hallstattzeit auftritt.

Die Spiralscheibentopfnadel ist in Oberschlesien ein häufiges Fundstück der eisenzeitlichen Urnen und Skelettgräberfelder. Wie alle Schmuckstücke dieser Stufe wurden solche Nadeln aus Bronze, wie das Lohniaer Stück, und auch aus Eisen gefertigt. Bronzene Spiralscheibentopfnadeln sind z. B. aus Oberschlesien von einem Gräberfelde der älte-

*) Vgl. Mertins a. a. O. S. 84, Abb. 210—213.

**) Ein nicht vollständiges Stück stammt aus Groß-Schminitz, Kreis Op-peln, Inv. Nr. 132:28, ein weiterer Gürtelhaken aus Brantitz, Kreis Leobschütz. Dieser Bronzehaken befindet sich als Leihgabe im Rathborer Museum.

***) Mertins a. a. O. S. 86, Abb. 223.

†) Z. B. aus Czefanowo, Kreis Ostrowo und Lubietowo, Kreis Schrimm, vgl. Przeglad Archeologiczne 1922, Bd. II Heft S. 50, Abb. 10.

ften Eisenzeit aus Brzezinka Kreis Gleiwitz, aus einem Brandgrabe aus Żółz, Kreis Neustadt, einem untekannten Fundplaze des Kreises Rybnik und aus Klein-Lassowitz, Kreis Rosenberg bekannt.*) Eiserne Nadeln dieser Art wurden z. B. in Adamowitz, Klein-Lassowitz und Waldhäuser gefunden. Wir können die Spiralscheibekopfnadel als eine Leitform der ältesten Eisenzeit ansehen.**)

Die übrigen Bronzen, die drei Spiralfingerringe und die Bronzeknöpfe zeigen Formen, die schon in der Bronzezeit auftreten und sich bis in die älteste Eisenzeit hinein halten. Für die Fingerringe seien als Vergleichsstücke nur derartige Ringe aus Neufunden von Chorulla, Kreis Groß-Strehlitz angeführt.

Bronzeknöpfe aus dünnem, leicht gewölbtem Bleche mit unten sitzender Dese sind aus Oberschlesien von zahlreichen Fundplätzen vorhanden.***) Nur ein Grabsfund der jüngsten Bronzezeit aus Lubowitz, Kreis Ratibor sei hier angeführt, wo neben dem Leichenbrand sich 29 derartige Knöpfe fanden.

Ueberblicken wir noch einmal die Funde, die aus Lohnia vorliegen, so ergeben die Art der Bestattung und die Form der Beigaben ein für die Zeitstellung einheitliches Bild. Wir haben es mit einem Gräberfelde der ältesten Eisenzeit, der Hallstattstufe C zu tun, auf dem Brand- und Skelettgräber angelegt wurden. Die Zeit, in der dieser Friedhof benutzt wurde, fällt also in das 8.—6. Jahrhundert vor Christus. Eine große Zahl von einzigartigen Fundstücken geben dem Fundplatz von Lohnia eine bedeutsame Stellung in der Urgeschichte von Oberschlesien.

Zum Schlusse dieser Ausführungen, die nur einer beschreibenden Darstellung, nicht einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Funde von Lohnia dienen sollen, sei kurz die Frage nach dem Volkstum der Siedler aus der ältesten Eisenzeit von Lohnia gestreift. Seit dem Beginn der Bronzezeit hat dieses Volk, wie die formenkundliche Entwicklung der Gefäße und Metallgeräte zeigt, ununterbrochen unser Land bewohnt. Die Hallstattstufe C, der das Lohniaer Gräberfeld angehört, ist die Zeit der letzten Blüte dieser Kultur. Noch liegen aus der folgenden Zeit, der Hallstattzeit D und der sog. La Tène Zeit A, Funde vor, dann brechen alle Hinterlassenschaften dieser Kultur ab.

*) Vgl. Richtshofen, Einführung in die ur- und frühgeschichtliche Abteilung des Museums Ratibor, 1927 Tafel 4, Abb. 3.

***) Vgl. Mertins a. a. O. S. 82.

****) Vgl. Urndt, Oberschlesische Vor- und Frühgeschichte. Tafel 6, Abb. 48.

In keiner folgenden Zeitstufe, weder in keltischer noch in germanischer Zeit finden wir Spuren von ihr. Daher verdient die Annahme, die vom größten Teil der Wissenschaft vertreten wird, daß das Volk durch die vordrängenden Frühgermanen abgedrängt und z. T. in den Kämpfen mit ihnen vernichtet worden sei, größte Wahrscheinlichkeit. Eine Reihe von Gründen sprechen dafür, daß die Vorfahren der heute in Illyrien und Arien lebenden Volksstämme mit der eisenzeitlichen Bevölkerung verwandt waren. Entgegen dieser Ansicht behaupten einige polnische Forscher, daß diese Völker als die Urslawen anzusprechen seien. Trotz der unwiderlegbaren Gegengründe deutscher und tschechischer Forscher hält namentlich der Posener Prof. Koszjewski an dieser Ansicht fest — scheinbar nicht allein aus rein wissenschaftlichen Gründen — und versucht, weitere Anhänger dieser Hypothese zu gewinnen. Da jedoch weder in der keltischen Kultur (400 v. Chr. bis um Chr. Geburt) noch in der Zeit der zweiten germanischen Besiedlung (von Chr. Geburt — bis ins 5. Jahrhundert n. Chr.) irgend eine Spur von dem eisenzeitlichen Volke unter den hunderten von Funden zu bemerken ist, da ferner die Zeit nach 500 n. Chr. keinen Fund aufweist, der ein Weiterleben der Bevölkerung der ältesten Eisenzeit beweist, so wenden sich alle maßgebenden tschechischen und die unvoreingenommenen unter den polnischen Forschern von der Slawentheorie ab. Wir können heute daher mit Recht sagen: Die Bevölkerung der Bronze- und ältesten Eisenzeit Schlesiens war weder germanisch noch keltisch und ganz sicher nicht urslawisch.

Noch ist die wichtige Frage nach dem Volkstum der bronzezeitlichen Siedler nicht völlig geklärt. Jeder Neufund bringt hier neues Licht. Besonders aus dem Kreise Gleiwitz, der schon durch Funde aus Brzezinka, Chechlau, Klein-Wilkowitz, Rudzinitz, Schieroth und Löst den Nachweis einer allgemeinen Besiedlung zur Bronze- und ältesten Eisenzeit erbracht hat, wird hoffentlich noch manch gleich wichtiger Fund, wie der von Lohnia, geholt werden können. Heimatsforscher, hier steht ein reiches Arbeitsfeld offen!



Johann Christian Bendeler
„Theater im Freien“ 1720. (Oberschlesisches Museum Gleiwitz.)



Johann Christian Bendeler
„Bauernhochzeit“ 1720. (Oberschlesisches Museum Gleiwitz.)

Johann Christian Bendeler, ein vergessener Maler

Von Dr. Franz Heinevetter

Die wirtschaftliche und soziale Schichtung Oberschlesiens in Verbindung mit seiner verhältnismäßig jungen Kultur tragen die Schuld daran, daß in Oberschlesien gute, alte Kunstwerke weniger zahlreich anzutreffen sind als in anderen Gegenden Deutschlands. Zwar befinden sich in den Schlössern, Klöstern und Kirchen beachtenswerte Schätze, ebenso enthalten die kleinen Sammlungen einzelner kunstsinziger Privatpersonen Meisterstücke, aber eine Anhäufung von ersten Werken, wie wir sie in den größeren und auch kleineren deutschen Museen finden, suchen wir in Oberschlesien vergeblich. Der Grund dafür liegt darin, daß die Bedeutung der Museen in Oberschlesien viel zu spät erkannt wurde, sodaß erst um die Wende des letzten Jahrhunderts in verschiedenen Städten Museen entstanden, die jedoch auch nur als Heimatmuseen aufgezogen wurden. Das Schwergewicht des Kunstlebens lag bis zur Errichtung einer eigenen Provinz Oberschlesien in Breslau, wo auch die Meisterwerke der Kunst, die anteilsgemäß auch mit obererschlesischem Geld erworben wurden, sich ansammelten. Erst in den letzten Jahren ist ein obererschlesisches Museum, das Gleiwitzer, dazu übergegangen, eine größere Gemäldegalerie aufzubauen, zu der ein Grundstock in den 20 Jahren seines Bestehens bereits gelegt war. Das Ziel dieser Gemäldegalerie ist die Sammlung von Werken der bedeutendsten obererschlesischen Künstler der Vergangenheit und Gegenwart, daneben sollen aber Kunstwerke anderer Länder, wenn auch nur in einzelnen guten Stücken, aufgenommen werden, um die Entwicklung der Kunst im Allgemeinen wenigstens in Umrissen zu zeigen.

Die Gemäldegalerie des Obererschlesischen Museums, deren schneller Aufstieg hauptsächlich dem Wohlwollen der städtischen Körperschaften und der Mitarbeit des „Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien“ zu verdanken ist, enthält nun acht Gemälde, (6 auf Leinen,

2 auf Kupfer), die trotz ihres kleinen Formats und anspruchslosen Aeußeren als wertvoller Besiß der Galerie anzusehen sind, weil sie die einzigen erhaltenen Werke eines Malers sind, der einst unter seinen Mitlebenden einen klangvollen Namen hatte, des Johann Christian Bendeler. In der Kunstgeschichte sind von diesem Maler bisher nur zwei Bilder bekannt, die sich im Breslauer Schloßmuseum befinden, die aber zu seinen geringeren Werken zu rechnen sind. Daß die Güte der Bilder Bendelers so verschieden sein konnte, ist in der Lebensart des Künstlers begründet. Ueber den bewegten und interessanten Lebenslauf Bendelers würden wir nichts wissen, wenn nicht einer seiner Verehrer, Stieff, die Lebensgeschichte des Künstlers einige Jahrzehnte nach dessen Tode veröffentlicht hätte. Stieff hatte seine Kenntnisse von dem vertrautesten Freunde des Künstlers, dem Breslauer Sprachmeister Johann Stenzel, der auch die meisten Werke des Malers sein eigen nennen konnte. Bendeler wurde am 25. August 1688 in Quedlinburg als Sohn eines Kantors und Orgelbauers geboren. Schon als kleiner Junge zeichnete er mit der Feder Landschaften, und zwar stets nach der Phantasie. Durch keinen Zwang ließ er sich vom Zeichnen und Malen abbringen und entließ seinen Eltern, um die Städte Mitteldeutschlands zu durchstreifen, überall mit den Malern in Verkehr tretend. Ihre Anträge jedoch, in ihre Schule zu treten, lehnte er stets eigenwillig ab. In Erfurt, wo er sich längere Zeit aufhielt, wandte er sich der Malerei mit dem Pinsel zu, nachdem er sich aus Traktaten über die Kunst des Farbenmischens unterrichtet hatte. Er malte zunächst philosophische Köpfe, die ihm sogleich für 10 bis 20 Gulden aus der Hand gerissen wurden. Hierdurch ermutigt, begann er Landschaften zu malen und hatte damit sein eigentliches Schaffensgebiet gefunden, dem er bis zu seinem Tode treu blieb. Von Erfurt wanderte er nach Leipzig, wo er, nachdem sein Geld verzehrt war, ein paar Landschaften malte, die ihm außer guter Bezahlung einen Namen machten. Die nächsten Bilder, zu deren Schaffen ihn die Not trieb, gelangten in den Besiß Königs August von Sachsen, der den Maler zur persönlichen Verhandlung nach Dresden berief. Das Angebot des Königs, als Kgl. Kabinettsmaler in seine Dienste zu treten und gegen ein Gehalt von 1000 Reichstalern jährlich 4 Bilder zu liefern, lehnte Bendeler ab, weil ihm die Bezahlung zu gering sei, und außerdem müsse er bei Hofe viele Komplimente machen, wogegen er gewohnt sei, sich von Liebhabern bitten und dennoch gut bezahlen zu lassen. Nach Leipzig zurückgekehrt, wurde er Gast eines Ministers, der aus der stetigen Geldnot des Künstlers Vorteile zu gewinnen hoffte. Zwar mußte der Gast-

geber es sich gefallen lassen, daß der Künstler im schmutzigen Schlafrock, barfüßig und mit dem Tabatpfeifchen an der gräßlichen Tafel erschien, aber er brachte ihn doch dazu, ein größeres Bild zu malen, das aber dem ungezügelter Temperament des Malers zum Opfer fiel. Bei der Bezahlung nämlich verzählte sich der Graf um einen Dukaten, was den Maler so in Wut brachte, daß er das Bild mit dem Pallasch zerstückte. Die Reue darüber folgte bald und aus Furcht, das gastliche Haus verlassen zu müssen, schuf Bendeler in 10 Wochen zwei neue hervorragende Landschaften, wofür er eine reichlichere Bezahlung erhielt. Der Ruf des Künstlers war bis nach Schlesien gedrungen und die Herzogin von Bernstadt lud ihn im Jahre 1713 ein, nach ihrer Residenzstadt zu kommen, um ihr Porträt zu malen. So wurde der Minister den übelgesitteten Künstler los. Zwar lag das Porträtieren dem Künstler gar nicht, aber das reichliche Reisegeld bewog ihn doch, den Auftrag anzunehmen. Seine wilden Manieren legte er auch in Bernstadt nicht ab. Die Sitzungen konnten erst beginnen, nachdem ihm Tabak und Pfeifchen gebracht waren und am zweiten Tage gab er die ihm von der Herzogin persönlich bereiteten und gereichten Erdbeeren dem Diener, nicht ohne vorher den Wein abgeschlürft zu haben. Das Porträt gelang zu allgemeiner Zufriedenheit. Als jedoch die Herzogin die nach ihrer Meinung hohe Summe von 40 Dukaten zahlte, strich er das Geld vom Tisch auf die Erde mit der Bemerkung, das schenke er den kleinen Hofbedienteten, damit sie seiner bestens gedenken sollten. Nach seinem Wunsche reiste er mit der herzoglichen Equipage nach Breslau zurück, wo er mit leerem Beutel und viel Reue ankam. Hier trieb ihn die Not dazu, wieder zwei Landschaften zu malen, die er sofort für 200 Taler absetzte. Aber sein Leichtsinn brachte ihn bald wieder in so hohe Schulden, daß er auf das Rathaus in einen dreivierteljährigen Arrest kam. In dieser Zeit machte er sich zum Schrecken der Richter und Wachtleute. Hier lernte er seinen Freund Stenzel kennen, der seine Schulden bezahlte und ihn in sein Haus aufnahm. Er war es, der die tolle Gemütsverfassung des Künstlers am besten verstand und ihn am ehesten zur Arbeit zu bringen wußte. Andere Freunde, die dem Künstler ebenfalls Geld vorschossen, sahen weder dieses wieder, noch erhielten sie die erhofften Gemälde. Die Ehe, in die sich Bendeler in Verzweiflung stürzte, führte naturgemäß nur zu einer Verschlechterung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse. Trieb ihn die Not zur Arbeit, so lebte er von dem Ertrag des Bildes lustig, bis das Geld zu Ende ging, und wuchsen ihm die Schulden über den Kopf, so fand er Rettung bei Stenzel, der alles beglich und dafür die meisten und besten Arbeiten des Malers er-

hielt. Sein wüstes Leben rächte sich durch frühen Tod am 19. November 1728, also gerade vor 200 Jahren. Begraben wurde er zu St. Albrecht bei den Dominikanern. Frau und Kinder blieben in Not zurück.

Das wilde, ungezügelte Temperament Bendelers trug die Schuld daran, daß er unbekannt geblieben ist, denn bei seinem Tode befanden sich außer den Stenzel'schen Bildern höchstens 16 Gemälde im Besiz von Galerien. Stenzel selbst schätzte seinen Besiz an Bendeler-Gemälden so übertrieben, daß er das Angebot eines Wiener Freundes von 2000 Gulden für zwei Gemälde geringerer Qualität ausschlug, trotzdem er selbst in Not geraten war. Seine Witwe wurde von einem Breslauer Kaufmann versorgt, der dafür den ganzen Kunstbesiz erbt. Aus dieser Stenzel'schen Sammlung stammen vielleicht die 6 Bilder, die sich im Oberschlesischen Museum befinden. Sie wurden im Jahre 1906 von Staatsanwalt Engelmann in Breslau dem Museum geschenkt.

Stieff erzählt in seinem Aufsatz noch manche lustige Schnurren, die das Wesen des Künstlers beleuchten. Nur einiges sei zur Charakterisierung mitgeteilt. Bendeler war groß und sprach mit einer durchdringenden Stimme. Seine beiden Augen waren verschieden, das rechte einem Rahenauge ähnlich. Mit diesem, so beteuerte der Maler, könne er auch bei Nacht sehen. Er war auch nicht ungebildet, sondern in jeder Beziehung ein Genie. Er hatte tüchtige Kenntnisse in der Philosophie, Geschichte, Statistik und Mechanik und schrieb gelehrte Aufsätze über die verschiedensten Dinge. Er kannte alle Religionen, glaubte aber nur das, was seine Vernunft zu erklären vermochte. Tanzen und Maskenscherze waren ihm ein Greuel. Das Theater besuchte er niemals, denn „wenn er lachen wolle, so fände er auf seinem Zimmer genug an sich selbst zum Lachen“. Solange er selbst über Geld verfügte, war er im Almosengeben verschwenderisch. Sein Jähzorn verwickelte ihn oft in Kaufereien, deren Spuren er in verschiedenen Narben an sich trug.

Alle Gemälde Bendelers, sowohl die erhaltenen zehn, wie auch die von Stieff beschriebenen fünf, sind Landschaften mit zum Teil reicher Staffage. Die Landschaften sind wohl sämtlich aus dem Kopfe komponiert, wobei die Erinnerung an die sächsischen Gebirge stark mitgewirkt haben mag. Die größten Effekte erreichte er durch die Schilderung von Naturereignissen, wie Blizschlag, Feuersbrunst, Regenbogen, Meteore und ähnliche Dinge, die für jeden Künstler, der sie nicht voll meistert, eine künstlerische Gefahr bedeuten. In der Wiedergabe des Mondlichtes soll er von keinem übertroffen worden sein, sodaß Franz

Ludwig, der Hofmaler des Bischofs von Breslau, sich den Mondschein auf einem seiner Bilder von Bendeler malen ließ. Wie weit Bendeler in seinem eigenen Stil seiner Zeit vorauseilte, kann man daran er- messen, daß seine Bilder nicht nur in der Malweise den Werken des an die niederländische Landschaftsmalerei anknüpfenden Münchener Mei- sters Ferdinand Kobell (1740—1799) gleichen, sondern auch in der Güte denselben vollkommen gleichkommen. Eng verwandt sind auch die einst von Goethe bewunderten noch späteren Landschaften des Jo- hann Philipp Hackert (1737—1807). Die hier abgebildeten vier Werke Bendelers sprechen für sich selbst. Zwei der nichtabgebildeten Bilder aus unserem Museumbesitz stellen Landschaften fast ohne Staffage dar, das eine eine sommerliche Berglandschaft mit einem Jäger, das andere eine Winterlandschaft im Mondschein. Beide Bilder sind laut Signatur im Jahre 1718 gemalt. Die beiden auf Kupfer gemalten Landschaften haben eine Größe von nur 21×14 cm. Sie sind als Pendants gegen- seitig sowohl in der Verteilung der Gebäude wie auch der Staffage abgewogen. Typisch für Bendeler ist der vereinzelt Baumbestand, zwi- schen den Bäumen ein Schloßturm hervorlugend, im Vordergrund paarweise Figuren. Wasser fehlt auf keinem Bilde, sei es ein See in der Ferne oder ein Fluß, Bächlein oder Wasserfall. Die Nachforschun- gen nach verschollenen Werken Bendelers werden dadurch erschwert, daß der Künstler seine Bilder gar nicht oder an versteckter Stelle mit C. B. signierte. Ob die ausführliche Signierung der Gleiwitzer Bilder von dem Künstler selbst stammt, ist unsicher, da sie über dem Firnis ge- malt ist. Die auf Kupfer gemalten Bilder zeigen Namen und Jahres- zahl auf der Rückseite der Kupferplatte eingeritzt. Stieff beschreibt die in seinem Besitz befindlichen 5 Bilder: Das eine Bild zeigt eine Gebirgs- gegend mit Flützchen, reitendem Jäger, einem Försterjungen, 2 Hunden und einem Mädchen mit Schafen. Größe: 11×15 Zoll. Von zwei Gegenständen zeigt das eine einen großen See mit Schiffen, das andere eine Wintergegend mit Schlittschuhläufern. Größe: 14×16 Zoll. Die beiden letzten Bilder messen 13 × 9 Zoll. Das eine zeigt eine Gebirgs- gegend mit Schloßruine, in ein entfernteres Schloß schlägt der Blitz ein. Das andere ist eine nächtliche Mondscheinlandschaft mit von innen erleuchteten Bauernhäusern und einer Schmiede, in der der Schmied an der Feuereffe arbeitet.

Die Nachforschungen nach dem Porträt der Herzogin von Bern- stadt waren bisher erfolglos.

Es ist zu hoffen, daß weitere Forschungen nach Werken des Künstlers noch dieses oder jenes Stück an das Tageslicht bringen.

Altoberschlesische Fayencen und Steingutwaren

Von Dr. Kurt Bimler

Seit meiner ersten Veröffentlichung der Geschichte der altoberschlesischen Fayence- und Steingutmanufakturen und ihrer Erzeugnisse*) und nach Erwin Hinzges vortrefflichem Aufsatz über Proskau**) ist die Kenntnis dieses reizvollen Stoffgebietes infolge der seitdem verstärkt einsetzenden Sammlertätigkeit gewachsen. Freilich ist die Publikation hinter der praktischen Arbeit der Liebhaber in der letzten Zeit zurückgeblieben, die vergleichende und kritisch wägende Arbeit über dieses Spezialgebiet der oberschlesischen Kulturgeschichte stand noch bis heute aus. Wenn ich mich entschlossen habe, die fühlbare Lücke durch eine Neubearbeitung dieser Materie auszufüllen, so ist mir wohl bewußt, daß damit in vielen Haupt- und Einzelfragen noch nicht das letzte Wort gesprochen worden ist.

So vielfältig und differenziert auch die gestaltenden Kräfte waren, die besonders in der ersten Zeit in den oberschlesischen Fayenceindustriellen zusammenströmten und überall her ihre technischen und Formen und Farben gebenden Errungenschaften und Eigenheiten in den abseitigen oberschlesischen Manufakturen zusammenströmen ließen,

*) Kurt Bimler, Drei oberschlesische Fayence- und Steingutfabriken. In den Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereines 2 von 1912. — Kurt Bimler, Zur Geschichte der Glinzker Fayencefabrik. Im Jahrbuch des oberschlesischen Geschichtsvereines für 1926. — Diese beiden Aufsätze werden durch vorliegende Neubearbeitung überholt. Trotzdem sind sie mit allen Fehlern und mitunter wörtlich von R. Strauß in seiner „Schlesischen Keramik“ Straßburg 1928 „wertvertet“ worden, ohne daß der Verfasser die Quelle nennt. Auch eine Art wissenschaftlichen Arbeitens!

**) Erwin Hinzge, Die Proskauer Fayence- und Steingutfabrik. Im Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Band 4 (1907). — Erwin Hinzge, Oberschlesische Fayence- und Steingutfabriken. In „Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur“. Gleiwitz 1921.

so ist doch aus allen Anregungen und Zuflüssen zweifellos etwas Neues, Besonderes, Bodenständiges geworden. Trotz der anfänglichen, auch dem Laien in die Augen springenden Ähnlichkeiten mit Straßburger und Holscher und auch norddeutschen Fayencen entwickelte sich hier allmählich und mit Hilfe der angelehrten und rasch begreifenden Landeskinder etwas Selbständiges, das in der Reisezeit nicht mehr mit den anderen deutschen Erzeugnissen verwechselt wird.

Durch reichliche Durchsicht aller nur erreichbaren Akten habe ich der Beantwortung vieler offen stehender Fragen zugestrebt. Vor allem ist es mir gelungen, die Mehrzahl der schaffenden Kunsthandwerker zu erfassen und der Vergessenheit zu entreißen. Den Herren, die mich hierin unterstützten, im besonderen dem Herrn Archivrat Dr. Randt in Breslau, und Frau Pastor Balthasar in Proskau sei hierdurch der Dank abgestattet.

Was die Geschichte der parallel laufenden Fayence- und Steingutindustrie in Niederschlesien betrifft, so sind die Vorarbeiten noch nicht so weit gediehen, daß ihre Veröffentlichung zugleich vorgenommen werden konnte. Was Alwin Schulz darüber im 3. Bande von Schlesiens Vorzeit geschrieben hat, entbehrt meist der konkreten Vorstellung und der Vollständigkeit. In Niederschlesien liegt eben die Sache umgekehrt als in Oberschlesien: Die Publikation ist der notwendigen praktischen Tätigkeit des Sammelns vorangegangen und hat durch ihre Unzulänglichkeit den Prozeß der wissenschaftlichen Erfassung eher gehemmt als gefördert. Die Richtigstellung und Bereicherung unserer Kenntnis der niederschlesischen Fabrikkeramik des 18. Jahrhunderts habe ich dem Jahrbuch 1928 des Vereins für Geschichte Schlesiens anvertraut.

I. Vorgeschichte der oberschlesischen Fayencemanufakturen.

Wenn uns die Tatsache, daß nicht das betriebsame und kultureiche Niederschlesien, sondern unsere junge Heimatprovinz Oberschlesien zu einer beständigen und ebenbürtigen Fayencenerzeugung gelangte, in ihrer ganzen Tragweite erkennbar wird, dann liegt uns auch ebenso die Erklärung für diese Erscheinung nahe. Wir dürfen dabei das Bestreben eines Herrschers, dessen staatswirtschaftliche Bemühungen um „peuplirung“ unbewohnter Gegenden und auf die Beseitigung unangenehmer Lieferanten aus dem Ausland gehen mußten, abziehen und die besonderen Gründe in der Konstitution des Landesteiles suchen, die imstande genug war, abseits kultureller Zentren eine

kunstgewerbliche Produktion von Materialtüchtigkeit und lebensfähiger Schönheit zu entwickeln. Berücksichtigen wir die fehlgeschlagenen Versuche der früher oder gleichzeitig auftretenden Unternehmer auf demselben Gebiete in Breslau, Wohlau, Cammelwitz und Militsch, denen Absatz und formale Ausgestaltung unendlich viel leichter hätten fallen müssen, so kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die trotz nicht zu unterschätzender Hemmungen in vier oberschlesischen Orten erfolgte Entwicklung so hochstehender Manufakturen besonderen günstigen Umständen zuzuschreiben ist.

Von einer Eignung der Bevölkerung zu manuell künstlerischer Betätigung zu sprechen, darf nicht als Lokal- oder Provinzpatristismus betrachtet werden. Ein Blick auf die Namen der überlieferten Kunsthandwerker beweist die deutliche Befähigung der beteiligten Einheimischen, den technisch und künstlerisch geschulten Nachwuchs zu liefern.

Holz zum Brennen der Tonwaren gab es hier in Hülle und Fülle. Darauf basierte ein Teil der Spekulation. Wenn ebenso die Bedingung des Vorhandenseins der notwendigen Rohmaterialien Ton und Quarz erfüllt war, dann war die Etablierung von Fabriken spruchreif, wofür kapitalkräftige Unternehmer sich der Angelegenheit annahmen.

Aus dem Gange der Entwicklung kann man schließen, daß das Vorhandensein unternehmungslustiger Magnaten gerade in Oberschlesien die Entwicklung der Kunstindustrie beförderte. Ohne die Aktivität unserer Großgrundbesitzer hätte die Entwicklung nicht ihren günstigen Verlauf genommen. Der Gang der Ereignisse in Niederschlesien ist Beweis. Dort sind die Versuche zum guten Teil am Kapitalmangel gescheitert; denn ohne fabrikmäßige Aufmachung mit dem ganzen Apparat an Ton- und Glasurmühlen, Brennösen und weitläufigen Werkstätten war eine rationelle Verfolgung des Zieles nicht möglich. Das Schicksal der kapitalsschwachen Gründung der Wedgwoodfabrik in Ratibor ist gleichfalls Beweis. Dort half kein geldkräftiger Förderer dem ehrgeizigen Engländer über die Kalamität der ersten Einrichtungen und Versuche hinaus. Die Schicksale der vielen kurzlebigen niederschlesischen und deutschen Fayencefabriken basieren auf diesem Uebel.

Mit diesem materiellsten aller Gründe soll das ideelle Moment der führenden Persönlichkeit nicht aus der Wagschale eliminiert werden. Mit Geld allein kann man nicht Kunstwerke oder eine Kunstindustrie von Qualität schaffen! Wo die Persönlichkeit fehlt, die mit

gutem angeborenem und anezrogenem Geschmaç ihr unablässiges Bemühen um die Höchstenentwicklung und die stete Verbesserung der Produktion in technischer Hinsicht und in künstlerischer Beziehung einsetzt, da hat der Finanzmann wie der kleine Töpfermeister sein Ansehen verloren und sein Können vergeblich eingebracht. Ueber Prostau leuchtet der Stern einer aristokratischen Fabrikherrengesinnung in den ersten zwanzig Jahren des Glanzes, die sich in der Aufrichtung der figürlichen Plastik ihr besonderes Verdienst schafft. Die Glinziger Fabrik genoß wohl im Anfang eine ähnliche Fürsorge, großzügig leitete die Gräfin Gaskin die künstlerische Ausstattung ihres Betriebes bis zu ihrer im Konkurs sich erweisenden vollständigen Erschöpfung. In Tillowiz ist der Gang der Entwicklung ein umgekehrter, aus kleinbürgerlicher Beschränkung reißt das anfänglich schwache Unternehmen unter dem späteren gräflichen Eigentümer zu aufwandsvollerer Erscheinung heran. Deshalb das Bemühen des Königs, insbesondere nach dem Hubertusburger Frieden, gerade die schlesischen Magnaten für die Gründung von Fayencefabriken zu interessieren. Ein Bündel Beweise umfaßt das Aktenstück „Von Vermehrung und Verbesserung der inländischen Fabriken und Manufakturen“. Ein Brief des Ministers Schlambendorff an den Grafen Maltzahn in Militisch vom 4. November 1763 gibt einen interessanten Beleg: „S. Königl. Majestät hat bei dero letzteren höchsten Anwesenheit in Schlesien mir zu erkennen gegeben, wie Allerhöchst dieselben sehr gerne sähen, wenn hier zu Lande, unter anderen nützlichen Fabriken, auch Fayencefabriken angelegt würden. So würde es gewiß zu Sr. Königl. Majestät höchstem Wohlgefallen gereichen und Höchstdieselben als ein Merkmal von Ew. Erzellenz schon bekannten patriotischen Gesinnungen erkennen, wenn dieselben dero geäußertes Vorhaben einer Fayencefabrik zu etablieren, in Erfüllung setzten, und der erste wären, solche anzulegen, mithin dadurch effektuierten, daß man zum Nachteil des Landes nicht ferner nötig hätte, solanes Geschirr von Holitsch in Mähren oder aus dem Bayreuth'schen zu nehmen.“ Obwohl die Militischer Töpfer schon seit längerer Zeit „gemalte Krüge, Tassen, Schüsseln und Barbierbecken arbeiteten, die den Mährischen ähnlich, aber dicker waren“ und obwohl der Graf durch einen für diese Zwecke bestellten Wiener Töpfer Versuche im Fayencebacken anstellen ließ, ging er dem kostspieligen Unternehmen schließlich doch aus dem Wege mit der verständlichen Entschuldigung, daß die Proben mißlungen seien, weil der Ton unbrauchbar wäre; Versuche mit Lubliner Ton waren besser gelungen. So verlief einer der niederschlesischen Versuche im Sande.

Um nun auf die Frage der benötigten Rohmaterialien zu kommen, so kann diese für Oberschlesien kurzweg im günstigen Sinne beantwortet werden. Die Traditionen einer bodenständigen, wenn auch im 18. Jahrhundert formal sehr bescheiden gewordenen Töpferkunst fußten auf dem Vorhandensein entsprechender Rohstoffe. Wir hören im 18. Jahrhundert vom Export von Gebrauchsgeschirr nach den benachbarten Märkten Oesterreichs und Polens. Doch entnehmen wir zugleich aus Regierungsäußerungen, daß man z. B. 1746 auf eine Hebung der oberschlesischen Keramik durch Zollerleichterungen bedacht war, „um die Töpfer zu encouragiren, sich auf besseres Gefäß und Nacheln wie in Niederschlesien und Sachsen zu applizieren“. Der Weg hätte kaum zu einem erkennbaren Resultat geführt. Man darf die konservative Gesinnung solcher kleinstädtischer Töpfermeister nicht unterschätzen. Das sah die Berliner Regierung ebenso; ihr war zudem an moderner fabrikmäßiger Erzeugung mehr gelegen. Guter Ton wurde von den Töpfern an der südlichen Peripherie des Landes von Reisse über Hultschin, Ratibor, Rybnik, Beuthen bis Lubliniz gefunden und verarbeitet. Das höhere Ziel der Regierung verlangte die Auffindung der allerbesten Tonlager. Minister Schlabrendorff ging 1764 sehr systematisch zu Werke. Ausführliche Akten „Von Auffuchung und Grabung der Tonerde in Schlesien zu Behuf der Porzellan- und Fayencefabriken“ und „wegen des in Schlesien aufzufuchenden weißen Tones“ aus dem Jahr 1764 geben uns über die dingliche Seite dieses Schrittes Aufschluß. Jeder Landrat in Schlesien erhielt den Auftrag, „wo gute Tonerde gefunden wird, an einem jeden Ort ein Pfund graben, solche in ein besonderes Papier wickeln und darauf den Ort, den Namen der Grundherrschaft, die nächste Stadt und die Entfernung von der Oder notieren zu lassen.“ Die Proben wurden der Berliner Porzellanfabrikdirektion zur Begutachtung eingesandt. Sie liefen zahlreich ein, aus fast allen Städten. Dabei kam manche bescheidene Blume der Töpferkunst zum Vorschein, so aus Nassafel bei Kreuzburg und aus Schurgast, wo nach dem landrätlichen Bericht sogar Teeschalen gearbeitet wurden. Der zu Strebeln am Zobtenberge vorgefundene weiße Ton scheint der Berliner Direktion am besten gefallen zu haben, doch war der Blick auf Oberschlesien gerichtet, die Nähe der Oder aus Rücksicht auf den Transport ins Auge gefaßt.

Die letztgenannte fürsorgliche Maßregel der Regierung liegt bereits in einer Zeit, wo faktisch in Oberschlesien 2 Fabriken schon ihre ersten Brandprodukte versandten: Zborowski und Proskau. Das Ziel der Regierung war demnach auf weitere Gründungen gerichtet. Auch

ihre 1764 veröffentlichte Anzeige in der Hauden'schen Zeitung, „ob jemand Lust habe, eine Fayence- oder unechte Porzellanfabrik in Schlesien an einem sehr wohl gelegenen Orte unter sehr favorablen Bedingungen und guter Unterstützung anzulegen“, verrät das unablässige Bemühen, das aber kein greifbares Resultat gezeitigt hat. Interessant ist eine Antwort des Bayreuther Hofrats Johann Georg Pfeiffer auf das Inserat, der sich bei einem zur Verfügung zu stellenden Vorschuß von 20—30 000 Talern anheischig machte, seine große Bayreuther Fabrik nach Schlesien zu verlegen. Weder dieses noch andere Projekte, z. B. das des Lubliner Landrates v. Pomian auf Pawontkau, der schon im Februar 1765 die ersten Proben von Fayencen aus seiner Versuchsanstalt ankündigte, sind zur Verwirklichung gekommen. Erst aus viel späterer Zeit könnte man das Ratiborer Unternehmen als Folgeerscheinung der Werketätigkeit der Regierung ansehen. Die Initiativmaßregeln der Regierung sollen darum in ihrer Tragweite nicht geschmälert werden, tatsächlich ist der Prozeß der Fabrikengründung aber auf privatem Wege als wirtschaftliche Kapitalsanlage mit ehrgeizigen und künstlerischen Tendenzen vor sich gegangen.

Die Wahl der Vertlichkeit, an welche die Tätigkeit der Fayencebäcker gebunden werden sollte, war gewissen Schwankungen ausgesetzt. Eine ganze Reihe von Ortschaften wird aufgezählt, die für die Anlage einer Fayencefabrik günstig erschienen. Das Glinizer Unternehmen macht im Anfangsstadium den Eindruck einer gewissen Zwiespältigkeit, seine Begründung ist an die Einrichtung der Pfeifenfabrik in Zborowski geknüpft, erst nach 16 Jahren entschließt man sich zur Loslösung und endgültigen Verlegung nach Gliniz. Ehe Beaumont sich für Ratibor ausspricht, durchläuft seine Entschließung die gesamte nur erdenkliche Mannigfaltigkeit der Niederlassungsmöglichkeiten. Die Rücksicht auf den Transportweg der Ober- und auf einige zur Verfügung gestellte Gebäulichkeiten entscheidet bei ihm. Der Graf Leopold von Proskau erscheint in seinem Streben unbedingter und steter, das Bündel von Zweifeln und Fragen zergerht unter der Wucht und Festigkeit eines sich einigen Willens. Dasselbe gilt auch von seinem Erben und Nachfolger Graf von Dietrichstein, dem glücklichen Besitzer einer zweiten mährischen Fabrik in Weißkirchen, nachdem er die Herrschaft Proskau an die preußische Regierung verkauft hatte, um das Blühen beider zärtlich und kunstsinzig besorgt, ein guter Förderer der Sache. In dem späteren Stadium der Angehörigkeit zur preußischen Regierung schwindet diese fruchtbare Einheitlichkeit. Minister v. Hohn beweist recht viel Interesse für Proskau

und bemüht sich persönlich um die künstlerische Seite durch Anregungen. Zweifellos muß die Gründung eines künstlerisch geleiteten Fabrikunternehmens in kulturfernem Waldland als kühnes Wagnis angesehen werden. Der Fabrikherr braucht alljährlich neue Modelle, die mit dem Geschmack der Zeit mitgehen. In der Großstadt wirkt sich die Berührung mit der Künstlerschaft aus. In das Leben der weltfernen, inmitten von Dörfern und Wäldern angesiedelten, künstlerisch eingestellten Fabrikbesetzung neue Ideen und Schwung zu bringen, verlangt unverzagenden Mut und doppelte Erfinderkraft. Man verkenne zunächst nicht die andere Schwierigkeit, gut geeignete Kräfte in eine einsame kleinkäuerlich besiedelte Gegend zu ziehen und dort zu erhalten. Die beständigen Klagen dieser oberschlesischen Fabrikherren sind uns bekannt. Es mußten im Anfang Fabrikanten und Künstler aus Holland, Straßburg, Berlin und Holitsch in Ungarn geworben werden. Waren diese Leute wirklich bis an ihren neuen Wohnort gekommen, dann war es stets eine harte Aufgabe, sie an der Flucht zu verhindern. Das war die besondere Schwierigkeit des Anfangsstadiums der neuen Manufakturen. Die Talentierung unserer Oberschlesier machte solche Sorgen nach wenigen Jahren überflüssig, das Absehen und Nachmachen im Formen und Malen ging ihnen gut von der Hand, sodaß schließlich die Mehrzahl der beschäftigten Leute aus der Umgegend des Fabrikortes waren und nur ab und zu ein bunter Vogel aus der Fremde herangezogen werden brauchte. Degotschon z. B. war einer der Tüchtigsten und Zeichenlehrer für die Fabrikanten zu Proskau. Er begründete dann selbst die Fabrik Lillowitz. Vortreffliche Maler von Proskau waren Johann Ziemel und Georg Manjak d. J., Söhne des Fabrikstädtchens. Für die Eignung der Oberschlesier spricht sich schon 1783 Zimmermann im 2. Bande seiner schlesischen Reiseschilderungen bei Gelegenheit seines Besuches der Fabrik in Zborowski aus: „Sie wurde anfänglich, wie es mit allen dergleichen Anlagen geht, schlecht durch holländische Meister betrieben, die kostbar und faul waren; als man aber aus Landeskindern Lehrlinge erzog . . . , so wurde das Werk besser eingerichtet und erhielt den gegenwärtigen Flor“. Vor solchen Aussichten auf die eignende Qualität der heimischen Arbeitskräfte war das Risiko von Fabrikgründungen wagbar. Der erste Versuch geschah auf einem Gebiet, das nicht streng zur eigentlichen Fayencefabrikation gehört und nur rein technische Schulung verlangt. Wir können die Tabakspfeifenfabrikation zu Zborowski als Vorstufe dafür ansehen. Zeitlich geht sie 10 Jahre der Proskauer Gründung voraus (1753). Ihr Ziel ist die Herstellung von Tonpfeifen gewesen, die in

der Art der Fayencen aus einem porösen Scherben mit deckender Zinnglasur gemacht wurden. Exemplare dieser Pfeifen hat Herr Simon Macha in Beuthen auf dem ehemaligen Fabritgelände ausgraben lassen. Sie sind schmucklos und wahrscheinlich stets undekoriert gewesen, da weder in Akten noch in zeitgenössischen Ueberlieferungen irgend ein Hinweis auf eine Bemalung vorhanden ist. Als einzige Spur eines Defors findet sich auf den erhaltenen Exemplaren am Rande des Pfeifenkopfes ein feiner Fries von vertieften Punkten. Auf diese Verzierungsart bezieht sich Schummels Schilderung von 1791.

So boten schon die Bereitung der Fayencemasse und der Glasur und das Brennen Probleme der Arbeitsleistung genug, um das Gelingen einer großzügigen Fabrikation während fast eines Jahrhunderts mit beständigen Exporttendenzen in ihrer ersten Dekade als Vorstufe zur farbenfreudigen und in vielen formalen Brechungen sich ergehenden Fayencenindustrie gelten zu lassen.

Das Geschick dieser Pfeifenfabrik in Bborowski interessiert uns hier wenig, einige Daten und Fakta aus ihrer Entstehung mögen eingeschaltet sein und den Zugang zu den eigentlichen Fayencefabrikengründungen ebnen.

Das den Besitzern bezw. Gründern der Fabrik von der Regierung gegebene Privileg für 20 und noch einmal für 40 Jahre datiert vom 4. Januar 1752. Eine Konkurrenz in ganz Schlessien wird dadurch ausgeschaltet. Für den Export gibt es Zollfreiheit. Die Gegenverpflichtung der Unternehmer soll in der Qualität exportierbarer Waren bestehen. Im Oktober 1753 waren die Fabrikgebäude soweit hergestellt, daß die ersten Brände stattfinden konnten. Die der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer als Proben übersandten Pfeifen sollen nach einem vorsichtig aufzunehmenden Berichte eines der Mitbesitzer „in der Weiße und Festigkeit“ schon die holländischen übertroffen haben. Wir hören also das Ziel: Qualitätsgleichheit mit den holländischen Pfeifen. Die ersten Fabrikanten und die Utensilien stammen aus Gouda. Nach 20 Jahren sind schon über 100 Menschen in der Fabrik beschäftigt. Der Reiseschilderer Leonhardi spricht 1793 (1783) von einer Jahresproduktion von etwa einer Million Pfeifen in 5 verschiedenen Längen. Aus den statistischen Angaben des Verkaufes ersehen wir die Bevorzugung der 27 Zoll langen Pfeifen. Ihre Form ist ungefähr dieselbe, wie wir sie aus den holländischen Gemälden eines Jan Steen oder Gerard Terborch und anderer kennen: Lange dünne Tonröhren mit langovalförmigem Kopf. Die langen dünnen Rohre müssen sehr heikel in der Behandlung sowohl im Gebrauch als

auch in der Fabrikation gewesen sein. Schummel berichtet in seinem Schlesiſchen Reisebuch von 1791 ausführlich über die Tonbereitung und die Pfeifenherstellung ſelbſt: „Zuerſt wird die Pfeife aus einem Stückchen Ton ganz aus freier Hand gerollt, oder deutlicher für Schlesiſier gemulgert, und zwar ſo, daß das eine Ende, wohin der Kopf kommen ſoll, ein gut Teil dicker iſt! Nun kommt diejenige Operation, zu der meinem Bedünken nach die meiste Geſchicklichkeit gehört, nämlich das Aushöhlen des Pfeifenrohres vermittelſt des Durchstoßens eines Drahtes. Da der noch immer weiche Ton keinen feſten Widerſtand tut, ſo würde ich wenigſtens weit öfter die Seitenwände der Pfeife durchbohren, als genau das Zentrum treffen, vollends in ſolcher Geſchwindigkeit. Mit dem Drahte in ihrem Bauche wird nun die Pfeife in die Form gedrückt, die man ſich am beſten als ein Pfeifenfutteral vorſtellen kann, und ein in das Kopſende geſtoßener eiſerner Stopfer gibt ihm ſeine Höhlung. Nun ſcheint die Pfeife fertig bis auf das Brennen. Allein ſie ſcheint es auch nur; da muß erſt mit dem Trennmesser der überflüſſige Ton abgeſchabt, mit dem Ringeiſen die Zierraten gemacht, mit der Säge das Kränzchen geſägt, mit dem Stempel das Fabrikzeichen aufgedrückt, und mit einem Agat der Kopf noch einmal poliert werden. Jetzt erſt wandern die Pfeifen in den Brennkäſten, in Lagen geſchichtet, zwiſchen welchen Stückchen Ton gelegt ſind.“

Die Gründer und erſten Beſitzer von Zborowſki waren drei Breslauer Beamte und Kaufleute und der Eigentümer des Fabrikgeländes nebst der dazugehörigen Tongruben, Andreas von Garnier. 1771 tritt an ſeine Stelle ſeine Schweſter, die Gräfin von Gaſchin auf Turawa und Lublinitz, die nach dem Bericht der Schlesiſchen Provinzialblätter ihre Güter 1787 sub hasta verliert. Von da an iſt der Kaufmann und Bankier Franz Arnold Müllendorf bis 1797 Beſitzer und nach ſeinem Tode ſeine Söhne Franz Heinrich und Joh. Carl Chriſtian Müllendorf. Als der Beſitzer von Zborowſki, Traugott von Holz, 1818 ſein Gut im Zwangsverkauf an die Oberſchleſiſche Landſchaft abgeben mußte, erwarb dieſe auch die Fabrik.* In der Neubearbeitung ſeines topographiſchen Werkes von 1845 erwähnt Knie unter Zborowſki, daß „die Gipspfeifenfabrik durch Abkommen mit der Oberſchleſiſchen Landſchaft aufgehoben worden ſei.“ Also ſteht ihr Ende unmittelbar vor 1845 feſt.

Der Ausdruck „Gipspfeifenfabrik“ deutet auf die weiße Farbe der Pfeifen, also auf ihre undekorierte Erſcheinung, ſoweit dieſer Dekor

*) Rep. 35 III 40 I Inſtanzationsbuch des Lublinitzer Kreiſes 1818—1823.

als farbiger gedacht ist. Der oben zitierte und rege interessierte Schummel weiß nichts von einer farbigen Behandlung, er hätte es sonst nicht verschwiegen. Der kaum sichtbare plastische, um den Rand oder den Bauch mit dem Ringleisen gelegte Fries von kleinen Punkten, Perlen oder sonstigen zierlichen Ornamentteilen ist offenbar der einzige Schmuck des Pfeifenkopfes, der die eigene Schönheit in der Reinheit der langovalen Form in sich trug.

In einem in den Grundakten der Oberschlesischen Fürstentumslandschaft befindlichen „Hauptbericht von der Einrichtung, Verfassung und Verwaltung der Tabakpfeifenfabrik zu Zborowstn“ vom 20. Juni 1777 ist eine Aufzählung des beschäftigten Personals für dieses Jahr vorhanden. Außer dem Faktor Lindner und dem Kontrolleur Lampricht sind 4 Meister, welche die Aufsicht führen, 2 bis 3 Roller, einige Lehrlinge, 2 Tonschläger, 1 Tonschlemmer, 1 Bäcker, 1 Tischler und 1 Schlosser angestellt. Namen der Meister sind nicht genannt. Aus einem anderen dort eingestetzten Aktenstück vom 21. April 1779 ist der Namen des Pfeifenbäckermeisters *Kreuter* bekannt, gegen welchen eine Injurienklage des Tischlermeisters Billmann schwebt. Bei dem Mangel an künstlerischen Tendenzen der Pfeifenfabrik ist der Verlust der Namen der Techniker erträglich.

II. Die Fayence- und Steingutfabriken und ihre Erzeugnisse.

1. Glinitz.

Geschichte der Fabrik.

Nach der historischen Rangordnung nimmt die Glinitzer Manufaktur die erste Stellung ein. *) Ihre Wiege steht in Zborowstn, mit dessen Pfeifenfabrikation ihr anfängliches Leben zwölf bis dreizehn Jahre lang von 1754 an verknüpft ist. Das vom 4. Januar 1753 datierte königliche Privileg gab den Gründern der Pfeifenfabrik das Recht, „Tabakpfeifen und irdenes Geschirr von der in Oberschlesien vorhandenen weißen Erde auf holländische Art zubereiten zu lassen“, dafür verpflichteten sich die „Entrepreneurs, geschickte ouvriers anzunehmen, die . . . feine irdene Waren zu verfertigen verstehen, daß

*) Ueber die „Fayencefabrik zu Glinitz“ existiert noch ein in der Zeitschrift „Oberschlesien“ (1919/20) S. 360—69 veröffentlichter Aufsatz des Keramikers Konrad Strauß. Dieser ist im geschichtlichen Teil eine fast wörtlich entlehnte Ueberrahme meines Aufsatzes in den Beuthener Mitteilungen von 1912, ohne daß von Strauß mein Name genannt wird.

nicht allein die schlesischen Einwohner damit genügend contentirt, sondern auch Ausländer zu dergleichen Waren-Abnehmung angelockt werden mögen.“ Der Ausdruck „auf holländische Art“ bezieht sich vornehmlich auf die Pfeifenfabrikation, denn für die Etablierung der Fayencemanufaktur hat man Techniker und Künstler zum Teil aus der nächsten Fabrik, und das war das in Ungarn an der mährischen Grenze seit 1744 blühende Holitsch, zum anderen Teil aus Südwestdeutschland herangeholt. Die ersten von 1774 überlieferten Künstlernamen Zapleta, Manjat und Fiala (Fyalla) sind jedenfalls mährisch oder ungarisch und weisen auf Holitsch.

Der Begründer des Unternehmens ist der genannte Andreas von Garnier, der Besitzer der Güter Zborowski und Glinitz mit dem geeigneten Tonvorkommen. Aus Kapitalmangel hatte er sich 1752 mit dem Kriegsrat Karl von Unfriedt, dem Salzkommisarius Rappard und dem Breslauer Kaufmann Fromhold Samuel Grulich assoziiert. Andreas von Garnier mag in den sechziger Jahren gestorben sein, an seine Stelle trat seine Schwester, die Gräfin Anna Barbara von Gashin auf Lublitz und Turawa, die bereits 1767 als Nachfolgerin Garniers auftritt und in diesem Jahre die entscheidende Verlegung der Fabrik als alleinige Eigentümerin vollzieht.

Die Fabrikgebäude für die Herstellung von Fayencen werden in Zborowski im Winter 1753/4 und im folgenden Sommer errichtet. Am 30. Oktober 1753 schreibt Rappard in einem Bericht an die Regierung: „Für die Fayencefabrik auf Straßburger und holländischen Fuß soll im Winter das Fabrikgebäude von 40 Fuß Länge, desgleichen die Glasur- und Farbmühle erbaut werden. Die Brennöfen aber können wegen des Frostes vor dem Frühjahr (1754) nicht gesetzt werden.“ Im folgenden Sommer hat die Arbeit noch nicht begonnen, denn am 3. August 1754 begründen die Unternehmer ihre Bitte an den Minister um einen Vorschuß von 500 Rtlrn. damit, daß man „im Begriff ist, die Fayencemanufaktur in gehörigen Stand zu setzen, nachdem die Tabakspfeifenfabrik in besten Gang gebracht worden ist.“ Auch seien „zu der Fayencearbeit schon zwei Maler und zwei Dreher angekommen“.

Viel mehr Kräfte als diese 4 Kunsthandwerker werden kaum verpflichtet worden sein, da für die rein technischen Arbeiten des Tonbereitens und Brennens das Personal der Pfeifenfabrik zur Verfügung stand. Zu den vier Malern und Drehern gehören noch ein bis zwei Modelleure und ein bis zwei Glasierer, mit denen wir rechnen müssen.



„Heroische Landschaft“ und „Landschaft mit Regenbogen“
von Johann Christian Bendeler. (Oberschlesisches Museum Gleiwitz.)



Die sichtbaren Ergebnisse des Fayencebetriebes sind uns vorläufig noch unbekannt. Zweifellos haben die Unruhen des siebenjährigen Krieges ungünstig auf ihn eingewirkt. Ueber öftere Plünderungen und Brandschadungen der ganzen Fabrik durch feindliche Marodeurs wird in den Akten an die Regierung Klage geführt. Die Geschäftsführung gibt den Eindruck einer sehr lauen Behandlung. Ein hinlänglicher Beweis für ihre Gleichgültigkeit ist das Ausbleiben eines Einspruchs der Besitzer des Exklusivprivilegs von Zborowski gegen die Gründung einer zweiten Fayencefabrik (zu Proskau) und die Tatsache dieser Gründung selbst. Die Existenz einer Fayencefabrik scheint 1763 nicht einmal bekannt gewesen zu sein, denn am 4. November dieses Jahres schreibt der Minister an die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer: „da bei Lublinitz tauglicher Ton gefunden worden ist, so würden die Entrepreneurs der Pfeifenfabrik von Zborowski sich am besten im Stande finden, allda auch eine Fayencefabrik zu etabliren“, — obwohl eine solche seit einigen Jahren dort vegetierte. Erzeugnisse sind aus diesen ersten zwölf Jahren in Zborowski ebensowenig vorhanden wie schriftliche Ueberlieferungen. Und doch redet das erste Aktenstück nach dieser Lücke für diese Zeit eine deutliche Sprache. Daß noch 1763 das Vorhandensein der Fayencefabrik in Schlesien unbekannt war und unberücksichtigt blieb, habe ich oben gesagt. Es ist wenigstens anerkennenswert, daß ihre Besitzer zunächst das Bewußtsein hatten, es müsse etwas geschehen, um mindestens das Unternehmen ertragreicher zu machen, und daß man demgemäß zur Tat überging und einen (wahrscheinlich nach dem Kriege entlassenen) Hauptmann von Klöden „zur besseren Einrichtung und Betreibung der Fayencefabrik eine Zeit lang auf die Probe nahm“. Dem Hauptmann muß die probeweise Stellung für die Zukunft einträglich erschienen sein, denn er wendet sich Anfang 1766 an den König mit dem Bittgesuch um „die eigentümliche Ueberlassung der dortigen Fayencefabrik“, worauf am 25. September eine Anfrage der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer an die Interessenten von Zborowski ergeht, ob sie „die Fayencefabrik ihm concediren oder ohne sein ferneres Zutun mit gehöriger Force betreiben wollten“. Die Unterhandlungen mit dem Hauptmann müssen resultatlos ausgefallen sein, aber eine einschneidende Veränderung erfolgte doch. Durch einen Vertrag vom 6. März 1767 geht die Fabrik in den alleinigen Besitz der Gräfin Anna Barbara von Gashin, geborene von Garnier, auf Turawa und Lublinitz über und wird nach dem eine Meile von Zborowski entfernten Dominium Glinitz verlegt. In diesem Vertrage wird die Auflösung der Fayencemanufaktur damit

begründet, daß die Besitzer der Pfeifenfabrik Abneigung geäußert hätten, „die Fayencefabrik fortzusetzen, weil es mit derselben, ungeachtet der darauf verwandten beträchtlichen Kosten, nicht den gewünschten Fortgang gewinnen wollte.“ Die wichtigste Bedingung des Vorhandenseins von brauchbarem Ton erfüllte (nach Leonhardi) der nahe Lubekoberg sogar soweit, daß später Steingut gefertigt werden konnte. Das 20jährige Privileg vom 4. Januar 1753 ist auf den neuen Besitzer übergegangen, vielleicht auch verlängert worden, da sich die Gräfin 1776 in einer Beschwerde auf das „allerhöchst privilegierte“ Unternehmen beruft, das von der Gegenseite jedoch, mindestens im Exklusivrecht, bestritten wird.

Was in Zborowski versäumt oder nicht erreicht worden war, wurde in Gliniz mit desto größerem Eifer erstrebt und zum Teil auch durchgeführt. Im Lande war Ruhe und Sicherheit eingetreten. An die Stelle der Vielheit war die Einheit der Besitzer getreten. Nach dem vorhin genannten Vertrage vom 6. März 1767 übernahm die Gräfin die Fayencefabrik auf eigene Kosten. Die angeschafften Instrumente und Utensilien gingen unentgeltlich auf sie über. Herr von Klöden wurde ihr Fabrikdirektor. Da die in Gliniz „bereits angelegten neuen Fabrikgebäude vermutlich erst Johanni fertig sein würden, so sollte die Werkstatt mit dem alten Fayenceofen zu Zborowsky bis dahin zu beliebigem Gebrauch unentgeltlich benutzt“ werden dürfen.

Von der Gräfin von Gaschin und ihrem directeur wissen wir zunächst nichts, wir kennen nur die reizvollen Ergebnisse ihrer organisatorischen Anstrengungen und Arbeiten aus zwei Jahrzehnten. Wie lange der Hauptmann von Klöden der Fabrik vorstand, ist ebenso wenig zu ermitteln gewesen.

Jedenfalls wurde unter ihrer Leitung der Betrieb im größeren Maßstab eingerichtet und ein bedeutender Vorrat an fertigen Waren geschaffen. Für sie wollte die Gräfin Niederlagen in den größten Städten Schlesiens einrichten und bat 1771 um die Erlaubnis, den preussischen Adler auf diesen Verkaufsgewölben führen zu dürfen, zumal dessen Aushängung sonst auch „vielen Kaffeeschänken und hofbefreiten Professionisten gestattet wurde“. Die Ausführung dieser Absicht ist nicht bekannt, obwohl wahrscheinlich. Die Fabrik gehörte zum Dominium Gliniz. Wie ein aus späterer Zeit im Lubliner Landratsamt vorhandener Situationsplan zeigt, war ein Teil des Dominialgrundstückes für die Anlage eines einstöckigen Fabrikgebäudes mit zwei Brennöfen verwendet worden, so daß sich die Manufaktur unter den Augen der Gräfin entwickeln konnte.

Angaben über die Ausdehnung des Glinizer Betriebes fehlen. Weder die Zahl noch die Namen der Arbeitskräfte sind verzeichnet. Die gelegentlichen Angaben von Leonhardi und Zimmermann, die beide ihre Kenntnis aus einer Statistik von 1783 schöpfen, melden uns, daß damals zehn Arbeiter und ein Maler dort beschäftigt waren. Die geringe Anzahl der Fabrikanten fällt uns zunächst auf, denn in Proskau waren zu gleicher Zeit über 50 Arbeitende beschäftigt. Zweifellos müssen wir vorher mit mehr Kräften rechnen. Die obige Angabe stammt nämlich aus einer Zeit, wo die Gräfin Gaschin infolge der Großzügigkeit ihres Unterfangens in schwere Geldverlegenheiten gekommen und zur Einschränkung des Betriebes gezwungen worden war.

Aus der Geschichte der meisten Fayencefabriken ist die traurig stimmende Tatsache bekannt, daß ihre Besitzer, wenn sie nicht sehr geldkräftig oder kaufmännisch waren, an ihrem Unternehmen zugrunde gingen. Dasselbe Schicksal stand auch unserer Gräfin bevor. Sie war gezwungen worden, zu hohen Zinsen Gelder zu borgen. Am 14. April 1786 mußte ihr Bevollmächtigter Jeaneret die Fabrik und ihre Güter der Regierung zum Ankauf anbieten, weil „gewinnstüchtige und hartherzige Gläubiger“ die Gräfin bedrängten, und sie daher „die Trümmer ihres Vermögens zu retten“ bestrebt war.*) Im Auftrage des Ministers besuchte Kriegsrat Reichel ihre Güter und gab am 12. Mai 1787 auch einen kurzen Bericht über den Zustand der Fabrik, deren Leistungen er wenig anerkennt, deren Debit er als bedeutungslos hinstellt, deren Oberwerkmeister (Joseph) Fyalla er jedoch über alles lobt: „Er ist alles, er verfertigt die Glasuren, die Farben, er malt, modellirt, brennt, macht Formen und führet die Rechnungen.“ Die Reduzierung des Fabrikbetriebes drückt sich darin aus. Im Jahrzehnt bis 1785 hatten sich der tüchtige Modelleur Joseph Drenhann und sein Bruder Johann George Fyalla in die künstlerische Arbeit geteilt, 1785 waren letztere beiden entlassen worden, nur er war als Faktotum zurückgeblieben.

Joseph Fyalla war als einer der ersten in die Fabrik eingetreten. Aus einem mit einer tatsächlichen Arbeitsniederlegung verbundenen Streik ist sein Name mit denen des anderen Malers Johann Manjak, des Pouffierers Johann Müller und des Drehers Karl Zapleta bekannt. Sie hatten sich als Ausländer durch Inländer, die angelernt worden waren, in der Arbeitszuteilung zurückgesetzt gefühlt.

*) Rep. 199 M. R. XI 3a. Von Ankauf mehrerer Güter in Schlessen für S. Kgl. Majestät.

Das war im Frühjahr 1774. Manjaß und Fyalla hätte die Gräfin gern zurückgehabt, sie versprach ihnen in einem Briefe vom 13. Mai ihre Wiedereinstellung in die Fabrik. Auf Zapleta und Müller legte sie weniger Wert. Trotzdem zogen sie die Konsequenzen ihres Schrittes, gründeten in dem Nachbarorte Wiersbie eine kleine Konkurrenzfabrik, auf die ich späterhin zurückkomme. Nach dem Mißglücken dieses kapitallosen Unternehmens finden wir Joseph Fyalla wieder in Glinitz, während Manjaß in der Proskauer Fabrik Aufnahme fand.

Ein Jahrzehnt nach dieser Episode war der Ruin der Gräfin unabwendbar. Der Bericht des Kriegsrats Reichel hatte ihr die Aussicht auf einen halbwegs günstigen Verkauf ihrer Güter an die Regierung genommen. 1787 trat die Katastrophe des Konkurses ein.

Nach dem Ausscheiden der Gräfin Gaschin im Jahre 1787 sind die Eigentumsrechte an Glinitz einem öfteren Wechsel unterworfen. Der neue Herr wurde Rudolf von Blacha, der in dem Konkursverkauf die Güter Glinitz, Zborowski und Bogdalla für 58 415 Taler erstanden hatte. Er gab schon 1791 diesen Besitz an Friedrich August von Klinckowsky für 83 000 Taler ab, der ihn wiederum nur ein Jahr behielt und 1792 an den Landesältesten Traugott von Holy für etwa den gleichen Preis abtrat. Letzterer kaufte 1793 das Gut Lubekko, wo der verwendete Ton gegraben wurde, für 35 000 Taler von Herrn von Grotowsky dazu. Am 22. Oktober 1799 wurde Regierungsrat August Ferdinand v. Graevenitz Herr der Güter, der sie aber am 11. August 1818 wieder im Wege des Zwangsverkaufes an die Oberschlesische Fürstentumslandschaft für 182 608 Rtlr. verlor. 1820 kaufte Andreas Reichsgraf von Renard auf Groß-Strehlitz die Güter und gab sie 1855 an die Schlesische Hütten-, Forst- und Bergbaugesellschaft Minerva ab, die sie wiederum 1865 an den Rittergutsbesitzer Oskar von Koszielsty auf Ponoschau veräußerte.

Für die Glinitzer Fayencefabrik bedeuten die genannten Besitzwechsel das eine, daß möglicherweise Pausen im Betriebe eintraten, zum mindesten aber, daß die für die gesunde Fortentwicklung notwendige Einheit und Stetigkeit zunächst fehlten, endlich, daß die Fabrik als gesonderte Angelegenheit aus der Dominalverwaltung ausgeschieden und als Erbpachtung einem befähigten Leiter übergeben wurde. Meine Bemühungen um den Namen dieses Mannes hatten Erfolg, insofern ich ihn in den Schlesischen Provinzialblättern herausfand. Im 60. Bande ist für den 14. November 1814 der Tod des Erb-Fayence-Pächters Johann George Fyalla angegeben, der in Glinitz an Leberverhärtung und Wassersucht, 51 Jahre alt, gestorben war. Für unsere Kennt-

nis war dieser Fund äußerst wichtig, denn jetzt ist endlich die Erklärung für die mit GF gezeichneten Fayencen und Steingutwaren gegeben.

Dieser Johann George Fyalla kristallisierte sich allmählich immer deutlicher infolge meiner Bemühungen heraus. Bisher hatten wir Joseph Fyalla kennen gelernt, der sich in der Glinziger Fabrik zu leitender Stellung emporgearbeitet hatte. Als der Gräfin Gaschin Güter und das Schicksal der Fabrik unsicher waren, nahm er Ende 1787 das Anerbieten Leopolds an, als Maler, Modelleur und Kassierer in die Proskauer Fabrik überzutreten. Kriegsrat Reichel hatte in seinem erwähnten Bericht über die Glinziger Fabrik auf den tüchtigen Mann hingewiesen und die Regierung zur Gewinnung Fyallas ermuntert, um durch das Engagement ihres „directeurs“ die Glinziger Fabrik als Konkurrentin der Kgl. Fabrik Proskau auszuschalten.

Ungeachtet dieses Ränkespiels ist die Glinziger Fabrik wieder erblüht, allerdings erst von 1800 ab, als Johann George Fyalla die Leitung der Fabrik in Erbpacht übernahm. Die zwölf Jahre von 1788 bis 1799 sind völlig ins dunkle gehüllt. Nicht der kleinste Aktenausweis war zu finden. Die Fabrikprodukte geben für diese Lücke keinen sicheren Maßstab. Es ist möglich, daß die Fabrik stillstand. Wahrscheinlich ist, daß der Betrieb unter den wechselnden Besitzern in kleinem Umfang unter Beschränkung auf kurrentes Geschirr fortgesetzt wurde und daß von 1790 an schon Johann George Fyalla hier arbeitete. Ein Wink seines Bruders Joseph Fyalla in Proskau mußte genügen, um ihn aus der Holitscher Fabrik herauszuholen.

Die Persönlichkeit dieses Johann George Fyalla aus der Menge der Fyallas, die in Weißkirchen und Holitsch auftreten, klar herauszuarbeiten, war nicht leicht. Der Chronist der beiden österreichischen Fabriken, Carl Schirek, fand den Weg zur Auseinanderhaltung der Fyallas nicht. Ihm fehlten die Vorgänge in Glinzig und Proskau. Die Schwierigkeit lag darin, daß Johann George Fyalla einmal als Johann und dann wiederum als George F. in den Akten von Weißkirchen und Holitsch überliefert ist. Wir dürfen jedoch nun als sicher annehmen, daß Johann George Fyalla, der nach der Todesansage im Jahre 1763 geboren war, unter der Leitung seines Bruders Joseph in Glinzig die Kunst und Technik erlernte, 1785 auf die Wanderschaft ging und fast drei Jahre in Mährisch-Weißkirchen und vom 27. Dezember 1787 an etwa drei volle Jahre in Holitsch als Maler arbeitete. Dann entschwindet er unseren Augen, um nach zehn Jahren als Pächter der Glinziger Fabrik wieder aufzutreten. Es sprechen mehrere Umstände dafür,

daß er wenigstens die letzten Jahre vorher dort arbeitete und durch seine Heirat mit einer geborenen Scholz die Mittel gewann, die Fabrik für 200 Taler jährlich von dem Eigentümer Regierungsrat v. Graevenitz zu pachten und in eigene Regie zu übernehmen.

In den Grundakten der oberschlesischen Fürstentumslandschaft zu Ratibor fand ich endlich auch die Daten des Erbpachtcontractes. Er läuft vom 27. Dezember 1800 mit gerichtlicher Eintragung vom 17. Juni 1801 ununterbrochen und wird von den jedesweiligen Besitzern von Glinitz bestätigt. Nach dem Tode Johann Georges muß die Witwe, welche die Fabrik infolge der Erblichkeit der Pacht weiterführt, die Pachtsumme auf 350 Taler erhöhen. 1826 oder im Jahre vorher stirbt sie, und ihre Tochter Friederike, die mit dem Glashüttenpächter Carl Mittelstedt in Rendsin verheiratet ist, reicht an das Oberlandesgericht in Ratibor am 2. Mai 1826 ein Gesuch ein, daß eine Berechtigung des Besitztittels auf Grund der Erbeserklärung im Hypothekenbuch ihrer Mutter vom 12. Oktober 1821 zu ihren Gunsten vorgenommen wird. Auf gerichtlichen Beschluß wird im Hypothekenbuch zu Guttentag ein besonderes Blatt mit dem Besitztittel Johann George Fyalla eingerichtet. Carl Mittelstedt wird demzufolge Nachfolger Fyallas, wir dürfen die unter seinem Namen gehende Pachtzeit von 1826 an rechnen.

Die Pachtperiode des Carl Mittelstedt aus Ludwikow in Posen umspannt die letzten Schicksale unserer Glinitzer Fabrik. Da ein Mittelstedt nach Ausweisen von Lubliner Landratsakten noch 1861 als Bauherr auftritt, ist die Zeit 1826 bis über 1861 hinaus mit dem Namen Mittelstedt verbunden, wenn die Fabrik, die unter dem ersten Pächter zur Steingutfabrik geworden war, bei der durch das siegreiche Vordringen des Porzellans verschlechterten Konjunktur auch zeitweise stillstand. Solche ungünstigen Nachrichten geben Knie 1830 und 1845 und Triesz 1861. Nach eigenem Bericht an den Lubliner Landrat ließ auch 1856 Mittelstedt den Betrieb der Fabrik „infolge höchst ungünstiger Konjunktionen einstellen, da er 200 Taler Renten zahlen mußte, ohne den geringsten Nutzen zu erzielen.“ Während dieses Stillstandes wurde am 1. Februar 1861 das fast hundertjährige, baufällige Brennhaus durch einen orkanartigen Sturm zur Hälfte abgedeckt und seine Brennöfen derart beschädigt, daß sie auf polizeiliche Unordnung abgetragen werden mußten. Das Ereignis hatte zur Folge, daß Mittelstedt sich bald darauf zum Aufbau des Brennhauses und zur Wiedereröffnung der Fabrik entschloß, „da durch das Eingehen der Steingutfabriken zu Proskau und Tillowitz die unmittelbarste Konkur-

renz behoben sei.“ Nach der beim zuständigen Bauamt eingereichten Zeichnung sollte das einstöckige, massive Brennhaus 100×35 Fuß Ausdehnung haben und eine Trocken-, eine Glasur- und eine Tonkammer nebst einem Brennraum mit zwei freistehenden runden Brennöfen zu vier Feuerungen enthalten.

Nach Erbauung des Brennhauses ist der Betrieb der Steingutfabrik auf ungefähr anderthalb Jahrzehnte aufgenommen worden. Als Beweis für die Dauer kann ich nur das Datum 1873 auf zwei im Privatbesitz befindlichen Gliniger Tellern anführen, wenn der Betrieb nicht tatsächlich 1868 eingestellt wurde, wie mich das Lubliner Landratsamt auf meine Anfrage beschied, und die später datierten Teller aus der Privatpraxis entlassener Arbeiter stammen.

Künstler und Erzeugnisse.

So lückenhaft uns die Geschichte der Fabrik immer noch entgegnet, so dürftig sind die Nachrichten über die Kräfte, die den Werken Form und Farbe gegeben haben. Nach den gelegentlichen Notizen sind zwar nur wenig künstlerisch tätige Angestellte vorhanden gewesen, zu gleicher Zeit nur ein bis zwei Bildhauer (Pouffierer oder Modelleure), ein bis zwei Maler und ein bis zwei Dreher. Das in den Sammlungen gebotene Studienmaterial bietet daher eine gewisse Beständigkeit der angewandten Modellierungs- und Bemalungstechniken.

In der Formgebung dürfen wir diejenigen Beispiele abziehen, die offenbar Abklatsch oder direkte Nachahmungen von Porzellanen sind, die als Muster verwendet werden. Auf plastischem Gebiete z. B. die beiden Figürchen des Boten mit der Schachtel am Arm (Tafel XX) und der Dame. Sie haben den subtilen Porzellancharakter der Zeit an sich und stehen von den großzügig, allerdings auch viel plumper modellierten eigentlichen Fayencefiguren wie des Schäfers (Tafel XX Mitte) oder des Leuchterengels (Tafel XXI) ab. So tolpatschig diese eigentlichen Fayencemenschen auch gebildet sein mögen, sie haben doch ihren besonderen Wert, besonders wenn ein flotter sicherer Maler die dickglasierten, darum ungliedert erscheinenden Gesichter und Hände und das Kostüm durch hübsch passende Zeichnung und farbige Verbrämung lebensfrisch gestaltet hat. Bei dem Schäfer mit den plumphen Händen hat derselbe Maler, der die beiden anderen zierlichen Figürchen dekorierte, durch wohlgelegte Striche mit brauner und eisenroter Farbe das Gesicht verschönt und durch lebhaft kolorierte Behandlung des Kostüms (blaugrün, gelbgrün, karmin, helllila) die ganze Erscheinung, ebenso wie die des Leuchterengels, künstlerisch gehoben.

Was an figürlicher Plastik eigener Arbeit aus der Glinitzer Fabrik hervorgegangen ist, trägt den Stempel einer ungenierten bildhauerischen Unbeholfenheit. Die Puttos sind naiv wie Kinderarbeiten hergestellt, mit unproportioniert langen Armen und großen Händen, kleinen Füßen, verrenkten Beinen usw. Die Tiere als Formen der Deckeldosen sind gleich kindlich gebildet, mögen sie Kuh, Schaf, Ziege, Hund, Rebhuhn oder anders wie heißen. Der abgebildete Mops (Tafel XXII) bildet eine Ausnahme, er ist verhältnismäßig gut geformt und scharf gezeichnet, viel besser wenigstens als das beinahe gleiche Vieh aus der Proskauer Manufaktur. Entlehnt oder gestohlen hat jeder Modelleur, wo er konnte. Die Proskauer Ente (Tafel XXIX) findet sich in Glinitz als genau verkleinerte Kopie. Der abgebildete Mops sieht einem Zwillingsgeschöpf aus der thüringischen Fabrik Altbeßingen verzweifelt ähnlich.

Eine auf den Knien die Aschenschale haltende Figur in männlicher und weiblicher Fassung ist unverblümt, in den Maßen etwas reduzierte Nachbildung einer Holtscher Figur. Andererseits sind allerdings auch Glinitzer (sowie Proskauer) Muster in Weißkirchen nachgemacht worden, z. B. erzählt eine dortige Modelleurrechnung aus dem Jahre 1788 von dort neu angefertigten Modelltellern „nach Glinitzer Art“, eine andere von solchen „nach Proskauer Art“.

Der Austausch der bildenden Kräfte bringt die gegenseitigen Entlehnungen unter den benachbarten Fabriken mit sich.

Von den Künstlern, die in Glinitz gearbeitet haben, ließen sich einige feststellen. Es sind gewiß nicht alle, es mögen aber die bedeutendsten sein, die ich hier zusammenstelle. Von Modelleuren ist Johann Müller aus Dresden der erste, welcher in der Fabrik der Gräfin Gaschin Formen des besseren Geschirrs und figürliche Plastik schafft. Seine Teilnahme endet 1774, er gehört zu den Streitenden dieses Jahres und zu den Gründern von Wiersbie. Wohin er dann zieht, ist ebenso unbekannt, als woher er gekommen ist.

Drenhann Joseph, Poussierer, ist als Müllers Nachfolger 1776 aus Holtsch geholt worden, wo er schon mindestens 3 Jahre tätig gewesen war. Neun Jahre sollte er in Glinitz bleiben, die Notlage der Fabrikherrin hat ihn 1785 aus der Glinitzer Fabrik entfernt. Darauf wurde er in Mährisch-Weißkirchen ansässig, wo er in Rechnungsbüchern der Fabrik bis 1796 verfolgbar ist. Das Interessanteste dieser Rechnungsbelege ist, daß er sich dort als Hauptproduzenten der meisten Geschirrmodelle und figürlichen Teile zu erkennen gibt. Also wird er auch in Glinitz für die Jahre 1776 bis 85 seine besondere Bedeutung









haben. Wenn man nicht wüßte, daß der Maler Josef Fyalla ebenso gern und gut modellierte, dann wäre eine Zuschreibung bestimmter Sachen an Dreyhann durchaus möglich.

Frenzel Anton wird von Welzel, dem Chronisten des Städtchens Guttentag, auf Seite 483 als Modelleur genannt, der bis 1784 — also bis zu jener wirtschaftlich kritischen Zeit — zu unserer Fayencefabrik gehörte.*) Ein anderes Zeugnis ist nicht vorhanden, noch weniger ein solches für die Art seiner Betätigung. Nach kurzer Schulmeisterbeschäftigung in einem benachbarten Dorfe Schemrowitz soll er im Mai 1790 durch Vermittelung der Regierung eine neue Anstellung als Modelleur an der Proskauer Fabrik erhalten haben. Vielleicht ist er ein Sohn des Proskauer Bürgermeisters Jeremias Frenzel, der für 1758 bezeugt ist. Dann hat Anton Frenzel seine berufliche Ausbildung in Proskau erhalten.

Von Fyalla (Fiala) Josef, der 1788 ebenfalls in die Proskauer Fabrik übergang, wissen wir aus dem Vertragschluß, daß er Maler wie Modelleur war. In der Holitscher Fabrik hat er als Feinmaler seine Ausbildung genossen. Demzufolge ist er aus Mähren gebürtig. Er gehört ebenfalls zu den Glinizer Rebellen von 1774, die sich vor den angelernten Inländern zurückgesetzt fühlten. Ihn und den Maler Manjak wollte die Gräfin aber gern zurückhaben, wie sie in ihren Briefe vom 13. Mai 1774 erklärt. Die Konkurrenzgründung von Wiersbie stellte sich als Fehlschlag heraus. Nach wenigen Jahren oder Monaten der Enttäuschung findet er in der Glinizer Fabrik wieder Beschäftigung und schwingt sich zu einer allseitig wirkenden und leitenden Stellung auf, wie der Bericht Reichels verriet. (Vgl. S. 243.) Im Dezember 1787 bezeichnet ihn auch der Amtsrat Leopold in Proskau als „seitherigen directeur der Glinizer Fabrik“. Von 1788 an ist er Kassierer in der Proskauer Fabrik mit nebenamtlicher Betätigung als Maler und Modelleur. Ueber seine weitere Wirksamkeit berichte ich unter Proskau.

Von Nur-Malern ist eigentlich allein Manjak Johann bekannt, dessen Herkunft ich am liebsten aus der Holitscher Fabrik annehmen möchte, obwohl der dortige Namensvertreter in der Form Manjas vorkommt — wenn Schirek in den Dokumenten richtig gelesen hat. Zu dieser Annahme verleitet mich die Tatsache, daß er, als Mitstreikender von 1774, als Ausländer bezeichnet wird. Er verschmäht damals das

*) Auf Anton Frenzel hat A. Berlitz im 7. Heft der „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins“ aufmerksam gemacht.

Angebot der Gräfin, wieder eingestellt zu werden — ein Zeugnis für seine Brauchbarkeit! — und geht nach Proskau, wo bereits sein Bruder Georg Manjak arbeitet, und findet in der dortigen Fabrik Beschäftigung.

Als Nachfolger Joseph Fyallas in Glinitz ist sein bedeutend jüngerer und schon oben erwähnter Bruder Johann George Fyalla, der spätere Pächter der Fabrik, zu betrachten. 1763 geboren, muß er seine Lehrzeit in Glinitz unter der gediegenen Leitung seines Bruders verbracht haben. Dann sieht er sich in der Welt um und kommt 1785 nach Mährisch-Weißkirchen. Die erste Eintragung in die Extra-ordinaria lautet: „Den 9. Jänner, den aus schlesien aus der glinitzer Fabrik angekommenen Dräher Joseph Dreyhann und Bundmaler Georg Fiala an Reise Diäten 9 fl.“ In den nächsten 3 Jahren ist stets sein Lohn, für „gemalenes Geschirr“ verzeichnet. Ende Dezember 1787 muß er die Weißkirchner mit der Holitscher Fabrik vertauschen: „dem gewesenen Maler Georg Fiala auf die Holitscher Reise, da er wegen dem entwichenen Maschinisten Eschert auf hohen Befehl dahin gesandt wurde 1 flor. 30 Kr.“ In den Holitscher Büchern wird unter dem 27. Dezember 1787 vermerkt, daß Johann Fiala angekommen sei. Er soll dort in der Steingutabteilung arbeiten, er „getrauet sich allerdings nicht mit dem Geschirrbrennen, weil gegen Majolika ein großer Unterschied sei.“ Interessant ist diese letztere Bemerkung deshalb, weil sie auch seine technische Einstellung beweist, die ihn für die spätere Fabrikleitung befähigte. 1790 ist er dort noch als Ausbesserer beim Majolikageschirr tätig.*) Darauf dürfen wir seine Rückkehr nach Glinitz konstatieren, wo für ihn nach dem Weggang seines Bruders ein freies Betätigungsfeld offen stand. Die Uebernahme der Fabrik in der am 27. Dezember 1800 abgeschlossenen Erbpacht habe ich bereits erwähnt, desgleichen seine Heirat und seinen frühen Tod vom 17. November 1814. Wenn auch der Fabrikbetrieb von seiner Frau fortgesetzt wurde, so ist uns doch der technische und künstlerische Leiter in den nächsten 13 Jahren nicht bekannt. Sein Schwiegersohn und Nachfolger in der Pacht, Carl Mittelstedt, stammte als Glashüttenpächter aus einer verwandten, im Grunde aber in Ziel und Technik recht abweichenden Fabrikationsphäre. Wieweit er sich in die Fayence- und Steingutherstel-

*) Unser Johann George Fyalla ist nicht mit dem Johann Fyalla zu verwechseln, den Carl Schürel S. 100 unter dem 25. Mai 1787 als in Holitsch angekommen vermerkt. Die Unterscheidung ist schon von Schürel gemacht worden, ohne daß er den Glinitzer Fyalla kennt. Dieser zweite Johann F. ist wohl der auch als Porzellanmaler aus der Wiener Manufaktur aus 1803—1809 bekannte.

lung praktisch einarbeitete, läßt sich nicht entscheiden. Gewiß kann man ihm aber mindestens Verwaltungstüchtigkeit nachsagen, insofern er seine Fabrik am längsten unter den oberschlesischen Konkurrentinnen am Leben erhalten hat. Sein späterer und letzter Werkmeister war ein gewisser Herzog, den mein Vater ausfindig machte. Ob dieser Herzog mit dem Maler H identisch ist, der den Anfangsbuchstaben seines Namens in dem Deckel einer Rebhuhndose (aus der Sammlung Zerchel in Striegau) hinterlassen hat, bleibt vorläufig unentschieden. Ein zweiter Maler aus derselben Periode verbirgt sich unter dem Anfangsbuchstaben P, der in violetter Farbe im Innern einer mit M/Glinitz signierten Rebhuhndose aus der Sammlung Georg Kizinger in München angebracht ist.

Unter die Modelleure hätte auch Zapleta (I) Carl aufgenommen werden können. Die Grenze zwischen den Begriffen Modelleur und Dreher ist flüchtig. Drenham z. B. wird in Holitsch bisweilen als Dreher bezeichnet. Zapleta ist Arbeits- und Leidensgenosse von Johann Müller und Josef Fyalla und macht mit ihnen das Abenteuer Wiersbie durch. Darauf entschwindet er unseren Augen, möglicherweise nach seinem Vaterlande Mähren.

Das technische Personal der Glasierer und Brenner bleibt uns noch unbekannt. Ein Glinitzer Fabrikant Johann Jainta tritt in dem Immobilienverzeichnis der Ortsakten von Glinitz am 5. Januar 1808 als Käufer eines Häuschens auf. Als die tüchtigsten und angehenden Techniker sind zweifellos die beiden Fyalla anzusehen, denen das angeborene Handwerk die besten Ergebnisse lieferte.

Bei der verhältnismäßig bescheidenen Jahresproduktion der Glinitzer Fabrik wäre es ein Einfaches, die Autorschaft der einzelnen Modelleure und Maler bei den Fayencen und letztere auch bei den Steingutwaren und ihre Art der Signierung in der Handschrift festzulegen, wenn wir das lückenlose Verzeichnis der künstlerisch tätigen Kräfte hätten und die Dauer ihres Hierseins kennen würden. Nach ihrer malenden und signierenden Handschrift vermögen wir wohl bestimmte Individualitäten zu verfolgen. Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts z. B., das nach dem Weggang des älteren Fyalla eine besondere wenigfarbige Farbennuancierung im Dekor annimmt, ist nur vermutungsweise mit dem Namen Johann George Fyalla verbunden.

Daß, wie etwa in Proskau, die Maler in Glinitz ein besonderes Malerzeichen der Ortssignierung G beigefügt hätten, ist deshalb nicht anzunehmen*), weil ja meist nur ein Maler vorhanden war, so daß

*) Vergl. Carl Schretel, Holitsch S. 101.

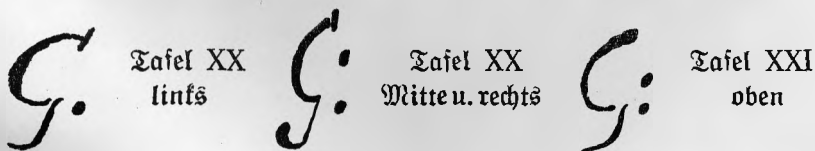
die für die Verwaltung unterscheidenden Kennzeichen überflüssig waren. Zudem lehrt der Vergleich der Glinziger Erzeugnisse, daß der oder die beiden zum G: hinzugefügten Punkte bei derselben Malweise, d. h. also bei demselben Maler, vorhanden sind und auch fehlen. Daneben machen sich zugleich schwächere Kräfte bemerkbar, von denen z. B. im Breslauer Museum eine das Figürchen eines eine Schale haltenden sitzenden Dieners koloriert hat, die auch wieder mit G., also mit einem Punkt signiert. Daß Schüler da waren, wissen wir ja, indem Fyalla und Genossen wegen der Hintenansetzung und Verdrängung durch neu angelernte Leute die Arbeit niedergelegt hatten. Indem ich also bei Glinziger Erzeugnissen das Fehlen einer besonderen Malersignatur durch Punkte konstatiere, weise ich zugleich darauf hin, daß die Form des G allein entscheidend ist, sie bedeutet Handschrift wie die Maltechnik selbst. Auf den gesamten Umfang der in Glinzig hergestellten Arbeiten ohne gleichzeitige Abbildungen näher einzugehen, hat wenig Zweck. Die figürliche Plastik ist hauptsächlich Tierplastik in der Form der Deckel-dose. Mops, Ente, Rebhuhn, Eber, Kuh, Hirsch, alle in sitzender bezw. liegender Stellung sind die beliebtesten Motive. Der Kakadu gibt die Gestalt für den anderwärts beliebten Taubenkrug. Für das kirchlich-religiöse Genre wird der Putto als Rundfigur oder als Relief in den verschiedenen Arten des Kerzenhalters oder für die Rückseite von Weihwasserbeden ausgenutzt. Im ganzen also naive Volksplastik. Im besseren Geschirr herrscht außer der Lugasvase der Tafelaufsatz und der bauchige Zierkrug eng- oder breithalsiger Art mit aufgemalten und aufgelegten Blumen oder auf den Deckel von Prachtvasen aufmodellierten freistehenden kurzstieligen Blüten in der 2. und 3. Periode vor. Der Walzenkrug ist selten oder Gelegenheitsstück, wie derjenige mit den großen aus Blümchen gebildeten Initialen F. v. P. bemalte Maßkrug des Breslauer Museums, der auf dem Fayencedeckel eine geschlossene Bibel mit darauf liegenden Schäschen trägt, also bestellte Sonderarbeit für einen geistlichen Herrn. Das Lugasgeschirr hält sich in verhältnismäßig einfachen und klaren Formen, der übertriebene Schwulst des Spätbarock wie das schwere Pathos des Poppstiles sind vermieden, die graziöse rocaille wird unermittelt von der glatten Form abgelöst, weshalb August Stöhr mit Recht auf S. 468 seines Handbuches sagt, daß in Glinzig „der Charakter des Materials viel besser gewahrt sei, als bei den Fayencen Proskaus, dessen Erzeugnisse aus der Periode Dietrichstein den schlimmsten Auswüchsen des Porzellans nicht nachgeben“.

Der Uebergang von der Fayence- zur Steingutfabrikation vollzieht sich in Glinitz in der Nachtperiode des J. G. Fyalla, oder besser gesagt, er findet überhaupt nicht statt. Glinitz hat stets nur eine steingutähnliche Masse verarbeitet, die immer mit einer mehr oder weniger gelben abblätterbaren Glasur überzogen wurde. Der abgebildete Teller mit dem Pfau aus der Periode Fyalla ist ein Beispiel, das sich von den Erzeugnissen auch der letzten Zeit darin nicht unterscheidet. Steingut im strengen Sinne hat eine so feine Glasur, daß sie nur wie ein dünner Hauch den glasharten Scherben umkleidet. Proskau und Tillowitz haben dieses Stadium zeitweise wohl erreicht. Wenn wir bei Glinitzer Erzeugnissen den Ausdruck Steingut gebrauchen, so muß uns stets diese Einschränkung bewußt sein.

Signierungen.

Im folgenden wird eine Neuauftellung der Fabrikationsperioden gegeben, welche das erste Stadium in Zborowski vorläufig ausschaltet und den rechtlichen Verhältnissen sowie den stilistischen Eigenarten Rechnung trägt.

1. Periode (1767—1787) unter der Gräfin Gaschin. Leitung durch Joseph Fyalla.



In den letzten Jahren auch:



2. Periode (1787— ca. 1800). Signierungen wie vorher, nur nicht mit G. G. Epoche der rasch folgenden Besitzer des Dominiums Glinitz.

3. Periode (c. 1800—1826). Erbpachtzeit des (Johann) George Fyalla und seiner Frau. Epoche der Verdrängung der Fayence durch das Steingut.

S. F. Tafel XXVIII unten **G** oder **Gf** farblos eingeringt

FYALLA farblos eingeprägt — Tafel XXIII oben

4. Periode (1826 — ca. 1870). Pachtperiode des Mittelstedt und Zeit der ausschließlichen Steingutfabrikation.

Stempel **GLINITZ** oder **GLEINITZ**
M M

2. Wiersbie.

Ein Unternehmen verneint seine Existenz, solange wir nicht die hinterlassenen Belege seiner historisch erwiesenen Tätigkeit kennen gelernt haben. Bisher hat sich nichts gefunden, das man als Erzeugnis des kurzlebigen Ablegers von Glinitz, dem man kaum den Titel einer Fabrik zuerkennen kann, ansehen dürfte.

Oben haben wir schon die altentworfene bezeugte Tatsache kennen gelernt, daß 1775 die drei in Glinitz beschäftigten unzufriedenen Fabrikanten mit Knall und Fall auszogen und sich in dem benachbarten Wiersbie, das ebenfalls über Gruben brauchbaren Tons verfügte, als Hausbesitzer und Gründer einer Konkurrenzmanufaktur niederließen. Es waren der Maler Joseph Fyalla, der Pouffierer Johann Müller und der Dreher Zapleta. Sie erhielten vom Landrat des Kreises die Konzession zum Betrieb ihrer kleinen Fayencemanufaktur. Gegen den Einspruch des Lubliner Töpfermittels, das sich auf ein Privileg Kaiser Ferdinands von 1559 berief, wonach in einem Umkreis von 2 Meilen um Lubliniz von Fremden weder Töpferwaren gefertigt noch verkauft werden dürften, entschied der Landrat, weil diese Fayencen nicht Töpferwaren gewöhnlicher Art seien, dazu die Fabrikanten nicht Fremde, sondern sogar Hausbesitzer in Wiersbie wären. Die Beschwerde der Gräfin von Gaschin an den Minister und ihre Bitte um „Aufhebung eines in Wiersbie zum außerordentlichen Nachteil der in Glinitz etablierten und allerhöchst privilegierten Fayence-

fabrik, neu angelegten Privatetablissements“ folgte erst am 1. Mai 1776. Außer ihrem Widerspruchsrecht machte sie geltend, daß zu Wiersbie nur kurrente billige Artikel wie Teller, Schüsseln, Tassen gearbeitet würden, während Gliniz von größeren Gegenständen und Figuren allein nicht bestehen könne.

Indessen hatte das Konkurrenzunternehmen seine solidere und breitere Basis durch die Verbindung mit dem Besitzer des Dominiums Wiersbie, dem Rat von Zimiektz, erhalten. Beide Teile reichten am 21. April 1777 beim Minister ein Gesuch um Konzessionierung der Fabrik ein, begleitet von einer Befürwortung des zuständigen Landrates und zwei Proben ihrer Leistungsfähigkeit, einer Potpourrivase und einem doppelten Leuchter. Die Unterhandlungen der Kriegs- und Domänenkammer mit Gliniz und Wiersbie endeten mit der Konzessionserteilung an die Konkurrenz, die auf ihren Erzeugnissen das Zeichen W zur Unterscheidung von G (Gliniz) und P (Proskau) führte.

Das Altmaterial über Wiersbie hat damit sein Ende. Die Lebensdauer von Wiersbie muß beschränkt gewesen sein. Von den Begründern finden wir Joh. Manjak schon Ende 1777 in Proskau wieder. Das Unternehmen wird an Geldmangel gescheitert sein. Leonhardi führt es für 1783 nicht mehr auf, und auch in den anderen beschreibenden Druckschriften des 19. Jahrhunderts wird es nirgends erwähnt.

Natürlich können die Waren aus Wiersbie nicht anders als die Glinizer ausgesehen haben. Die Tüchtigkeit ihrer Erzeuger bürgt für Qualität — wenn ihre technischen Hilfsmittel wie Brennofen, Glasurmühle usw. ausgereicht haben. Trotz aller bezeugten und zu erwartenden Vortrefflichkeit ihrer wenigen Fayencearbeiten sind die Männer auf keinen grünen Zweig gekommen. Der Maler Fyalla ging (vergl. oben) in die Glinizer Fabrik zurück und Manjak finden wir in der nächsten Zeit in der Proskauer Fabrik wieder, wo er 1794 oder kurz vorher starb.

3. Proskau.

Geschichte der Fabrik.

Die Geschichte dieser Manufaktur, die in der schlesischen Fayenceindustrie die erste Stelle einnimmt, ist insofern ihrer stets nahen Beziehung zur Regierung am vollständigsten. An manchen Stellen versagt das Altmaterial trotzdem, und wir müssen uns damit trösten, daß uns ein desto reicherer Nachlaß an Erzeugnissen ihrer allzeit regen Tätigkeit beschieden ist.

Schon über die ersten 6 Jahre ihres Bestehens möchten wir gern mehr wissen. Das Gründungsjahr 1763 kennen wir, ebenso den Gründer, Graf Leopold von Proskau, Besitzer von Proskau und Klein-Strehlitz in Oberschlesien und mehrerer Güter in Mähren. Dort soll der Graf nach den Worten des Ministers Schlabrendorff bereits eine Fayencefabrik gehabt haben. Ob damit etwa Anfänge des späteren, vom Grafen Dietrichstein 1783 ausgebauten Weißkirchen gemeint sind? Jedenfalls steht die Proskauer Gründung mit der ungarisch-mährischen Fayencefabrik Holitsch in Verbindung, da ein Fabrikant von dort die Einrichtung der ober-schlesischen Fabrik übernommen hat. Die zirka 15 Arbeiter sind von überall her, besonders aus Straßburg bezw. Südwestdeutschland angeworben worden. Das Personal besteht in den ersten 6 Jahren aus durchschnittlich 30 Arbeitern, wovon etwa die Hälfte auf Handlangerdienste und grobe Arbeiten entfällt und von Oberschlesiern selbst gestellt wird. Die Fertigstellung und Inbetriebnahme des massiven Fabrikgebäudes mit den Nebenanlagen erfolgt nicht vor dem Frühjahr 1764, denn im November 1763 spricht der Graf noch von der „anzulegenden“ Fabrik. Die ältesten Kräfte der Fabrik erkennen wir an ihren mährischen oder deutschen Namen, wenn wir weiter unten das Verzeichnis der 1769 beschäftigten Modelleure und Maler durchsehen. Ausdrücklich bezeugt sind als früh eingestellte technische Kräfte der Bremer Martin Brehel und ein gewisser Seimbach, der indessen frühzeitig verstorben sein muß. Der erste Leiter der Fabrik war Josef Reiner.

Am 8. April 1769 fällt Graf Leopold in einem Duell, und der Betrieb der Fabrik wird durch die erbberechtigte Baronesse von Larisch für mehrere Wochen inhibiert. Noch im Herbst werden 6 der besten Arbeiter nebst dem „künstlichen Maler“ Hänjel entlassen. Am 24. November 1769 nimmt der Regierungsrat v. Schröder eine Revision der Fabrik vor und gibt ein Verzeichnis der beschäftigten Künstler, das für die Identifizierung der Fayencen von größter Wichtigkeit ist. Die Schreibung der polnischen Namen ist bei ihm oft falsch, sie ist auch phonetisch aufgefaßt, so daß er z. B. den bekannten Maler Ziemel als Schimel der Aussprache gemäß schreibt. Unter Richtigstellung der Namensschreibung ist das Verzeichnis folgendes:

Modelleure:

Sauer Wenzel — Art(h)el Georg — Großmann Thomas — Berchel (Brachel, Brehel) Martin — Woyte(c)l Johann — Pfeiffer Johann — Stotshowsky Michael — Gollez Georg — Biežka Kaspar.

Maler:

Hänel (1769 entlassen) — Bauer Elias (1769 engagiert) — Neumann Martin — Ziemel Johann — Domogalla Matthias — Heyfig Bartel — Ziemel Valentin — Sowieky Matthias — Kalka Lukas — Wiczorek Ignaz — Machura Augustin.

Das Verzeichnis sagt offenbar die Reihenfolge der Qualität der einzelnen, es zeigt uns auch den oberschlesischen lernenden Nachwuchs am Ende jeder Kolonne.

Für die Künstler waren die Werkstätten in mehreren Zimmern des 1644 erbauten Schlosses eingerichtet. Das technische Personal arbeitete in eigens, nahe am Schloß erbautem, massivem Fabrikgebäude, welches die Trocken- und Brennöfen enthielt. Dazu gehörten noch eine Wassermühle, die den Quarz für die Glasur zerkleinerte, außerdem die Tonschlemmerei zur Bereitung des Tones, der aus den Gruben von Klein-Strehlitz angefahren werden mußte.

Nach der Erbschaftsregelung nimmt der neue Besitzer Johann Karl Graf v. Dietrichstein mit vollen Kräften und den besten, in Wirklichkeit auch ausgeführten Absichten im Juni den Fabrikbetrieb wieder auf. Das Personal wird noch in demselben Jahre von 30 auf 44 Köpfe, darunter 9 Modelleure und 9 Maler, vermehrt. Von diesen Künstlern ist die Hälfte als Lehrlinge und Helfer aufzufassen. Der Graf läßt sich die Betriebsordnung durch Herausgabe von Instruktionen angelegen sein, und der tüchtige Fabrikverwalter Joseph Reiner steht ihm mit Verbesserungsvorschlägen und geschäftskundigen Maßregeln zur Seite. So läßt er aus der Wiener Porzellanfabrik verschiedene Proben von Kaffeefservicen kommen und in seiner Fabrik „die Facon davon verfertigen, weil es scheint, daß solches den besten Geschmack annehmlicher Liebhaber erhalten dürfte, zumal in Ansehung der darauf verfügbaren lebendigen Farben der Preis nicht zu hoch zu stehen kommt.“ Die beim Anblick mancher Proskauer Fayencen sich aufdrängende Vermutung der Vorbildlichkeit von Porzellangefäßen wird durch diesen Bericht bestätigt. Die Fortschritte der Proskauer Fabrik machen sich bald bemerkbar, und die unmittelbare Folge ist, daß schon 1771 der König das Verbot des Verkaufs von ausländischem Geschirre für die Provinz Schlesien erläßt.

Dieses war nur auf Grund der gesteigerten Produktionsfähigkeit der Fabrik möglich gewesen. Sie hatte bereits einen größeren Vorrat an fertigen Fayencen aufzuweisen, der zum Teil in Proskau in einem hierfür bestimmten Gewölbe des Schlosses zur Besichtigung für

kauflustiges Publikum aufgestellt war, zum Teil in die Breslauer Niederlage des Kaufmanns Rehnisch gesandt wurde, der diese seit Begründung der Fabrik verwaltete. Rehnisch bezog nebenbei aus Proskau auch viel unfertiges, d. h. weißes Geschirr, das er durch einen Porzellanmaler „besser und dauerhafter als in Proskau“ bemalen ließ. Indessen nahm die Dietrichstein'sche Fabrik weiter in ihrer Leistungsfähigkeit nach Quantität und Qualität zu. Das Arbeitspersonal wuchs bis 1783 auf 56 Mann. Gegen Ende des Jahres 1783 setzten plötzlich Verhandlungen zwecks Ankaufs der Herrschaften Proskau und Klein-Strehlitz (bei Neustadt) zwischen dem preußischen Staatsminister und Johann Carl Graf v. Dietrichstein ein. Der k. k. Oberstallmeister wird Geld gebraucht und die Absicht des Verkaufs der beiden in Preußen gelegenen Güter geäußert haben, so daß sich der Minister an ihn wandte und den Kauf am 24. November für die Summe von 139 535 holländischen und kaiserlichen Dukaten abschloß. Die Uebernahme durch den preußischen Fiskus wurde wahrscheinlich auf den 1. Januar 1784 festgesetzt, denn der offizielle Bericht der Uebernahme datiert vom 6. Januar 1784.

Für die Fayencefabrik bedeutete dieser Besitzerwechsel nicht wenig. Ihr Weiterbestehen war zwar durch Königliche Kabinettsorder gesichert, desgleichen der Bestand ihres Personals. Vier der ersten Leute hatte sich der Graf aber für seine neu zu gründende Fabrik in Mähren vorbehalten, einen Dreher, einen Brenner und den Verwalter Reiner. Die Stelle Reiners nahm der Kontrolleur Weiß ein, der von Reiner die Farbenmischung und Glasurbereitung gelernt hatte. Ihm fehlte aber die künstlerische Befähigung, wenn er sich auch als tüchtiger Techniker jetzt und später bei der Steingutfabrikation erwiesen hat. Aus dem technischen Personal ist der erste Brenner Martin Berchel (Brabel, Brehel) nach Weißkirchen noch Ende 1783 mit seiner Frau übergesiedelt. Im nächsten Jahre folgte ihm der tüchtige Maler Martin Neumann nach.*) Die Verwaltung der Fabrik übernahm der Oberwirtschaftsinspektor Leopold.

Bei der Uebernahme fand der Kriegs- und Domänenrat Reichel in der Proskauer Niederlage mit Einschluß der auswärtigen einen Warenbestand im Werte von 6000 Rthn. vor. Dieser sollte möglichst schnell in klingende Münze verwandelt werden, und Reichel schlug

*) Vielleicht ist Neumann zuerst vorübergehend nach Hollitz gekommen, wenn sich auf ihn ein dortiger Rechnungsbeleg bezieht: „Im Monat Juni 1784 den 23. einem hier durchreisenden Proskauer Maler für gemalene Proben 51 fl.“

eine Lotterie vor, vielleicht nach dem Muster der Wiener Porzellanlotterie von 1784. Sie erhielt die königliche Genehmigung, und die 8000 Lose, von denen auf jedes ein Gewinn im Werte von 8 Groschen bis 120 Rthn. fiel, gingen reißend weg, so daß noch im Sommer 1784 das Fabrikgewölbe geräumt war, — ohne daß man für die erforderliche Nachfüllung gesorgt hatte. Eine Verminderung des Betriebes mußte im Anfang nicht nur wegen des erfolgten Wechsels des Fabrikleiters eintreten, man merkte auch bald, daß vor dem Winter veräumt worden war, in der nahen Longrube und in der entfernteren zu Kollanowitz einen Vorrat Ton zu graben. Auch die Klage, daß der gute Ton in Klein-Strehlitz abnehme, wurde laut. Sonst aber nahm sich Reichel als zuständiger Dezerent der Fabrik tatkräftig an, bis er überflüssig wurde, indem Amtsrat Leopold 1788 (und 1800) die Fayencefabrik auf 24 Jahre für eine jährliche Gebühr von 1800 Rthn. pachtete, wozu noch eine Fixatzise von 360 bis 600 Talern kam.

Der erneute Wechsel brachte der Fabrikleitung für ein Vierteljahrhundert Ruhe, so daß der Manufaktur desto mehr Gelegenheit zur inneren Entwicklung geboten war. Schon das erste Pachtjahr 1788 brachte eine Neuheit, die Aufnahme der Steingutfabrikation, wenn auch zunächst nur versuchsweise.

Die Fabrikation des Steinguts oder englischen Geschirrs, wie man meist im Hinblick auf die Wedgwoodimportierung sagte, interessierte alle Fayencefabrikbesitzer und weitere Kreise. Der genannte Rehnisch in Breslau war einer der ersten im Versuchen gewesen und war daran 1785 zugrunde gegangen. An zweiter Stelle ist das rühmliche Beginnen des Grafen Sobek in Koschentin zu nennen, der 1780 die ersten gelungenen Proben an Minister Hohn mit dem Ersuchen um Konzessionierung einer Fabrik ein sandte, aber 1781 leider in Rücksicht auf die beiden benachbarten Fabriken den Rat erhielt, davon abzustehen. Im Januar 1787 bemühte sich Heinrich v. Scharowitz um die Konzession für eine Steingutfabrik „nach Englisch art“ für sein Gut Krzischkowitz bei Ratibor ohne Erfolg. Holitsch begann 1785/6 mit der beständigen Erzeugung der neuen Masse, Rheinsberg 1787. Wie auch die beiden obererschlesischen Fabriken gern in das Geheimnis der Herstellung eingedrungen wären, die andere Tone mit anderer Bereitung und dünnere Formen und neue Brennöfen benötigte, hat der als solcher gedeutete Spionagefall der Brüder Tynalla gezeigt.

Rehnisch ist die Anregung in Schlesien dazu zuzuschreiben. Auch der Minister hatte einen guten Teil daran, denn er hatte im Sommer 1788 einen thüringischen Steingutfabrikanten Johann Christoph

Kranich nach Proskau geschickt, der dort im Herbst Steingutproben herstellte und in Gemeinschaft mit Reichel über die Anlegung einer „englischen Steingutfabrik“ ein Projekt aufstellen sollte. Beide kamen darin überein, diese Fabrik an dem Orte, wo der gute Ton für Proskau gegraben wurde, also in Kollanowitz bei Kupp, anzulegen, zumal auch geeignete Kiesgruben in der nahen Kolonie Finkenstein vorhanden waren. Mehrere Vorteile dieses Vorschlags sprangen dem Minister sofort in die Augen: die vorteilhafte Ausnutzung der Kupper Forsten und die Befiedlung der schwach bevölkerten Umgegend von Kupp. Die Kosten der neuen Anlage wurde auf 34 000 Taler veranschlagt, und Hornm schien der Verwirklichung des Projekts sehr geneigt. In Proskau wären die notwendigen Anbauten zwar nur auf 6 bis 7000 Taler gekommen, dazu waren aber laufende Transportkosten für den Ton, der für das Steingut nur aus Kollanowitz verwendbar war, zu rechnen.

Gegen diese drohende und erdrückende Konkurrenz einer abgeforderten Steingutfabrik setzte sich der Pächter der Proskauer Fayencefabrik sehr energisch zur Wehr. Er legte dem Minister seinen unabwendbaren Ruin nahe, da das Steingut die Fayence verdrängen würde. Wäre er dagegen auch der Steingutfabrikant, so käme ihm wenigstens der Nutzen des ertragreicheren Steinguts zugute. Die nötigen Bauten in Proskau würden nicht teuer zu stehen kommen, denn man könne das alte Brauhaus zu diesem Zwecke umbauen, und zur Herabminderung der Transportkosten für den Ton müßte die Erbauung eines Schlammhauses in Kollanowitz erfolgen. Sein zuletzt in die Wagschale geworfenes wichtigstes Argument bringt den Plan Reichels zu Fall. Nach seinem Beweis können die Gruben von Kollanowitz für höchstens 40 Jahre Ton liefern, und die Errichtung neuer Fabrikanlagen würde demnach nicht rentabel sein. Zur Erhärtung seiner Leistungsfähigkeit sendet er dem Minister zugleich einiges von seinem Fabrikverwalter Weiß verfertigtes Steingutgeschirr, „das dem englischen nahe oder gleich sei, und wenn die aufgetragene Glasur nicht egal wäre, so liege es daran, daß die Proben zugleich mit Fayencegeschirr in einem Ofen gebrannt worden seien“. Das Steingutmachen wolle er bis zur Entscheidung des Ministers aussetzen.

Die Entscheidung erfolgte in dem für Leopold günstigen Sinne. Der Minister befahl zugleich „die Betreibung einer Steingutfabrik in großem in Proskau solange auszusetzen, bis man überzeugend versichert ist, daß der hierzu erforderliche Ton bei Kollanowitz und vielleicht auch bei Proskau sich befinde.“ Das Verbot hat Leopold viel

zu gern auch noch in den folgenden Jahren eingehalten. Bis 1795 ist außer jenen oben erwähnten Proben in Proskau kein Steingut gefertigt worden, obwohl von 1788 an jegliche Nachricht darüber fehlt. Der künstlerische Berater Professor Carl Bach äußert 1793 in seinem ausführlichen Bericht über Proskau kein Wort über Steingut. Noch im Mai 1794 erklärt sich Leopold gegen die Anlegung einer Steingutfabrik in Proskau, „weil sie die Fayencefabrik verdrängen würde“. Im folgenden Jahre muß er doch das Steingutmachen aufgenommen haben, schon weil das dortige Ratiborer Wedgwoodfabrik entstand. Im Januar 1796 setzen die ersten Nachrichten von seiner Steingutfabrikation ein. Leopold hat zwei Steingutfabrikanten, den Modelleur Michael Holz und den Dreher Holz aus Rheinsberg kommen lassen, „bis die Fayencearbeiter sich im Steingutmachen mehr geübt haben werden“. Daß er wiederum zugleich an den Minister Steingutproben übersendet, ist ebenfalls Beweis für das Anfangsstadium des eben erst eingeführten Fabrikationszweiges. Der Minister war aber noch 1800 mit dem Proskauer Steingut nicht zufrieden, er fand es im Vergleich zu echtem Wedgwood zu dick und sandte ihm darum Proben von englischem Steingut. Leopold schob die Schuld auf das Fehlen einer feinnahlenden Glasurmühle, die ihm darauf bei Verlängerung des Pachtcontractes versprochen, aber aus Mangel an Geld nicht gebaut wurde. Nach langen Unterhandlungen mit der Regierung errichtete er eine solche mit Ochsenbetrieb 1802 auf eigene Kosten, die ihm später zurückerstattet wurden. Ähnliche Schwierigkeiten bot die Unterbringung der 4 Steingutfabrikanten. Schließlich wurde ihnen die Malerstube als Werkstatt eingerichtet und die 10 Maler im Schloß in das mittlere Stockwerk umquartiert.

Die Zeit, in der die Steingutfabrikation einsetzt, bedeutet gewiß auch für die Weitergestaltung der Proskauer Fayencen den Beginn der neuen und letzten Entwicklungsperiode, noch schärfer bestimmt durch die fast gleichzeitig einsetzenden Stilbeeinflussungen durch Professor Carl Bach, den Leiter der königlichen Zeichenschule zu Breslau. Bach wurde zum ersten Mal 1793 hingeschickt, „um die dort zu verarbeitenden Gefäße durch schöne Formen in allen Arten zu verbessern, indem bis jetzt die mehrsten Stücke schwer, ungestaltet und wider allen Endzweck zum Schaden der Fabrik bearbeitet würden, daß z. B. der Deckel einer Terrine beinahe ebenso groß als der eigentliche Hauptteil sei, was der Fabrik unmöglich zum Nutzen sein könne, wenn unnötige Masse und Glätte verschwendet werde.“ Die Malereien auf den Gefäßen fand Bach überladen und geschmacklos, daß sie die schwe-

ren Gefäße noch unleidiger machten. Zum Teil hatte Bach nicht unrecht, die Zeit verlangte bereits elegantere Formen und dünnere Scherben. Proskau hatte einerseits mit dem Fortschritt zum dünnwandigen Steingutgeschirr und mit der Entwicklung vom Poppstil zur Neuklassik nicht Schritt gehalten. Trotzdem konnte eine Direktive nach der Antike durch Lieferung von geeigneten Vorlagen und mehrwöchentliche unmittelbare Unterweisungen einiger Lehrlinge (Degotschon, Georg Manjat d. J., Samuel Sauer und . . . Ziemek) in dem Breslauer Zeicheninstitut den Ruf der Fabrik nur fördern und ihr ein größeres Publikum gewinnen. Dazu gehört der preußische König, für den 1800 nach Entwürfen Bachs ein Service in der Art des etruskischen Wedgwood in Proskau gearbeitet wurde. Von da an wurden die Besuche Bachs in unserer Fabrik regelmäßig und im Pachtvertrag von 1800 auf mindestens zwei Male im Jahre festgesetzt. Sie galten der Belieferung mit Modellzeichnungen für besseres Geschirr und mit Vorlagen nach antiken Skulpturen und Vasenbildern und der künstlerischen Anordnung der Waren im Ausstellungsraum. Seine Ansichten und Ideen wurden in der Zeichenschule des Bildhauers und Kupferstechers Johann Degotschon fortgepflanzt, den Amtsrat Leopold einige Jahre von 1794 an in der Breslauer Kunstschule hatte ausbilden lassen, damit er, neben eigener künstlerischer Tätigkeit, von 1799 an den lernenden Fabrikanten alle Sonntage Zeichenunterricht erteilte. Diesen Fortbildungsunterricht hat Degotschon mindestens vier Jahre lang gegeben.

Die administrative Seite der Proskauer Manufaktur hat während der 24jährigen Pachtperiode in Leopold einen tüchtigen, ihre und seine Interessen wahrnehmenden Vertreter gehabt. Technische Neuerungen hat er ebenso wie die Modernisierung des Stils in den Bereich der Manufaktur gezogen. Die Steingutfabrikation hat er ohne fremde Hilfe, wenn auch zögernd und unter dem besonderen Druck der Ratiborer Konkurrenz eingeführt. Zur Erzielung einer weißen Steingutmasse hat er öfters weißen Ton aus Bennstedt bei Halle bezogen, wie auch noch die Tonlager von Lillowitz und Chroszima benutzt wurden. Auf seine Initiative und zum Teil auf seine Kosten sind eine ganze Anzahl neuer Gebäude, Wohnhäuser, Magazine, ein Schlamm- und Trockenhaus und eine Glasurmühle für Steingutmasse entstanden. Als der Kupferdruck aufkam, schickte er den Fabrikanten Joseph Fyalla nach Bisritz a. S. (Bistry) in Ungarn, um ihn dessen Ausführung lernen zu lassen. Zum Wohle seiner Arbeiter gründete er 1788 eine Wittwenkasse, die indessen nach einigen Jahren der Auflösung verfiel.

Leopold verkaufte um 1800 jährlich für etwa 20 000 Taler Waren, und trotzdem mußte er 1812, nach Ablauf der zweiten Pachtperiode erklären, daß er unter den bisherigen Bedingungen die Pacht nicht erneuern könne. Der Wettbewerb des Porzellans und der drei anderen Fabriken zu Ratibor, Glinitz und Lillowitz war zu stark. Seine Kräfte waren auch nicht mehr auf der Höhe, denn er starb bald darauf (1816). Dichhuth, der bisherige Kassierer der Fabrik, übernahm diese, sicher zu einem geringeren Pachtzins als dem bisherigen von 1800 Talern, dem Anschein nach auch für eine kürzere Zeit. Schon nach 6 Jahren wurde der Verkauf bezw. die Verpachtung von neuem ausgeschrieben. Dichhuth erwarb meistbietend die Fabrik zum Preise von 13 880 Talern, wovon 7000 Taler als nach und nach zu tilgende Hypothek der Regierung auf der Fabrik stehen blieben. Die Uebergabe fand am 23. Juni 1821 statt. Von da ab blieb die Fabrik in seinem und seiner Erben Besitz bis zu ihrem Eingehen, aber stets unter schwierigen Verhältnissen. Trotz 40 bis 70 Arbeitern und 11 bis 1300 Talern Bruttoeinnahmen brachte die Fabrik nichts ein. 1842 war die Hypothek mit Ausnahme der Zinsen noch nicht bezahlt, und die Stundung der 7000 Taler wurde bei der Regierung wiederum versucht. Fortwährende Klagen des Fabrikverwalters, des früheren Wirtschaftsinspektors Heinrich Wilhelm Gottfried RampoIdt, der eine der 4 Töchter Dichhuths zur Frau hatte, über das beständige Fallen der Steingutpreise und das Steigen der Rohmaterialien, insbesondere über die Konkurrenz der Berliner Porzellanmanufaktur, die ihr Geschirr von Stadt zu Stadt herumfahren und zu niedrigen Preisen verkaufen lasse, hatten bis dahin die Regierung zur Stundung der Summe genötigt. Fabencen wurden 1837 nur noch zum kleinen Teil (etwa ein Sechstel) der Gesamtproduktion der Fabrik gearbeitet. Ihr und des Steinguts Kunstwert ist allmählich auf den Nullpunkt gesunken.

Auf der Personalliste von 1837 findet sich kein Modelleur mehr. Neue Modelle werden nicht mehr herausgebracht, die Empire- und Biedermeierformen werden, solange es geht, gehalten. Nur zwei Taler bestreiten sämtlichen dürftigen Dekor, den sich die Bauerteller noch leisten. Die Besitzer haben damals versucht, der steigenden Misere aus dem Wege zu gehen, indem sie die Porzellanfabrikation aufnehmen wollten. Die angestellten Proben von 1838 scheinen kein annehmbares Resultat geliefert zu haben, so daß man von dem Gedanken wieder abkam.

Neußerlich bot die Fabrik daselbe Bild. Die Gebäude waren verfallen, ebenso die nunmehr achtzigjährigen Brennöfen, den moder-

nen Ansprüchen lange nicht mehr genügend. Die Regierung machte wiederholt den Ansaß, Reparaturen und Neubauten zu verlangen, wurde jedoch immer durch laute Klagen zurückgewiesen. 1846 brannte erblich eines von den nicht mehr wasserdichten Fabrikgebäuden, die mit Schindeln gedeckte Steingutschlämmerei, nieder. Die von Rampoldt eingereichte Zeichnung eines Neubaus, der im Erdgeschoß die Schlämmerei, eine Tonkammer, eine Küche und einen Pferdestall, und im ersten Stock zwei Wohnungen enthalten sollte, wurde von der Regierung mit der Bedingung genehmigt, daß das Gebäude massiv und mit Flachwerkbedachung ausgeführt werde.

Die Verwirklichung des Bauprojektes ist nicht mehr bezeugt. Aktenmaterial ist aus dieser ganzen Zeit bis 1853 nicht vorhanden. Es könnte uns kaum mehr als unsere Vermutungen bestätigen, daß der Betrieb in dem massiven Hauptgebäude mit den Brennöfen und in der notdürftig ersetzten Tonschlämmerei bis etwa 1853 mühsam aufrecht erhalten wurde. Dann sollte die Fabrik in den Besitz Rampoldts übergehen. Zur Aufnahme eines Kaufvertrages zwischen Rampoldt und den Dichhuth'schen Erben ist in dem letzten erhaltenen bezüglichlichen Aktenstück für den 10. April 1853 ein Termin angesetzt.

Die Steinguterzeugung schloß allmählich ein, die Formen wurden angeblich von einzelnen Fabrikanten bezw. Töpfern noch viele Jahre benutzt und für die Anfertigung von Tellern, Schüsseln und kleinem Geschirr verwertet.

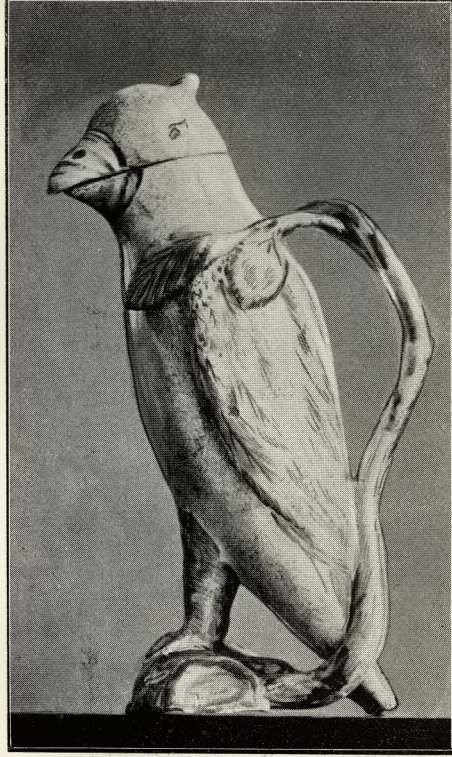
Modelleure und Maler.

Aus der gegebenen Reihenfolge der 1769 aufgezählten Künstler (vergl. oben) ließ sich die Qualität ihrer Talente für den Anfang ablesen. Die an der Spitze marschierenden Modelleure Sauer und Artel und die Maler Hänel, Bauer und Neumann sind also als tonangebend für die Frühzeit anzusehen, die Qualitätsergebnisse der ersten und zweiten Periode stammen von ihnen. Unter den Malern hat sich Johann Ziemel allmählich vorangearbeitet, so daß er 1784 in den Akten als erster Maler und Beaufachtiger aller Malerarbeiten bezeichnet wird, wie Sauer für die Modelle haftbar ist. In der Folgezeit gibt es gelegentlich Hinweise auf die Qualität der Künstler. Joseph Fyalla erhält lobende Erwähnung, Degotschon ist der in Breslau auf der Kunstschule gewesene und Zeichenlehrer für die Broskauer Künstler. Michael Holz aus der Rheinsberger Fabrik hat sich durch Signierung den Ruf des guten Modelleurs erhalten, und der Maler Georg Manjak d. J. gehörte ebenfalls zu den Gerühmten. Aus diesen allgemeinen Gesichtspunkten konnten schon einige wenige









Arbeiten mit Hilfe von gelegentlichen Signierungen bei Holz, Degotschon und Ziemel identifiziert werden.

Durch sorgfältiges und erweitertes und vergleichendes Uttenstudium ist es mir gelungen, manche Namen richtig zu stellen, neue Namen zu finden, für einige Namen, z. B. für den tüchtigen Manjak d. J., den Vornamen Georg festzustellen, sodaß die mit G M signierten vorzüglichen Malereien jetzt als seine Arbeiten gelten dürfen. Die Ergebnisse der archivalischen Forschung sind in dem folgenden, alphabetisch angeordneten Künstlerverzeichnis enthalten.

Daneben die kritische Sondierung ihrer Erzeugnisse, die mit Hilfe der genannten Gesichtspunkte zu einer Auseinanderlegung der verschiedenen, sich betätigenden Kunst Hände gelangen kann.

Zur Unterstützung kommen auch ganz wenige gelegentliche Anfangsbuchstaben neben der Fabriksignierung unter der Glasur, z. B. auf einer Teekanne der älteren Periode ein geschriebenes blaues N unter der manganfarbenen Fabriksignierung P, ebenso ein schwarzes N unter einem D P einer Deckeldose in Traubenform, die sich nur auf den Maler Neumann beziehen können, oder auf einem Teller im Depot des Breslauer Museums ein D unter der manganfarbenen Fabriksignierung D P oder ein T in schwarz unter der Fabrikmarke P auf einer Teebüchse der Frühzeit, für welche allerdings kein Malername überliefert ist. Der „künstliche“ Maler Hänel setzt mitunter ein H unter das Fabrikzeichen, so auf einem mit bunten Streublümchen bemalten Rämmchen des Breslauer Museums oder auf einer blau gemalten Deckelterrine in der Sammlung Affert in Breslau.

Ein ebenso angebrachtes S auf dem unteren Teil einer bunt gemalten Terrine in der Sammlung Liebermann in Breslau muß sich wohl auf den Maler Sowiekty beziehen, er setzt noch ein Kreuzchen dazu, das sich anderwärts wieder allein unter der Fabrikmarke einstellt. Ziemel ist durch ein schwarzes Z unter der Fabrikmarke auf einem buntgemalten Krüge erkennbar. Zu Hilfe kommen auch die durch Punkte oder Striche oder an Kreuzchen gegebenen Unterscheidungen, die z. T. auf der amtlichen bezw. qualitativen Reihenfolge, wie sie in obiger Anordnung für 1769 sich ausdrücken, wenigstens in der Frühzeit. Soll es Zufall sein, daß der mit N signierende Maler neben das P drei Punkte setzte?

Aber die Maler wechselten auch in der Qualitätsreihenfolge, und deshalb legt sich Johann Ziemel, 1769 der vierte Maler, als er um 1790 der erste geworden ist, die Signierung mit einem Punkte bei. Der Beweis ist auf einer von ihm zweifellos gemalten Fingervase des

Breslauer Museums zu sehen, die von dem Maler seines mit den Initialen J. Z. bemalten Kruges stammt. Als Obermaler hat er sich diese charakterisierende Vereinfachung mit einem Punkt unter dem P angenommen. Der Krug selbst hat nur ein einfaches P, weil er für seinen eigenen Gebrauch keine besondere Signierung brauchte.

Unter Benutzung dieser Namensandeutung und der kritischen Fähigkeit der Zeichen und Malmanieren kann man die einzelnen Maler auseinanderhalten und das gesamte Werk der Proskauer Manufaktur in dekorativer Hinsicht gruppieren. Dasselbe ist auch in geringerem Masse für den bildhauerischen Teil möglich. Deshalb lasse ich hier das Kunstpersonal in alphabetischer Anordnung mit den bisher gefundenen Daten und Lebensäußerungen folgen.

Modelleure und Dreher:

Ar tel (Arlt, Arthel) G e o r g, 1769 als Modelleur an 2. Stelle in den Akten aufgeführt, wahrscheinlich aus der Cammelwitzer Fabrik hierher gekommen. Im Grundbuch von Proskau als Gläubiger des Hauses Ignaz Golleß als „Modelier Arthel“ eingetragen. 1784 in den Proskauer Berichten genannt, mit 20 Taler Gehalt, freiem Holz und freier Wohnung, ebenso 1790, wo ihm eine Stube ausgebaut wird. Er ist wohl der „Former“ Arlt, der 1765 in der Cammelwitzer Fabrik beschäftigt war und nach Auflösung des Betriebes nach Proskau empfohlen wurde.

B e r t h e l (Brabel, Brehel) J o h a n n, 1769 als Modelleur an 4. Stelle genannt. 1777 bis 1779 in Holitsch beschäftigt, dann wieder in Proskau, wo er noch am 11. 7. 1796 vermerkt wird.

C h u d a l l a F r a n z, Dreher. Am 16. 8. 1867 als in Reichenstein verstorben, verzeichnet.

B o l z als geschickter Dreher am 26. 1. 1796 von Leopold aus Rheinsberg herangeholt, er scheint nach dessen Urteil „sehr leicht zu sein, muß aber vorläufig beibehalten werden“.

D e g o t s c h o n J o h a n n, s. unter Maler.

D i l l a M a t t h e s, Maler, von 1785 an Modelleur, s. unter Maler.

F r e n z e l A n t o n, nach Welzels Geschichte von Guttentag bis gegen 1784 in Glinitz, dann von 1790 als Modelleur in Proskau.

F y a l l a J o s e p h, s. unter den Malern.

G o l l e ß G e o r g, 1769 in den Akten als Modelleur (Lehrling oder Gehilfe) genannt.

G o i r, am 21. 3. 1784 als Lehrbursche bezeichnet.

Großmann (Gruhmann?) **Thomas**, 1769 in den Akten als Modelleur an 3. Stelle aufgezählt.

Holst (Holz) **Michael**, Modelleur in Proskau, am 26. 1. 1796 als „sehr geschickter Steingutfabrikant“ aus Ratibor engagiert, der „vortreffliche Kunstfachen und schöne Modelle“ machte. Nach Ratibor war er aus Rheinsberg gekommen. (Vergl. oben.) Mit M H signierte Deckelvase auf 4 Delphinen aus Steingut mit Jahreszahl 1796 im Breslauer Museum, 1797 im Katalog der Akademie-Ausstellung Berlin unter Nr. 363 als Werk des „Vossifiers“ Helft aus Proskau“ aufgeführt. (Vergl. Abbildung Tafel XXXI unten.)

Pelzer **Valentin**, 1769 als Dreher an 3. Stelle genannt. 1777 und 1778 arbeitet er in Holitsch als Modelleur.

Pfeiffer **Johann**, 1769 als Modelleur an 6. Stelle in den Akten genannt.

Pieška **Kaspar**, 1769 in den Akten als Modelleur angeführt, in den Kirchenbüchern bis 1813.

Roschel **George**, 1769 als Dreher an 2. Stelle genannt.

Sauer **Wenzel**, 1769 in den Akten als erster Modelleur genannt. 1784 wird dort von ihm gesagt, daß er den anderen die Arbeiten nachzusehen habe. Ihm ist der größte Teil der figuralen Arbeiten zuzuschreiben. Sein Gehalt wird mit 20 Talern, freier Wohnung und freiem Holz angegeben. Für 1772 hat Hinge seine Traumatrikel im Oppelner Kirchenbuch gefunden und sein Alter in diesem Jahre mit 35 Jahren festgestellt, so daß er ca. 1737 geboren wäre. Gestorben ist er am 26. 11. 1787. (Vergl. Tafel XXVI u. XXVII.) Amtsrat Leopold schreibt kurz vor seinem Tode, daß er an Abzehrung laboriere und bald sterben werde. Er sei seit 2 Jahren schon immer krank. Seine Wohnung erhält Joseph Fyalla. Ueber Sauers Sohn Samuel vergl. unter Maler.

Skotshowsky (Stokowstny, Stoczowstny) **Michael**, 1769 in den Akten als Modelleur (Jüngling) genannt. Am 18. 2. 1770 verkauft nach dem Proskauer Grundbuch Paul Skotshowsky seinem Sohne Michael Skotshowsky sein Haus im Städtel Proskau für 142 Taler, 1775 verkauft Michael Skotshowsky das Haus weiter.

Tomhiz **Ignaz**, 1769 als Dreher an 1. Stelle genannt. 1798 erhält er ein Haus gebaut.

Wontec **Johann**, 1769 als 5. Modelleur in den Akten angeführt. Seine Herkunft aus Holitsch, wo 2 Fabrikanten desselben Familiennamens auftreten, ist wahrscheinlich. Im September 1769 wurde er entlassen, weil er „allerlei Unfug und Stänkerei“ unter den

Fabrikanten erregt. Er wurde aus Gnade bald wieder angenommen, nachdem er hoch und heilig Besserung versprochen hatte. (1774/5 ist ein Johann Woittek als Brenner in Holitsch erwähnt, 1777/8 ebendort als Modellierer.) In Proskau arbeitet er sich zur Stellung des ersten Drehers empor, am 31. 3. 1786 wird für ihn ein festes Gehalt wie für den Obermeister und den ersten Modelleur bewilligt, „da er ein geschickter Arbeiter ist, die Oberaufsicht über die Dreher führt und ihre Arbeit abnimmt“. Er ist Vater von 5 Kindern.

Jarek Simon, wird am 1. Januar 1786 freigesprochen, nachdem er 7 Jahre als Modellierer gelernt hat und weil er „gute Arbeit macht“.

Maler:

Arbeiter Julius, Porzellanmaler, in Kirchenakten am 9. 4. 1849, 20. 6. 1852 und 1. 1. 1854 erwähnt, in letzterem Falle als „Porzellanmaler und Händler“. (Ein Arbeiter Wenzel in Dallwitz um 1812.)

Bach Carl Daniel Friedrich, seit 1791 Professor der Mal- und Zeichenkunst an der Breslauer Kunstschule, gestorben am 8. 4. 1829. Seine Einwirkung auf die Formengebung und Dekorierung reicht vom Mai 1793 bis mindestens 1819, wo noch im Ausstellungskatalog der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur der Bernerf „alle Gegenstände nach Angaben von Bach“ das Zeugnis für seine, in der Hauptsache dem Steingut zukommende Tätigkeit ist. In der Ausstellung von 1818 waren „3 große Urnen mit Zeichnungen von Bach“ zu sehen. Demnach hat er teils selbst Vorlageblätter geschaffen, meist aber geeignete Motive antikisierender Richtung seinen Schülern Degotjchon und Georg Manjak d. J. an die Hand gegeben. Das Wedgwoodgeschirr war ihm Ideal. Versuche, Basaltgeschirr zu erzielen, mißlingen. Die schwarze Bildzeichnung auf rot oder braun glasiertem Steingut ist seine Domäne, vielleicht auch die Silberzeichnung auf schwarzem Grund. Selbst gemalt hat er auf Tonwaren nicht. Auch an andere keramische Werkstätten hat er Anregungen und Zeichnungen abgegeben, z. B. an den Bunzlauer Töpfer Samuel Gotthardt d. J. oder den Frenstädter Töpfer Gottfried Heinze.

Bauer Elias, aus Mährisch-Friedeck, 1769 für den entlassenen Hänel engagiert. Nach H. Stoehr, Handbuch S. 357, ist er vorher in der Stralsunder Fayencefabrik beschäftigt gewesen, wo er 1769 mit anderen Malern Streit androht. Nach Stieda gibt es einen Blau-maler Elias Bauer in der Fabrik Rauenstein um 1792.

Büttner Theodor, Porzellanmaler, 1849 am 9. April mit einer getauften Tochter im Proskauer Kirchenbuch genannt.

Degotschon Johann, Modelleur, Maler und Kupferstecher, geboren 1773 oder 1775 in Oppeln als Sohn des Bauers beim dortigen Kürassierregiment, tritt Ende 1786 als Lehrbursche in die Fabrik und am 15. Mai 1804 in die Breslauer Kunstschule ein, um sich als „Pouffierer“ fortzubilden. In die Berliner Akademieausstellung von 1797 schickt er „eine weiße Fayencevase“. Später neigt er mehr der Malerei und dem Kupferstich zu. Im Februar 1797 erhält er ein Haus gebaut. Nach einem Bericht vom 18. 1. 1802 hat Leopold ihn auf seine Kosten einige Jahre die Breslauer Kunstschule besuchen lassen. Für Leopold hat er Zeichnungen für Brennösen gemacht. Am 25. 7. 1803 bittet er um eine Renumeration für Zeichenunterricht, den er seit 4 Jahren den lernenden Fabrikanten an den Sonntagen erteilt hat. Dafür soll er 20 Taler 20 Sgr. jährlich erhalten. Im Februar 1805 holt er aus Breslau neue Modelle aus der Niederlage Mellen, am 1. März 1805 überreicht Degotschon im Auftrage von Leopold Proben des neuen Steinguts. 1813 gründet er die Fabrik in Tillowitz. Männliches Bildnis in Kupferdruck auf Vase von 1799, mit Unterschrift: Held pinx. Degotschon sculp.

Dilla Matthes, zunächst Maler bis Ende 1785, dann, bei dem Ueberfluß an Malern, zum Modelleurberuf übergehend.

Domogalla Matthias, figuriert 1769 als Maler an 4. Stelle in den Akten und soll auf Bitte vom Februar 1797 ein Haus gebaut erhalten. Sein Vater war Gregor Domogalla, ein bürgerlicher Maurer.

Endler Johann Friedrich Gottlieb, ein zwischen 1763 und 1830 lebender gutbekannter Breslauer Kupferstecher, Lieferant von Stichen figurlicher und landschaftlicher Art für Proskau. Auf ihn beziehen sich wohl Leopolds Worte vom 26. 1. 1796, daß er 47 Platten in Breslau habe stechen lassen.

Fyalla Joseph, im Dezember 1787 als Maler und Modelleur und „seitiger directeur“ der Glinziger Fabrik wegengagiert (vergl. oben.) Er bekommt 21 Floren monatlich, Freiholz und die Wohnung des verstorbenen Modelleurs Sauer. In Proskau hält er sich zunächst nur wenige Wochen auf, denn er wird bald nach Holitsch geschickt, um scheinbar dort in Arbeit zu gehen, in Wirklichkeit aber, um die Steingutfabrikation auszuspionieren, deren Kenntnis hier den Fayencefabriken geradezu Lebensnotwendigkeit wurde. Die Holitscher Fabrik war darin schon fortgeschritten. Carl Schirek druckt S. 101 die Berichte über das verdächtige Brüderpaar Fyalla ab. Am 20. Mai 1788

schreibt der Fabrikverwalter: „Was den Jos. Fiala betrifft, so wurde ihm . . . von unserer englischen Geschirr-Manipulation nichts gezeigt -- und an die Hand gegangen, nur beim Einsetzen des Geschirrs in Ofen und bei dessen Brennung war er einige Mal gegenwärtig und er habe sich mit ihm bloß beratschlagt, weil er an ihm als einem hiesigen Untertan in hiesiger Fabrik ausgelernen und auf sein Ansuchen und Bitten in die Arbeit wieder aufgenommenen Maler und einen sonst werkverständigen Mann mehr Zutrauen zu haben glaubte.“ Die Verwaltung erkannte die Spionagetätigkeit Fiallas anscheinend erst nachträglich, „daß Fiala in Brostau in Preißisch Schlesien das Englische Geschirr zu fabrizieren anfange . . . Um aber diesfalls auf den wahren Grund zu kommen, besonders da auf mein vor neun Wochen an den Lubliner Bürgermeister erlassenes Schreiben nun keine Antwort erhalten, habe ich . . . bereits nach Brostau geschrieben und nähere Auskunft eingeholt . . . Sein Bruder Johann (George) Fiala, welcher als Maler beim Englischen Geschirr hier angestellt ist, verlangte erst kürzlich Erlaubnis zu seinem Bruder gehen zu dürfen . . .“, um mit ihm die Resultate des Spionierens auszutauschen. Deshalb hat der Holitscher Verwalter eine Ueberwachung des Briefwechsels angeordnet und befohlen, daß dem noch in Holitsch anwesenden Johann George „aller Zutritt zu den Brennöfen und übrigen Arbeitszimmern versagt, von unserer Manipulation auch sonst im geringsten nichts gezeigt werde . . .“

Einige Zeit vor dem 27. Mai 1788 kehrte Joseph Fyalla nach Brostau zurück, und borgte sich noch 50 Floren Reisegeld von der Holitscher Fabrik. Die teilweise Rückgabe des Geldes aus Brostau wird unter dem 8. Juli 1788 vermeldet. „Vermög anliegend communizierenden Originalschreibens des Königl. Brostauer Oberfabrikinspektors H. von Leopold sind unterm 5: dieses von dem Maler Fiala 10 Ducaten auf den Vorschuß von 50 fl. angekommen u. s. w.“ Interessant ist in demselben Briefe ein weiterer Satz von Leopold: „übrigens hatte Fiala vermög diesen Schreiben weder Proben von Englischen Geschirr all-dorten (in Brostau) gemacht, noch wäre ihm von dieser Composition etwas wüßend.“ Vorausgesetzt, daß der Brostauer Fabrikdirigent die Wahrheit spricht, dann hätte Joseph Fyalla infolge der Holitscher Abwehrmaßnahmen nicht viel ausgekundschaftet.

In Brostau führte Joseph Fyalla auch die Kassierergeschäfte, obwohl er „in der Orthographie schlecht bewandert“ war. Seine künstlerische Tätigkeit läßt sich nicht verfolgen, dafür war wohl weniger Raum, zumal in der einsetzenden Epoche des Stilwandels. Erst 1796

taucht sein Name in einem Briefe Leopolds an den Provinzialminister vom 26. Januar wieder auf, wonach dieser ihn im Jahre vorher „nach Bistritz in Ungarn (Bistritz a. S. offenbar) geschickt, um den Kupferdruck zu lernen“, und er sendet zugleich seine ersten Produkte als Proben mit, nämlich 6 Fayenceteller und 4 Steingutteller mit schwarzen und 4 Steingutteller mit bunten Kupferstichen. Fyalla ist hierbei nur technisch beteiligter Vollaehler des Druckes, der im Anfang viele Schwierigkeiten bietet. In fortgeschrittenen Jahren scheidet George Fyalla aus der praktischen Betätigung ganz aus, in den Schlesiſchen Inſtanziennotizen wird er für 1805 bis 1817 als Fabrikverwalter geführt.

H ä n e l (Jeremias?), ein „künstlicher Maler“, der nach dem Revisionsprotokoll vom 24. Dezember 1769 „schon vom verstorbenen Grafen (also vor dem April dieses Jahres) seiner Betrügereien wegen entlassen, aus Conservation aber wieder aufgenommen worden war, wurde Ende September mit anderen endgültig weggeschickt, „ein Betrüger der nicht zu arbeiten begehre.“ Er ist Feinmaler, verfügt über eine zarte Strichführung und ist der Lehrer des Nachwuchses, z. B. von Johann Ziemel. Einzelne Stücke sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens signiert. (Vergl. Taf. XXIV.) Er scheint sich darauf in Breslau, Handel treibend und nebenbei Fayencen und Porzellan malend, niedergelassen zu haben. Im Jahre 1780 wird dort ein gewisser Jeremias Haenel deswegen angezeigt und vernommen; dieser ist damals 66 Jahre alt und versteht besonders die Emaillemalerei.

H e y ſ i g (Hansig) Bartel, 1769 als Maler an 5. Stelle genannt. Leichtlebige Natur, in einem amtlichen Schreiben an den Verwalter Reiner vom 15. 5. 1771 an den Wirt des Kretschams für Bier und Branntwein 6 Flor. 17 Sgr. schuldig. Im Grundbuch von Proskau tritt Heyſig Bartel am 31. 4. 1783 als Käufer eines Hauses im Städtel Proskau auf. Am 1. 1. 1786 erhält er ein Darlehn von 15 Floren aus der Waisenkasse, am 1. 5. 1790 ebenso, am 20. 7. 1824 ein Darlehn von 30 Talern. Am 7. 8. 1824 treten die Erben des Fabrikanten Heyſig Bartel auf.

H o l z.

K a l k a Lukas, 1769 in den Akten als Maler an 8. Stelle genannt. Anscheinend damals noch Zögling und ohne Bedeutung.

K i n s k y Anton, Feinmaler. Leopold sendet an den Provinzialminister am 4. Mai 1794 Proben von Steinguttellern und Tassen, die mit Kupfer belegt sind. Hersteller derselben war der Fabrikant Kinsky in Bistritz in Ungarn. „Dieser soll Ende des Monats nach Proskau kommen.“ Kinsky hatte als Feinmaler in Holitsch 1787 bis

1791 gearbeitet und war dann in die Montlebatſche Steingut- und Wedgwoodfabrik in Biſtritz in Ungarn übergetreten.

M a c h u r a Auguſtin, 1769 als Maler in der Bedeutung eines Gehilfen an 10., d. h. letzter Stelle angeführt. Im Jahre 1805 erhält die Witwe Machura Zinſen aus der Witwenkaſſe. Sein Sohn Carl wird Steingutfabrikant und arbeitet in der Tillowiger Fabrik.

M a n j a f Georgius, als Fabrikmaler in einem Mitte 1777 an den Wirtſchaftsrat des Grafen gerichteten Schreiben unterzeichnet. Er bittet darin um Erlaß des Tabakzinſes von 12 Fl. für 2 Jahre, da die von ihm geheiratete Wittib des Tabaks- und Gewürzhändlers Johann Kudla dieſen auch nicht gezahlt habe. Am 10. September 1777 erhält er vom Grafen eine abſchlägige Antwort. Im Dezember 1785 wird er und Dilla veranlaßt, Modelleur zu werden, da die Fabrik zu viele Maler hat.

M a n j a f Johann, als Maler 1774 in Olinig entlaſſen, erſcheint ſchon drei Jahre ſpäter in einem an Graf Dietrichſtein in Nikolsburg gerichteten Schreiben als Proſkauer Bürger und Fabrikmaler. Dieſer Brief vom 20. 12. 1777 enthält wie derjenige ſeines Bruders Georgius die Bitte um Erlaß des Tabakzinſes von 6 Fl. jährlich, da dieſer im Kaufvertrag ſeines Hauſes nicht enthalten ſei. Vor dem 1. Februar 1794 iſt er geſtorben, denn an dieſem Datum verkauft die Witwe Anna Marianne Manjaſ ihr Haus an Paul Kolonko, den Verlobten ihrer Tochter Johanna Manjaſ. Ihr jüngſter Sohn iſt Georg Manjaſ, der bedeutende Steingutmaler.

M a n j a f George d. J., 1779 als jüngſter Sohn des Fabrikmalers Johann Manjaſ in Proſkau geboren, wird im Grundbuch am 1. 2. 1794 und am 4. 3. 1808 als Maler erwähnt. 1803 bezieht er die Breslauer Kunſtſchule, 24 Jahre alt, nachdem auch die Mutter geſtorben war, um Maler zu werden. Aus ſeinen bekannten Arbeiten können wir ſchließen, daß er ſich in Breslau der Malerei und der Kunſt des Kupferſtechers gewidmet hat. Unbekannte Hemmungen haben ihn veranlaßt, als Fabrikmaler nach Proſkau zurückzukehren und mindeſtens bis zum 12. Dezember 1817 dort zu bleiben. Nach Arwin Schulz ſoll er dann nach Berlin gegangen ſein, doch iſt ein Zeugnis ſeines ſpäteren Lebens und Wirkens bisher nicht auffindbar geweſen.

Vom Standpunkt einer naturaliſtiſchen Arbeitsweiſe iſt er der einzige Proſkauer Maler, der anatomisch-korrekte Menſchen- und Tierfiguren zeichnet. Seine Schöpfungen dieſer Art ſind linear wiedergegeben, wie es dem Charakter des Steingutdekors entſpricht. Maleriſch dagegen wirken ſeine geſtochenen Landſchaften, in denen er wie in

seinen Figurenkompositionen die Konzentration des Ausdrucks in sicherster Technik beherrscht. Bisher hat ihn einzig der Franzose Albert Gasquemart, und dies schon vor 55 Jahren, erkannt und gerühmt, indem er in seiner „Histoire de la ceramique“ (Paris 1873) eine im Besitz des Herrn Leroy-Savurvie in Paris befindliche braunglasierte und mit dem Fabrikort und Malernamen signierte Tasse, beschreibt, die in Silberzeichnung (*retravaille a la pointe*) das Wappen des Großherzogs von Mecklenburg mit Umschrift und das Datum des 12. Dezember 1817 trägt. „Dieses moderne Exemplar ist eines der vollkommensten die wir gesehen haben.“ Man stelle sich vor, was dieses Urteil des Kenners angesichts vortrefflichen französischen und englischen Steingutdekors bedeutet!

Als Schüler Bachs vertritt er einerseits die antikisierende Richtung, wie sie die feine Silberzeichnung auf der dunkelbraun glasierten Base mit den typischen Opferdarstellungen belegt. Andererseits bringt er in der Sepiamalerei einen gesunden Sinn für die realistische, in flotter Pinselführung gezeichnete Wiedergabe des Tieres und der Landschaft. Seine Bedeutung im Kupferstich geht über lokale Beschränkung hinaus, die Zeichnung ist modulationsreich, zart und kräftig, obwohl er gerade in der Heimat durch die künstlerische Ueberslieferung von Bauernhäuserpartien und einer Reihe von Städtebildern ein besonderes Verdienst erworben hat. Bekannt sind seine auf Tellern, Schüsseln, Bitterkörbchen usw. sich befindenden Ansichten von Ottmachau, Proskau, Neustadt, Patzschau, Krappitz, Znowa, des Neuen Vorwerks bei Falkenberg, außerdem einer „Gegend bei Leerbeutel“ in Breslau u. a.

Minikus (Menicus) Johann George, ein Porzellanmaler, Sohn oder Bruder des bekannten Fayencefabrikbesizers Johann Gottlieb Minikus in Berlin. Er hatte zuletzt in der Fayencefabrik von Carl Friedrich Lüdicke in Rheinsberg 1 Jahr als Maler gearbeitet und war 1762 von dem Breslauer Steingutfabrikbesizer Rehnisch engagiert worden. Als er im Februar 1763 nach Breslau kam, war Rehnisch gestorben und die Fabrik zum Stillstand gekommen. Da er augenblicklich mittellos war, erhielt er auf Empfehlung vom Kommissarius Hartmann aus der Staatskasse das Reisegeld, um in Proskau Arbeit zu suchen und zu finden. Offenbar gehört er zu den besseren Malern der Proskauer Fabrik, ohne daß sich seine Art verfolgen läßt. Am 4. Mai 1802 starb er im Alter von 60 Jahren 2 Monaten und 2 Tagen „an Krampfungen und Schlagfluß“. Seine Witwe erhielt nach Bericht von Leopold von 1805 von jedem Fabrikanten 2 Gr. monatlich als

Unterstützung. Sein Sohn Johann August Minikus ist technischer Fabrikarbeiter, ebenso sein später nach Tillowitz überfiedelnder Enkel Carl Minikus.

Mertin, Fabrikmaler, am 15. Mai 1771 in dem erwähnten Schuldnerverzeichnis des Proskauer Kretschams genannt. Da sonst ein Maler Mertin nirgends erwähnt ist, liegt die Möglichkeit vor, daß mit „Maler Mertin“ der folgende Maler Martin Neumann gemeint ist.

Neumann Martin, Feinmaler, 1769 an 2. Stelle aufgeführt. Er bleibt in Proskau bis Anfang 1785 und folgt dann dem Rufe des Grafen Dietrichstein in die nunmehr eingerichtete Fabrik Mährisch-Weißkirchen. Er bringt dorthin Farben mit, nach dem Weißkirchener Berechnungsbeleg erhält er am 20. Juni für 8 Lot Purpur 18 Kr. und für 8 Lot Glanzschwarz 48 Kreuzer. Nach 11 Jahren, 1796, wird die Fabrik stillgelegt, und er kehrt nach Oberschlesien zurück, verpflichtet für die neugegründete Fabrik Beaumonts in Ratibor. Neumann ist Buntmaler, seine sorgfältige Technik läßt sich infolge meiner Feststellung seiner Signierung (vgl. Tafel XXV unten) leicht verfolgen.

Pfeiffer, 1800 als Lehrbursche im Katalog der Berliner Akademieausstellung erwähnt, von dem unter Nr. 357 „ein auf Holz gemaltes Fruchtstück“ angeführt ist. Er ist wohl der Sohn des Modelleurs Johann Pfeiffer.

Sauer Samuel, Sohn des Modelleurs, ist nur als Schüler der Breslauer Kunstschule bekannt, in die er am 18. Mai 1794 im Alter von 18 Jahren eintritt, um „Fayencemaler zu werden“.

Richter, Kupferstecher in Breslau, der einige Platten geliefert hat und mit G R zeichnet. Bekannt z. B. eine Treppe auf einem Hügel in der Sammlung Jerchel.

Schuster Anton, in den Akten nur einmal erwähnter, aber anscheinend doch bodenständiger Maler. In einem Brief an den Wirtschaftsrat des Grafen bittet er, nachdem er am 1. September 1777 in der Dobra das sogen. Einsiedlerhäusel gekauft hat, um 1 Morgen Acker und 1 Morgen Wiese nahe dem Hause, um für seine 5 Kinder eine Ruh halten zu können.

Sowieżky Matthias, 1769 als Maler an 7. Stelle genannt. T. Unbekannter Maler der 1. und 2. Periode. Seine Signierung siehe Seite 278.

Tridelsky (Tretelsky) Matthus, öfters als Pate im Kirchenbuch der ev. Kirche verzeichnet, am 30. 12. 1800 und im Januar 1815 in der Eigenschaft eines Glasurmeisters, am 9. 11. 1804 und am 23. 10. 1813 als Blaumaler.

Wieczorek Ignaz, 1769 als Fabrikmaler an 9. Stelle genannt.

Ziemeł (Schimmel) Johann, 1769 noch an dritter Stelle stehend, 1784 schon 1. Maler mit dem Titel eines Obermalers, der (wie Sauer) „den anderen die Arbeit nachzusehen hat“. 1797 hat er, wie der Katalog in Nr. 368 besagt, in der Berliner Akademie-Ausstellung „2 Vasen en paille stehen“. Er stirbt 1815, am 30. August bittet seine Witwe um ein Gnadengehalt, und es werden ihr 3 Taler zugestanden. Seine künstlerische Qualität, die für die Fayencezeit Proskaus ausschlaggebend ist, kann für die Frühzeit an einem Krug des Breslauer Museums gemessen werden, der unter dem Fabrikzeichen der 1. Periode den Buchstaben Z in schwarz trägt. Die bunten Streublümchen sind noch zaghast gemalt, mit harten Konturen. Anders liegt der Fall bei dem abgebildeten Krug und Teller (Tafel XXV), die er für sich mit den aus Blümchen zusammengesetzten Initialen J Z bunt bemalt hat. Der Sinn für zierliche feine Zeichnung und miniaturhaften Pinselstrich haftet ihm wie seinem Lehrer Hänel an. In der 3. Periode scheint er mit einem Punkte unter dem P der Fabrikmarke zu signieren.

Ziemeł Valentin, 1769 als Maler an 6. Stelle genannt. Sein oder des Johann Z. Sohn wird in den Schles. Instanzennotizen 1817 als Fabrikkontrolleur und 1838 als Fabrikverwalter angeführt.

Ziemeł (Czimmel), Sohn des Johann Ziemeł, als Schüler der Breslauer Kunstschule bekannt, in welche er am 24. Mai 1794 im Alter von 18 Jahren eintritt, um wie sein Vater Fayencemaler zu werden. Als Künstler unbekannt, vielleicht auch ohne Erfolg. 1817 erscheint er in den Instanzennotizen als Fabrikkontrolleur und später als Fabrikverwalter.

Das technische Personal soll in kurzer Fassung angeführt werden. Bei einigen Namen, z. B. Dröse, Leimbach, Gerge u. a., kann auch künstlerische Tätigkeit hinter der allgemeinen Bezeichnung „Fabrikant“ verborgen sein.

Berchel (Brahel, Brehel, Brehl) Martin, 1769 erster Brenner, im Sommer 1778 vorübergehend von Rehnisch in Breslau engagiert, von 1783 an in der Weißkirchener Fabrik. Seine Vorbereitungszeit als Brenner und Ausbesserer hatte er in der Holitscher Fabrik verbracht.

Borrman n Traugott, Fabrikant, 1762—1834.

Cziur, 1784 als Brenner an 4. Stelle genannt.

- D r ö s e Ferdinand, Fabrikant u. Werkmeister, † d. 19. 9. 1839.
- D u t k e George, Steingutfabrikant, 1813, 1816 und 1822 als Vater verstorbener Kinder verzeichnet.
- G e r g e Hans, Fabrikant. Als Schuldner des Kretschams am 15. 5. 1771 verzeichnet.
- G r o ß m a n n Martin, Fabrikant. Vor 1797 aus der Witwenkasse ausgetreten.
- K r a u s e Gottfried Wilhelm Karl, Fabrikant. Am 9. 9. 1840 getraut, am 18. 9. 1842 Pate eines Mädchens.
- K u d l a, Fabrikant. 1821 ist seine Tochter als Patin angeführt.
- L e i m b a c h, Fabrikant. 1788 in die Witwenkasse eingetreten, gestorben vor 1797.
- M a l c h e r, Rassetelmacher. 1784.
- M i n i k u s (M e n i c u s) Johann August, Fabrikant. 1792—1849. Seine Frau Marianne, Tochter Carl Machuras in Tillowitz.
- M i n i k u s (M e n i c u s) Carl, Steingutfabrikant und Dreher, später in Tillowitz.
- P a w l i k, Fabrikant.
- P i e k z k a Franz, Fabrikant. Zwischen 1802 und 1822 öfters als Pate genannt.
- P r z a n i k, Glasurmeister. Am 1. 12. 1786 wird ihm Aufbesserung des Gehaltes, da geschickter Arbeiter, bewilligt.
- R e i n e r Johann Joseph, Verwalter und erster Techniker. 1784 wird er von Dietrichstein nach der Weißkirchener Fabrik mitgenommen. Ob er mit dem Modelleur Reiner Johann in Ratibor identisch ist? Die Möglichkeit ist insofern gegeben, als die Weißkirchener Fabrik 1796 stillgelegt wurde.
- S e i f f e r t George, Steingutfabrikant. 1804—52 im Kirchenbuch belegt.
- S e g n a s, Brenner, 1784 an erster Stelle genannt.
- T e l s k y, Brenner, 1784 an dritter Stelle genannt.
- T h i e l Gottfried, Kunstbrenner. Gestorben vor 1864.
- V o g a, Fabrikant. Am 15. 5. 1771 als Schuldner des Kretschams aufgeführt.
- W e i ß, Verwalter und erster Techniker nach Reiners Abgang (1784), von dem er die Farbmischung und Glasurbereitung lernte.
- W o n e c k, Brenner. 1784 an zweiter Stelle.
- Z ö n g, Glasierer, 1784. Vielleicht ist der Name dem Klange nach von dem Referenten verschrieben — wie der Fall Ziemel u. a. beweisen — und soll

Zing heißen und würde auf Rünersberg und Ludwigsburg wetzen.

Hausmaler.

Die Maltechnik der Fayence gestattet den Ueberglasurdecor in leichtem Brande wie das Porzellan, also auch im kleinen Privatbetrieb. Voraussetzung wäre, daß ein außerfabrikmäßiges Uebermalen lohnend ausfiele. Billiger als die Fabrik konnte der Hausmaler aber kaum liefern. Die Sache liegt hier also gewöhnlich anders als beim Porzellan, das damals infolge seines straffen Monopolcharakters eher zum Nachmalen verlockte. Daher wir Beschwerden über Hausmaler, die unrechtmäßig weißes Porzellan der Berliner Fabrik decorierten, genügend kennen. Aus solchen staatlichen Kriminalfällen erfahren wir die Tatsache, daß „Auschußservice u. a. von schlesischen Malern, insbesondere von denen, die bei der Proskauer Fayencefabrik arbeiteten, gemalt und alsdann für wirkliches hiesiges (königlich Berliner) verkauft würde“. (Bresl. Staatsarchiv Rep. 14 VI 57e.)

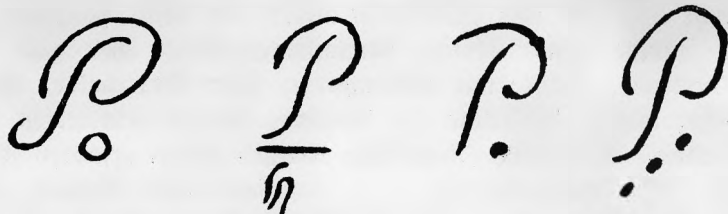
Welche Proskauer Maler gemeint sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Im Zusammenhang ist nur der in Breslau am Neumarkt wohnende Kaufmann Jeremias Haenel genannt, von dem ich vermute, daß er der einst in Proskau beschäftigte und 1769 entlassene Maler ist. In dem protokollierten Verhör gibt er an, die Malerei, besonders Emaille-Arbeit, vom verstorbenen von Wolffsburg gelernt zu haben.

Ein direktes Zeugnis über Haenels häusliche Dekorierungs- betätigung an Proskauer Geschirr fehlt jedoch. Unmittelbar und aktenmäßig ist allein die Hausmalararbeit des aus Hubertusburg eingewanderten Porzellanmalers Wagner, den die Berl. Regierung mit Zeichnungen von Defen und Vasen nach Breslau zur Belegung der dortigen Kunstgewerbetätigkeit im April 1773 sandte. Das Empfehlungsschreiben an den schlesischen Provinzialminister stellt dem Ueberbringer das Zeugnis aus, daß der „in der Hubertusburger Fabrik gestandene Porzellanbuntmaler auf Fayencen zu malen erlernt und in den Fabriken allhier (Berlin) und in Magdeburg gearbeitet habe“. Wagner wurde zunächst von dem Breslauer Fayencehändler Rehnisch beschäftigt, weißes Geschirr aus Proskau zu decorieren. Seine Malerei „falle besser und dauerhafter als die Proskauer aus“, rühmt Rehnisch. Die so bemalten Stücke scheinen mit einem R in der Nähe der Proskauer Marke signiert worden zu sein, wie anzutreffende Stücke mit einer fein durch Striche abgeschattierten Blumenmalerei dartun. Die Dauer des Verhältnisses zwischen Wagner und Rehnisch ist unbekannt, im August 1773 bittet

Wagner den Minister um eine bessere Versorgung bei einer Fayencefabrik. Nach der Einrichtung seiner eigenen Fayence- und Steingutfabrik mag Rehnisch den brauchbaren Maler noch einige Zeit, so weit es der oft unterbrochene Betrieb zuließ, in Brot gesetzt haben.

Fabrikmarken.

1. Periode. 1763—1769. Zeit des Besitzers Leopold Graf v. Proskau.

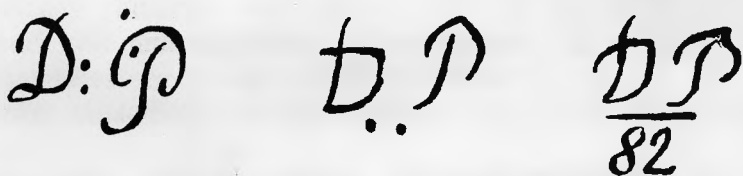


Ungemalte Fayence

Signierungen
des Malers Haenet
Tafel XXIV

Maler Neumann
Tafel XXV unten

2. Periode. 1770—1783. Zeit des Besitzers Dietrichstein-Proskau.



Maler T

Maler Johann Ziemel (?)

3. Periode. 1784—1795. Letzte Periode der ausschließlichen Fayencefabrikation unter dem Pächter Leopold. Signierung mit einem



Signierung von Johann Ziemel,
auch ohne Punkt (Tafel XXV oben)

4. Periode. 1796—1823. Zeit der vorherrschenden Steingutfabrikation unter den Pächtern Leopold und Dickhuth.

Signierung der Fayencen mit gemaltem



Signierung des Steingutes mit farblos eingepreßtem

PROSKAU und einer Größennummer.

5. Periode. 1823 bis ca. 1853. Besitzer Dickhuth und Rampoldt. Zeit der fast ausschließlichen Steingutfabrikation.

Signierung der Fayencen mit farbigem



Signierung der Steingutwaren mit

PROSKAU oder PROSKAU F : ST : 5

Die Fayencen.

Ungeachtet des späteren Titels „Steingutfabrik“ währt die Herstellung von Fayencen in Proskau bis hart an die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein. Für 1838 beträgt nach amtlichem Fabrikbericht die Fayenceerzeugung ein Sechstel der Steingutproduktion.

Die Signierung der Fayencen mit dem bekannten P, meist in blauer Farbe, ist um 1820 noch durch die Bezeichnung eines im Ausstellungskatalog der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur von 1819 aufgeführten Tellers „mit azurblauem Grunde im Geschmack der alten italienischen Majolika“, wovon ein Exemplar im Breslauer Museum erhalten ist, und durch das Familienservice aus dem Nachlaß des Fabrikbesizers Dichtuth belegt. Es ist anzunehmen, daß diese Signierung bis zum Ersterben der Fayenceproduktion beibehalten worden ist.

Eine Dekorierung der Fayence hat nach 1825 selten stattgefunden. Die Vorliebe für das weiße Gebrauchsgeschirr — um solches handelt es sich hier nur noch — war durchgedrungen, die sogenannten Hochzeitsteller der Bauern vertrugen allein die kraß bunte Bemalung mit Sprüchen, großen Rosen und einigen unvermeidlichen, weniger anatomisch richtig, als gefühlsmäßig wiedergegebenen Tiergestalten.

Von diesen späten Ausläufern trennt eine fünfzig- bis sechzigjährige Stilentwicklung das Werk der eigentlichen Fayenceblütezeit. In der Idee der Manufaktur begründung von 1763 liegt schon die Tragik, daß sie ihre Verwirklichung zu einem Zeitpunkt erhielt, wo die Tendenz zur Steingut- oder Porzellanherstellung an bedrohlichem Umfang gewonnen hatte. Daß trotzdem im welffremden Proskau ein üppig hervorquellendes und vielgeartetes Kunstwerk im Fayencestil entstand, ist eben das Verdienst der fürstlichen Fürsorge der ersten beiden Besitzer und in früher preußisch-fiskalischer Zeit dem Wohlwollen des Provinzialministers von Hoym zuzuschreiben. Einen nennenswerten Gewinn warf die Fabrik in der Blütezeit nicht ab. In der Spätzeit nährte sie unverwöhnte Ansprüche ihrer bürgerlichen Pächter und Besitzer.

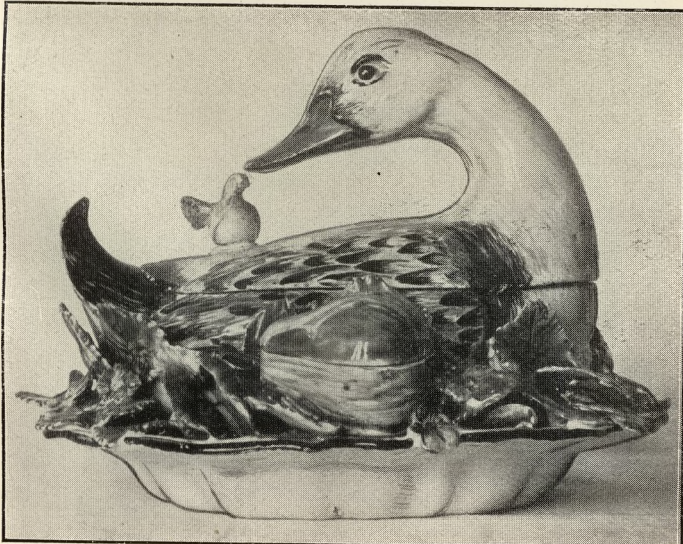
Die kolonienhafte Lage des Fabrikortes erklärt die anfängliche Ungeschminktheit der Formen- und Farbenachahmung vorbildlicher

älterer Manufakturen. Daß ein fast diametral entgegengesetztes fernes Straßburg das zunächst unbewußt imitierte Produktionsfeld wurde, liegt an der Vermittlungsrolle der Holltscher Fabrik, die in der Hauptsache von Straßburger Kräften geleitet und in der Produktion genährt, ihrerseits an unsere Fabrik die ausbauenden Arbeiter abgegeben hatte. Was an Geschirrformen und Motiven dort beliebt war, findet sich auch hier wie treue Gefolgschaft, nur in weniger eleganter und minder flüssiger Ausarbeitung. Die zwei leitenden Modelleure (Pouffierer) waren den westlichen Kollegen immerhin unterlegen, die assistierende Nachzucht nicht auf gleicher Stufe technischer Gewandtheit.

Wenn man das Repertoire der Straßburger Fabrik an Tafelgeschirr in Figurenform durchsieht, dann fällt die Motivengleichheit an Deckelboxen in Form einer Melone, Zitrone, Traube, Birne, eines Krautkopfes, Apfels oder eines Spargelbundes, einer Ente, Kuh, Gans, eines Rebhuhnes, Schwanes, Papageis, Hirschens, Schafes, Wallfisches, Karinchens usw. auf. Aus Bequemlichkeits- und Verbilligungsgründen konnten die Tierfiguren in Proskau nur in liegender Stellung, d. h. unter Vermeidung schwierig zu formender absteigender Gliedmaßen, gegeben werden. Beliebte Motive werden in verschiedenen Größen vorrätig gehalten, wie die unter den Signierungen im 19. Jahrhundert angebrachten Größennummern stets anzeigen. Aus anderen Fabriken werden neue Motive hervorgebracht, d. h. der Pouffierer macht ein ziemlich ähnliches Modell nach. Der oben erwähnte Abtessinger Mops in Glinitz z. B. ist auch Proskauer Adoptivgut.

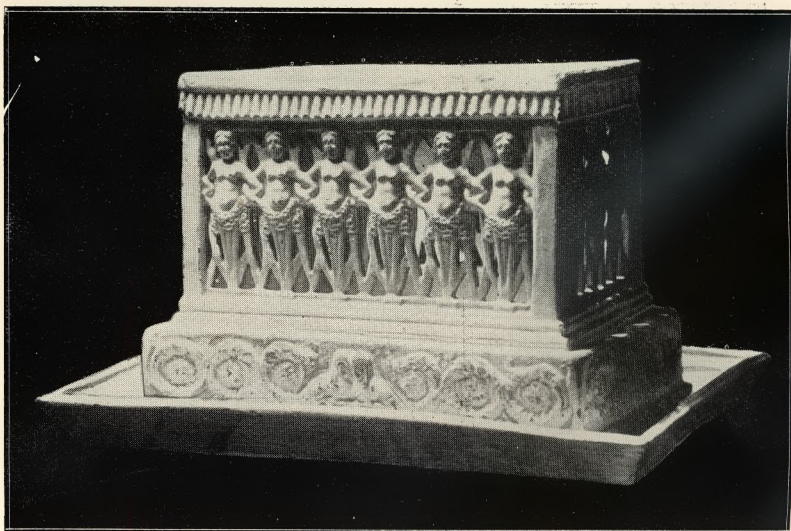
Früchte allein oder mit Blättern und Zweigen dienen als Knaufe an Dosen und Terrinen. Die plastische Dekorierung in naturalistischer Form ist in Proskau wie in Glinitz die Regel. Für ornamentale Belebung ist wenig Sinn vorhanden, wenn man von den wenigen Guirlanden und Rocaille-Verzierungen absieht. Hier in dem Fehlen des Ornamentschmuckes liegt ein wesentlicher Unterschied gegen west- und süddeutsches Kunstgewerbe.

Die Vase ist beliebter Artikel wie in Glinitz, die Form hier wie dort die birnförmige mit weitem Hals, im eigenartigen Zeichen naturalistischer Ausgestaltung stehend. An Stelle von Henkeln plastische Blumen, der Deckel gleichfalls mit kurzstieligen Blüten besetzt, dazu auf dem Vasenkörper noch aufgemalte Blumen. Modelleur und Maler sind im naturalistischen Ziel einig, mag das Objekt ein in der Form eines Lusthäuschens oder Baumes oder Berges gegebener Tafelaufsatz oder ein Schreibzeug oder ein Dessertteller in Blattform oder ein Uhrgehäuse sein. Die schwache Zuwendung zum ornamentalen Dekor ist erst dem Steingutstil vorbehalten.









Eine Besonderheit von Proskau, geteilt mit wenigen nord- und ostdeutschen Fabriken, ist der walzenförmige Maßkrug, für die Montierung mit Zimmedel eingerichtet. Dem erwarteten Ornament wäre auf der glatten Körperfläche reichlich Spielraum geblieben. Das Ausweichen ist bei dem Mangel eines ornamental geschulten Malers selbstverständlich. Die Figurierung mit lustigen Musikanten oder Frauengestalten oder einigen Streublümchen oder einer halbhumoristischen Tierzene in der 2. und 3. Periode ist die Regel.

Das figürliche Element hat seine Beschränkung ähnlich wie in Glinzig. Etwas höher stand die bildhauerische Wiedergabefähigkeit in Proskau doch, aber nicht sehr viel. Die Gliedmaßen haben wenigstens verhältnismäßig richtige Proportionen, Ansätze zu anatomischen Kenntnissen sind an dem nach einem barocken Kupferstich gearbeiteten Prometheus (Tafel XXVI) zu beobachten, und die Köpfe können sogar gefällig sein, wenn Glasur und Malerei nicht verderben. Das aus Strassburg her schon bekannte Kinderfigürchen mit 2 Schalen für Salz und Pfeffer in verschiedenen Größen und Abänderungen ist das beliebteste Motiv für den breiten Markt, daneben auch der einen Leuchter in füllhornartiger Form tragende Putto. Genrefiguren wie die eines sitzenden Holzfällers oder eines Zwerges mit Narrenkappe oder einer Schmitterin oder dergl. sind seltener. Pieta, ecce homo und Heilige mögen in der Heimat beliebter gewesen sein. Die mythologischen Figuren und Gruppen und die Adam-Eva-Komposition sind größere rare und teure Stücke, die auch heut kaum zu erkaufen sind.



Für alle diese Vertreter der figürlichen Plastik muß als Autor der erste Modelleur Wenzel Sauer angesehen werden, nachdem jetzt festgestellt ist, daß neben ihm kein Bedeutenderer dagewesen ist. Von dem Pouffierer Arlt, der neben ihm noch als Bildhauer in Betracht kommt, unterscheidet ihn die bessere Schulung. Ungefähr zwanzig Jahre Schaffen bis zu seinem frühen Tode (26. 2. 1787) bringen das figürliche Werk von Proskau hervor, außer den Tierdosen, für die wir ebenso wie für die späten Musikantenfiguren in Bergmannsuniform und die steifen Mönch- und Nonnenfiguren den 2. Modelleur Arlt verantwortlich machen müssen. Er besitzt nicht das Gefühl für Formen und Verhältnisse wie Sauer. Seine Menschen sind kurzbeinig, dickköpfig, im ganzen naiv, seine Tiere klobig. Der größte Feind des Fabrikmodelleurs pflegt eine schlechte oder zu dick haftende Glasur zu sein. Im Vergleich mit westdeutschen, feinformigen Figurenerzeugnissen leidet die Proskauer Plastik offensichtlich unter dem viel zu starken und verklebenden Glasurauftrag. In der Fabrikinstruktion

von 1769 rügt Fürst Dietrichstein diesen Fehler, ohne ernste Abhilfe zu schaffen. Eine Porträtplastik, auch wenn sie beabsichtigt gewesen wäre, würde unter solchen Glasurverhältnissen unmöglich gewesen sein. Die gewöhnliche Glasur ohne besondere Tönung hält sich in ihrer Farbe an der Grenze von weiß, eine leichte Schattierung ins graue pflegt sie unserer Fabrik zuzueignen. Die gelbliche Glasur (en paille) wird schon am Ende der 2. Periode bei ganzen Servicen angewandt und in bestimmten Fällen noch im 19. Jahrhundert beibehalten. Andere Färbungen mit hell- oder dunkelblauer oder grünlicher oder roter oder lila Nuancierung sind selten. Marmorierungen vermittels eines Anstrichverfahrens kennt die 3. Periode, wie auch später die Steingutdekoration.

Was der Glasurarbeiter verdirbt, kann der Maler zum Teil wieder gutmachen. Treffende Fleischtönung und gutgesetzte Zeichnung der Lippen, Augen, Finger und Zehen, des Haares und Gewandes vermögen in der Qualität der Figur einen Ausgleich herbeizuführen, welcher der Fayence einen besonderen Wert der Großzügigkeit und Schönheit verleiht.

Von diesem Standpunkt aus fällt die Bewertung der Proslauer Figuren recht verschieden aus. Unsichere Hände sind oft an der Arbeit gewesen. Figuren der ersten Periode sind meist weiß geblieben. In der Hauptperiode der Figurenerzeugung unter Dietrichstein tritt ein Figurenmaler, der mit einfachem D P zeichnet, hervor. Sein Name müßte der des 1769 aus Stralsund engagierten Elias Bauer sein, da seine Handschrift für die erste Periode noch nicht belegt ist. In der 3. Periode kommt hauptsächlich Johann Ziemel in Betracht. Die Figurenbemalung geschieht in den üblichen Muffelfarben. Eisenrot wird, wie in Glinitz, für die Zwischenzeichnung der Finger und die Umränderung der Augen gewählt. Die Lippen erhalten karmin, das Haar ein braun, das oft ins violette hinüberspielt.

Weißer, d. h. undekorierte Fayencen gingen in den ersten drei Jahrzehnten verhältnismäßig wenig aus der Fabrik, schon deshalb, weil die Maler beschäftigt sein wollten. Anders in der Steingutzeit, als weißes Geschirr modern wurde. Daher mußten 1785 die beiden Maler Dilla und Georg Manjak Modelleurarbeiten übernehmen und umlernen.

Weißes Geschirr erhielt naturgemäß keine besondere Malersignatur, sondern nur das Fabrikzeichen mit einem  ^{s. 23.} 
(Vielleicht gehören hierher die mit einem P und darüber gesetztem R signierten Stücke.)

Die Palette der Prostauer Fabrikmaler ist dieselbe wie die der Holitscher und Bliniker. Karmin und grün in vielfachen Nuancierungen, manganbraun, schwefelgelb und blau sind die beliebtesten Muffelfarben für das Geschirr. Eisenrot, manganviolett und schwarz werden sparsam verwendet. Die Umrisse werden in dunklerem Ton oder meist mit mangan gezeichnet. Nur eine auffallende Sonderart verzichtet bei Nelken, Rosen und Landschaften zeitweise auf jede Umrißzeichnung. Die Vielheit der Farben in der Zeit Dietrichstein weicht noch gegen Ende dieser Periode in Anlehnung an die Purpurmalerei und macht im Dekor des Poppstils, d. h. in Streublumen, Gehängen und Burgruinenmotiven, der Beschränkung auf karmin oder blaugrün Platz. Ganze Service, in einer einzigen dieser Farben bemalt, haben einen eigenen Reiz. Leider fehlt den einfarbigen Bemalungen der Vorzug einer sorgfältigen Kultivierung. Das reine Kolorit, welches Straßburg in der verhältnismäßig schwierigen Karminmalerei oder Kiel in seinem leuchtenden Kupfergrün erzielt haben, geht den Prostauer Monochromen ab. Im Gegenteil, das Rosa nimmt zeitweilig infolge brauner oder blauer Zusätze Mischfärbungen an, die den Wert der Fayencen empfindlich beeinträchtigen. Die Blaumalerei hat zu allen Zeiten eine Rolle gespielt. Tretelsty bezeichnet sich 1804 als Blaumaler. Schwarze Bemalung spielt schon in der Aufzählung der Lotteriegewinne von 1784 eine Rolle. Tafelservice en paille sind mit schwarzen Vögeln dekoriert. Manganmalerei tritt vereinzelt in der 2. Periode auf, während die Sepiazeichnung, ab und zu mit hellgrüner Kolorierung, erst in der 4. Periode auftritt. Die heikle Silberzeichnung ist schönstes Ausdrucksmittel in der geübten Hand des jüngeren Georg Manjak. Die Verwendung von Gold zur Schrift und Innendekoration aber ist sehr selten und dann ausgesprochene Bestellarbeit, wie das Beispiel der neuerworbenen Terrine des Breslauer Museums.

Die Motive sind gleich den Farben der Mode unterworfen. Der in der Berliner Industrie beliebte Pfau findet anscheinend erst spät Eingang, gegen Ende der 3. Periode. Pferde und Jagdstücke begegnen uns ebenfalls in der 3. Periode, Seestücke erst in der vierten. Der landschaftliche Dekor mit Burgen, Schlössern und Kirchen nimmt zeitlich etwa die Mitte in dem Abschnitt des 18. Jahrhunderts ein und erhält sich in der Form des Kupferstiches das 1. Drittel des 19. Jahrhunderts hindurch. Das Vogelmotiv ist schon Gemeingut der späten 2. Periode, anfangs in schwarzer Farbe, unter dem Pinsel Ziemets auch in leuchtender Buntheit. Das Geschirr der beiden ersten Perioden führte im allgemeinen, soweit es nicht mit plastischen Blumen und Früchten und

Astwert belegt ist, die bunte Blumenmalerei in Straußform oder in Gestalt von Streublümchen. Meist ist die Form dieser Blumen unklar. Der Gesamteindruck, vermittelt durch die Anlehnung an die Blumen- und Blattform und durch die Farbe, ist das Ziel. Daher mitunter sehr verderbte oder phantastische Blumenformen. Die Rose rettet sich am ehesten in klarer Formung. Tulpen, Nelken, Glockenblumen, Lilien und Sternblumen erleiden alle erdenklichen Variationen in Farbe und Zeichnung. Käfer und Schmetterlinge, Libellen, Eidechsen usw. finden eher in plastischer Gestalt Verwendung.

Die Maler von Vögeln und Menschen in korrekteren Ausführungen sind Johann Ziemel und Degotſchon, in der Steingutperiode der jüngere Georg Manjak. Ziemel malt die Figuren, wie der Vogel des Tellers auf Tafel XXV zeigt, mit zarten, sorgfältigen Strichen, ganz anders als Georg Manjak, der zwar in der Silberzeichnung über die feinste Pinselführung verfügt, aber sonst in breiterer Technik seine Gestalten hinwirft. Hänel, der Qualitätsmaler der ersten Periode, befließigt sich gleichfalls einer zarten, feinen Strichmanier (vergl. Tafel XXIV), die über seinen Schüler Johann Ziemel auf Degotſchon übergegangen ist.

Das Steingut.

Seit 1796 datiert der Begriff der fabrikmäßigen, kontinuierlichen Herstellung von Steingut in Proskau. Infolge der für 1788 erwähnten Spionagetätigkeit des neuangestellten Gliniſcher Josef Fyalla in Holitsch, das sich schon seit 1785 dem Steingut zugewandt hatte, und infolge der Anwerbung des Drehers Bolz aus Hubertusburg und des Modelleurs Michael Holst aus der Ratiborer bzw. Rheinsberger Fabrik erhielt der in Proskau energisch aufgenommene Zweig vom Beginn des Jahres 1796 an neue Blutzuflüsse, welche den Fabrikaten demgemäße Richtungen gaben.

Das Ideal sollte das englische Steingut der Wedgwoodfabriken sein. Dieses Ideal ist nur annähernd in der Nachahmung etruskischer Gefäße, zum Teil unter der formalen Beeinflussung durch den Breslauer Kunstschulprofessor Carl Bach, unter Verwendung rot und schwarz brennender Tone erreicht worden. In diesem letzteren Falle haben wir es mit einem harten Steingutscherben zu tun, der unglasiert die feinsten Details aufgelegter plastischer Verzierungen scharf wiedergab. Im allgemeinen, d. h. bei der üblichen Steingutware, liegt der Fall wie in Gliniſch, daß ein zwar härterer, aber immerhin noch fayenceartiger dünner Scherben erzeugt wurde, der einen hellgelben oder weißlichen

Glasurüberzug erhielt. Die feine Salzglasur, die der unglückliche Rehnisch in Breslau seinem Steingut zu geben versuchte, wurde in Proskau nicht verwendet.

Mit dem Einzug des dünneren Steingutscherbens ging die Einführung neuer Modelle für das Geschirr Hand in Hand. Die schweren, dicken Fayenceformen taugten nichts für die feinere Masse. Der Umschwung im Fabrikbetrieb ist zugleich ein stilistischer. Straffe Linien und Flächen sind Eigenart des Empirestils, dem die Formung des Steinguts verfällt. Eckigkeit der Linienführung, Kantigkeit der Henkel, Geradheit der Tüllen, prismatische Großformigkeit der Körper mit relativ wenig Dekor sind die Eigenheiten der beginnenden Fabrikationsära.

Soweit die neuen Formen nicht fertig aus Breslau und Berlin bezogen wurden, waren der Dreher Holz und der Modelleur Holz diejenigen, welche in Anlehnung an beliebte auswärtige oder ausländische Muster moderne Formen schufen. Die Formen für die Fayencen wanderten allmählich in die Kumpelkammer, nur wenige Modelle fanden noch einige Zeit für Fayenceausführung Gnade, wenig Tafelgeschirr, Krüge, und vor allem die Deckel Dosen in Tierform, die sich auch für Steingutausführung eigneten.

Das Arbeitsfeld des Drehers wurde sehr bedeutend erweitert, nachdem die barocken gebrochenen Linien und Flächen fortgefallen waren. Auf der Drehscheibe entstanden jetzt die meisten Formen, die auf rundem Grundriß abdrehbare Körper mit glatten Rändern besaßen. Das figürliche Moment starb zugleich aus, wie der plastische Dekor auf ein Mindestmaß zurückgeführt wurde. Wir kennen nur wenige Reliefs, die an wedgwoodähnliches Geschirr aufgelegt sind, nur wenige naturalistische Blattauflagen und noch weniger rundplastische Schmuckteile. Die vier als Füße dienenden Delphine der von Michael Holz modellierten und 1797 in der Berliner Akademieausstellung gezeigten Vase (Tafel XXXI) sind vereinzelt Beispiele. Rückfälle in die zopfige Dekorierungsart mit aufgelegten Blumen finden sich auch. Die als Schreibzeuge frisierten Mönch und Nonne sind als beliebte Motive auch in Steingut herausgekommen. Und der Vollständigkeit wegen wären auch die beiden Porträtmedaillons Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise zu nennen, die in flachen Reliefs ein kastenartiges Schreibzeug zieren. Das einzige gewagte Vorkommen einer Porträtplastik.

So abgeneigt aber die neuklassische Stilrichtung der schwülstigen und plastischen Dekorierungsart erscheint, so verzichtet sie doch nicht

überhaupt auf den Schmuck. Wie in der Architektur eingelassene Reliefs mit geringer Tiefenwirkung in den fahlen Wänden beliebt werden, so nimmt auch die unbelebte Fläche der Steingutgeschirre scharf abgegrenzte, möglichst unperspektivisch gezeichnete Bilder auf. Die in der Ebene aufgereihten Figurenkompositionen altgriechischer Vasenbilder mußten ideale Verzierungsmotivvorlagen abgeben.

In der spärlichen Bemalung des 19. Jahrhunderts macht sich teilweise schon der Zug zum Naturalismus der späteren Zeit geltend, besonders in der braunen Tierzeichnung. Der typische Dekor wird jedoch der Kupferdruck, die Mechanisierung der Verzierung schreitet also in dieser neuen Form fort. Der Breslauer Endler wird zunächst der Lieferant, der Kupferstecher Degotshon versteht sich seltener dazu, erst der jüngere und überaus talentvolle Georg Manjak rundet die zeichnerische Leistung zur heimatisch getränkten Vollkommenheit ab. Seine Ansichten von oberschlesischen Städten und schönen Punkten offenbaren seine liebevolle Hingabe an die Heimat und die von Endler erlernte Kunst des Grabstichels. Intime Motive aus der Umgebung schleichen sich in seine Ideallandschaften ein. Schon deshalb wäre er der besonderen Verehrung wert. Daß er durch seine unerhört feine Beherrschung der Silberzeichnung den Ruhm seiner Fabrik bis in den verwöhnten Westen verbreitete, macht ihn zu einem unserer Großen.

4. Ratibor.

Geschichte der Fabrik.

Nur die Geschichte der ersten Zeit der Ratiborer Manufaktur ist attemmäßig belegt. Der Einblick in die äußeren Verhältnisse ihres Gründers Joseph Beaumont ist höchst unerquicklich, weil der Mann ohne Kapital und vielleicht auch ohne systematische und leitende Uebersicht ein Werk unternahm, dem er das Gepräge der Unzulänglichkeit und Armseligkeit niemals nehmen konnte. Er selbst, 1768 geboren, wohl ein geschickter und tüchtiger Arbeiter, der in seinem Geburtsort Leeds — angeblich auch in Etruria — bis zu seinem 25. Jahre in einer Wedgwoodfabrik gearbeitet hatte, dann jung verheiratet ausgewandert war und in der Rheinsberger Steingutfabrik für ein Jahr eine Stelle angenommen hatte. Einige Wedgwoodproben, die er dort für sich verfertigte, zeigte er gelegentlich eines Besuches in Berlin einer Frau Price (Preuß), die sie dem Minister v. Hohn weitergab. Der Minister fand Gefallen daran und forderte, obwohl er bereits in den siebziger Jahren mit der Breslauer Steingutfabrik des Rehmisch Pech gehabt

hatte, den talentvollen Beaumont Anfang 1794 auf, eine Fabrik für Wedgwood in Schlesien, als erste ihrer Art, einzurichten. Der ehrgeizige Engländer griff sofort im Vertrauen auf die kräftige Hilfe der Regierung nach dieser ihm unvermutet gebotenen Gelegenheit, ohne eigene Geldmittel ein selbständiges Unternehmen zu beginnen. Ein Ort in Oberschlesien sollte dazu in Betracht kommen, aus Rücksicht auf die Billigkeit der Hauptmaterialien (weißer Ton, eisenhaltige Tonerde, Gips, Steinkohlen) und der Arbeitslöhne. Da Beaumont eben kein Geld hatte, und die Anlage möglichst wenig kosten sollte, so durfte er sich, in Begleitung des Kommissionsrats Peuker, einen der zwei ihm zur Auswahl gestellten Orte, Kollanowitz (Königshuld) und Ratibor bezw. die dort dem Fiskus gehörigen Grundstücke nebst Gebäuden anschauen. Er entschied sich nach Besichtigung für Ratibor, weil dort Feuersteine und Kiesel an der Oderinsel, Kohlen in Rybnitz, gewöhnlicher Ton in Raschütz, Markowitz und Kobila und weißer Ton bei Liffet und Neudorf, wo ihn die Rybnitzer Töpfer holten, vorhanden seien. (Guter Ton wurde zeitweise auch aus Ruttgen bei Tillowitz bezogen.) Maßgebend für die Wahl war vor allem die Lage des Schloßgrundstückes an der unmittelbar vorbeifließenden Oder und noch mehr die Verfügbarkeit über Gebäude, die ihm für seine Zwecke brauchbar erschienen. Er dachte sich die auf dem königlichen Grundstück dicht am Schloß auf dem Gebiet der Gemeinde Ostrog stehenden Fruchthäuser (Orangerien) als zukünftige Fabrikhäuser und die vier an Judenfamilien vermieteten Wohnhäuser in gleicher Bestimmung für sich und sein Personal, unter Umständen auch den linken, unausgebauten Schloßflügel als Warenmagazin. Das Projekt erschien dem Minister aber bereits zu teuer, als Beaumont noch 2000 Taler Vorschuß zu den notwendigen baulichen Veränderungen und Einrichtungen verlangte. Die Verhandlungen zogen sich vier Monate ohne Erfolg hin, bis im August 1794 Beaumont nach bitteren Klagen und Vorstellungen über seine und seiner Familie Not — die beiden Rheinsberger Mitarbeiter Holst und Eide waren schon im April eingetroffen — zunächst eine monatliche Pension von 30 Talern und Ersatz der Reisekosten und dann die Genehmigung eines minder kostspieligen Projekts erhielt, für dessen Ausführung er nur 500 Taler aus der Hauptmanufakturkasse beanspruchte. Er erhielt den Befehl, sich unverzüglich zu seiner Etablierung nach Ratibor zu begeben, und bekam dort ein Wohnhaus und das eine der als Wagenremisen dienenden Fruchthäuser nebst einem Stück Garten vom Rentamt angewiesen.

Der Zustand dieser beiden Hauptgebäude war ein derartiger, daß er als verfallen bezeichnet werden kann. Das hölzerne Wohnhaus hatte keine Fenster und Dielen, ausbesserungsbedürftige Schornsteine und nur ein halbes Dach. Und doch gönnte sich Beaumont keinen Pfennig von den 500 Talern für Reparatur desselben, obwohl das Häuschen nicht nur als Wohnung für Frau, Kind und Bruder, sondern auch als Arbeitsstätte für Modelleure und Maler dienen und noch Trocken- und Aufbewahrungsräume liefern mußte. Beaumont sah doch voraus, daß die 500 Taler kaum zu den notwendigen Einrichtungen des eigentlichen Fabrikgebäudes reichten. Schon die Baukosten für Ergänzung des Schindeldaches, Einbauung von Schornsteinen und einer Wand und Aufstellung eines Trocken- und Brennofens beanspruchten die Hälfte des Vorschusses. Die andere ging auf Maschinen (darunter eine Glasurmühle mit Pferdebetrieb) und Formen auf. Außerdem sollte Beaumont von diesen 500 Talern noch monatlich 30 Taler Warte- und Pensionsgeld für seinen Unterhalt und Reisekosten ausbezahlt bekommen. Es lag auch auf der Hand, daß mit der ausgelegten Summe nicht auszukommen war, wenn er nicht mitten in seinen Vorbereitungen stehen bleiben wollte. Im Dezember waren die 500 Taler bereits um 40 überschritten. Beaumont hat wohl von vornherein auf Erhöhung des Zuschusses gerechnet und auch tatsächlich im Laufe des folgenden Jahres 1795 weitere 500 Taler und im ganzen nach und nach mit Genehmigung des Ministers über 2000 Taler vom Ratiborer Rentamt ausbezahlt erhalten.

Die ehemalige Drangerie enthielt zwei Stockwerke. Das obere sollte Fenster erhalten und Arbeitsräume abgeben, blieb aber in seinem Zustand und wurde von Beaumont nie benutzt. Im Unterstock stellte er die Mühle und die beiden Defen auf, zu denen er sich die Ziegeln selbst brant. Mitte Februar war die primitive Einrichtung beendet. Die ersten beiden Brände verliefen nicht besonders günstig. Der Minister, der beide Male Proben davon zugesandt bekam, fand an den „Formen nichts zu erinnern“ und gab seiner Hoffnung Ausdruck, „daß solche immer schöner und geschmackvoller sein würden“. Beaumont sollte sich an Professor Bach an der Breslauer Kunstschule wenden, der den Auftrag erhielt, ihn „mit Dessins und guten Ideen zu unterstützen“. Dieser Rat war insofern überflüssig, als der für die Formengebung verantwortliche Modelleur Holst (Holz) als sicherer und geschmackvoll arbeitender Künstler aus seiner Proskauer Tätigkeit her bekannt ist. Was an Formen in der Wedgwoodperiode der Fabrik und auch später verwendet worden ist, mag zum größten Teil aus seinen Händen her-





vorgegangen sein, soweit sie nicht Beaumont aus England mitgebracht hatte. Bei letzteren denken wir vor allem an die figürlichen Reliefs, die Beaumont sich durch Abformungen von englischem Geschirr in der Heimat verschafft hatte und welche von Holst nur zu überarbeiten waren. In den 1½ Jahren seines Ratiborer Aufenthaltes müssen die verschiedenen Teilmodelle zu Henkeln, Tüllen mit Laubwerk u. a. entstanden sein, die weiter unten aufgezählt sind. Von diesem Gesichtspunkt aus darf hier schon der Hinweis auf die gestaltende Tätigkeit dieses Modelleurs getan werden, dessen Verzierungskunst nach der Ratiborer Wirkungsperiode der Steingutfabrikation zu Proskau ihren Stempel aufgedrückt hat.

So gut in formaler Hinsicht Beaumont durch die Hilfe dieses famosen Holst gefördert und versorgt war, so wenig ist er den technischen Schwierigkeiten gewachsen, die sein selbstkonstruierter Brennofen und die kleine Mühle nebst andern Unvollkommenheiten der Einrichtung dem Gelingen eines durchweg fehlerfreien Brandes und einer gleichmäßig feinen und schönen Steingutmasse in den Weg stellen. Der Absatz seiner Waren wollte darum nicht glücken, das nach Berlin, Breslau und Kosel verschickte Geschirr wurde ihm nicht abgenommen und wieder zur Verfügung gestellt. Die gehofften Einnahmen blieben zum größten Teil aus, und er war gezwungen, fortwährend Schulden zu machen oder beim Minister wegen weiterer Vorschüsse vorstellig zu werden. Nicht einmal das von der Akzisedirektion festgesetzte Pauschquantum von jährlich 64 Talern Steuern konnte er bezahlen, obwohl ihm bei dessen Festsetzung jede mögliche Vergünstigung zugebilligt war.

Als Beaumont die Mängel seiner Fabrikeinrichtung entdeckt hatte, verfolgte er mit aller Kraft das erste Ziel, eine Ton- und Glasurmühle mit Wasserbetrieb zu erbauen. Mit Ausschluß des nötigen Bauholzes sollte sie ungefähr 500 Taler kosten. Die Betriebskraft war vorhanden, wenn auch der Schloßmüller anfangs Einspruch gegen das Projekt erhob. Das Bauholz war ebenfalls vom Minister zu erlangen, nicht aber das nötige Geld. Horn hatte bereits gegen seine anfängliche Absicht Vorschuß auf Vorschuß bewilligt. Diesmal übertrug er vorsichtiger Weise dem Kammerer Hetschko in Ratibor eine sorgfältige Prüfung der Fabrik, um vor der Hand die Möglichkeit und Notwendigkeit einer weiteren Unterstützung festzustellen. Hetschko lieferte den verlangten Bericht im März 1796 und tat dies auf Geheiß auch noch öfters und regelmäßig in demselben und den folgenden Jahren, aber in Verbindung mit Rentmeister Rosmann. Aus dem ersten ersah der Minister die traurigen Umstände des Fabrikherrn, der durch sein

Dienstmädchen die Waren in der Stadt verschleudern ließ, um von dem Erlös das Notwendigste einkaufen zu können, der an 400 Taler Schulden an Private und seine Arbeiter hatte, die ihrerseits ebenfalls alles versetzt hatten, um bis zu ihrer Bezahlung aushalten zu können. Die Rechnungsbücher waren unvollständig und unordentlich, weil Beaumont sie nicht zu führen wußte. Die deutsche Sprache verstand er ebenfalls schlecht, schreiben konnte er sie garnicht, so daß er sich später die Bücher von einem ausgedienten Wachtmeister führen ließ. Das Arbeitspersonal bestand 1796 aus sieben Kräften. Es waren außer Joseph Beaumont sein Bruder Thomas Beaumont als Kassettdreher, die Modelleure Georg Springer und Johann Reiner (t) und der aus Proskau bekannte Maler Martin Neumann nebst seinem Sohn als Lehrjungen.

Die Lageraufnahme ergab einen Bestand von ungefähr 400 Stück Wedgwoodfachen (Kaffee-, Tee- und Milchtannen), Zuckerboxen, Rauchfässer, Vasen, Blumentöpfe, Tintenfässer, Schreibzeuge und eine kleinere Menge von Steingutgeschirr in derselben Ausführung, darunter auch Kaffeeschalen, Saucieren, Türken- und Ungarnköpfe, eine Jungfernpfeife, Bierkrüge und ein Schreibzeug in Porphyrgrund. Beaumont hatte auch offiziell die Erlaubnis zur Fabrikation des gewöhnlichen Steinguts erhalten, um beim Brennen neben dem bestimmte Plätze mit beständig temperierter Hitze beanspruchenden Wedgwood die noch freien Stellen des Brennofens ausnützen zu können.

Hetschko führt in seinem ersten Bericht auch die Formen auf, die er im Besitze Beaumonts vorfand. Es waren 113 Stück, die Gefäßformen in verschiedenen Größen. Die charakteristischsten von diesen Formen will ich hier anführen, um einen Anhalt für Bestimmungen ungezeichneter Wedgwood- und Steingutwaren aus der Zeit Beaumonts zu liefern. Es sind:

- Säule mit Laubwerk (Kapitell),
- Teefannentülle mit Laubwerk,
- Laubwerk,
- Antike Sockelform zu Potpourribasen mit Laubwerk,
- Laubspitze,
- Vierseitiges Postament zu Vasen,
- Postament mit à la besque (Arabeske),
- Knopf mit Laubwerk,
- Westschäfte mit Namen oder Figuren,
- Gehänge (Festons) mit Weintrauben oder Blumen oder Tuch,
- Brustbild,
- Fruchtkorbhoden,
- „52 Figurenformen und 6 Figurenformen à la besque“.

Ein Bericht von 1796 enthält eine Preistabelle seiner Waren, die zugleich einige seiner größeren Arbeiten ausführlicher nennt. Danach kosteten von Wedgwoodware braun oder schwarz, mit und ohne Figuren:

- 0,22—1,4 Taler eine Kaffeetanne,
- 1,12 Taler ein Schreibzeug mit Aufsatz und Figuren,
- 4 Taler ein Potpourrirauchfaß,
- 1,12—3 Taler eine Potpourribase mit antiken Figuren,
- 1—2,12 Taler eine Blumenbase,
- 0,10 Taler ein türk. Pfeisentopf oder ein ungarischer,
- 0,06 Taler ein Pfeisenstummel mit Figuren.

Von Porphyrrware mit staffierten Figuren „nach dem neuesten englischen Geschmack“:

- 2—3 Taler eine Kaffeetanne je nach Größe,
- 18 Taler ein Schreibzeug auf 4 Säulen mit staffierten Figuren und vergoldeter à la besque,
- 15 Taler eine Schreibmaschine in Gestalt einer Säule und oben eine Potpourribase, worin ein Uhrgehäuse befindlich, mit Porphyrrgrund, staffierten Figuren und Vergoldung,
- 0,20—1,18 Taler ein Blumentopf mit Unterlage und vergoldetem Blumentopf.

Von Steingutwaren gemalt:

- 0,09—0,14 Taler eine Kaffeetanne,
- 0,05 Taler zwei Kaffeeschalen mit bunten Vögeln oder Blumentopf,
- 1,12—2 Taler eine Terrine,
- 0,05—0,06 Taler eine gemalte Pfeife (Blumen);

Von Steingut gerieft:

- 0,07—0,11 Taler eine Kaffeetanne, usw.;

von glattem Steingut:

- 0,05—0,07 Taler eine Kaffeetanne,
- 0,10—0,18 Taler eine Schüssel,
- 1 Taler ein Duzend Teller.

Diese Berichte Hetschkos und Kofmanns fielen doch im allgemeinen so günstig für Beaumont aus, daß sie seine Ziele durchsetzen halfen. Der Minister versprach ihm ein Darlehn zum Bau der Mühle zu besorgen und genehmigte Bauholz und Ziegeln. Nun schöpfte Beaumont neuen Mut. Seine Arbeiter konnte er allerdings garnicht bezahlen. Am 1. Juni 1796 entließ er sie alle, auch seinen Bruder, um bis zum Eintritt des Winters, wo die Mühle fertig sein sollte, mit seiner Frau allein das wenige Geschirr zu verfertigen, das er gerade zur Bestreitung der Haushaltungskosten brauchte. Das Material mahlte er auf einer kleinen Handmühle, denn das Pferd war ihm

gestohlen worden. Anfang 1797 war die Mühle fertig. Zugleich erhielt er durch Vermittlung der Kriegs- und Domänenkammer vom Dechant Staniek in Ratfcher 900 Taler geliehen. Diese Summe war jedoch im Handumdrehen an die Gläubiger verteilt. Die Enttäuschung Beaumonts wuchs, als aus dem Mühlenbau eine Mehrkostenrechnung von 228 Talern einlief. Weder konnte er diese Nachforderung bezahlen, noch Material zu neuem Betrieb einkaufen. Wiederum blieb dem Minister nichts anderes übrig, als dem Bittenden 400 Taler vorschießen zu lassen, damit seine vorhergehenden Ausgaben nicht illusorisch wurden. Nun belebte sich die Fabrik für einige Zeit. Der Maler Gädling (Beating) und die Modelleure Keiner und Dunder waren angeworben worden. Das Treiben dauerte kaum einen Sommer. Im September entließ er auf eine Exekutionsdrohung der Akzise-direktion wegen unbezahlter 14 Taler sämtliche Arbeiter und erklärte, er könne ohne Vermögen und Kredit nicht fortkommen, zumal er keinen Absatz seiner im Steinkohlenfeuer zerspringenden Waren habe. Der Brennofen war fehlerhaft, zum mindesten für die verwandte Steinkohle nicht geeignet konstruiert, so daß das meiste Geschirr Brandfehler aufwies und nicht gekauft wurde.

Der Minister, der an weitere Unterstützungen nicht mehr dachte, und schon einen Entrepreneur zur Fortführung der Fabrik suchen ließ, wurde plötzlich Ende 1797 mit einer neuen Probefendung und der Nachricht überrascht, daß Beaumont den Betrieb mit Hilfe eines Arbeiters (Maler Schmidt) aufgenommen und zum Brennen Holzfeuerung angewandt habe. Die Proben dieses und der folgenden Brände fielen wider Erwarten und durchweg schön aus, und wieder rauchten die Schornsteine und drehten sich die Maschinenräder einige Wochen lang. Der Atem hielt nicht an, denn Rohmaterialien und Geld fehlten wie immer. Von den letzten kleinen Einkünften waren die lästigen Gläubiger befriedigt worden.

In dieses Jahr 1797 fällt Beaumonts Beteiligung an der Akademieausstellung in Berlin. In dem Katalog ist unter Nr. 359 ein „kleines braunes Blumengefäß mit Unterschale von Bumont in Ratfchor“ verzeichnet. Dieses in seiner Vereinzelnung wohl kaum beachtet.

Die folgenden fünf Jahre sind von den verschiedensten Versuchen Beaumonts ausgefüllt, seine Lage auf irgend eine Weise aufzubessern. Nur nicht durch regelmäßige, ununterbrochene Arbeit. Es verging oft ein halbes Jahr und mehr, wo Beaumont keinen Ton anrührte und alle Kleider und Möbel versetzte oder verkaufte, um dann wieder eine zeitlang zu arbeiten, damit er sich und die Seinen vor

dem Verhungern schützte. Sein Unglück bestand darin, daß er vollständig von der Idee erfüllt war, daß seine Fabrik nur als Großbetrieb bestehen könne. Dazu bedurfte er 8—10 000 Taler, auf deren Erlangung alle seine Bemühungen gerichtet waren. Sie blieben ohne Erfolg, obwohl er nach langem Drängen das Fabrikgrundstück mit Gebäuden vom Minister eigentümlich erhalten hatte, um die Möglichkeit zu haben, eine Anleihe auf seinen Besitz aufzunehmen. Das von Kapitalisten auf ihn gesetzte Vertrauen scheint eben nicht groß gewesen zu sein, denn alles, was er erreichte, waren 300 Taler von Salomon Baruch. Da er also die nötige Summe nicht bekam, so wäre er zufrieden gewesen, wenn ein kapitalkräftiger Unternehmer ihm die Fabrik abgekauft hätte, und er als Leiter und Werkmeister mit Gewinnanteil hätte bleiben dürfen. Ein Konsortium von Juden, darunter Salomon Baruch, aus dem Ingrossationsbuch des Kreises Lublinitz als Gläubiger des Grafen Gaschin in der Herrschaft Woischnit für 1816 bekannt, war 1799 dazu gegen eine Kauffumme von 1600 Talern bereit. Die Unterhandlungen scheiterten an dem erfolgreichen Protest der Ratiborer Reichsträmer und Bürger gegen die verlangte und zur Bedingung gestellte Ansiedlungserlaubnis der Juden in Ratibor. Der im folgenden Jahre von Baron von Eichendorff auf Lubowitz und dem Kaufmann Bordollo wegen gemeinsamer Uebernahme der Wedgwoodfabrik gemachte Antrag zerfiel an Beaumonts „formierten Präntensionen“. Am weitesten kam er noch mit dem im Kloster Debel in Böhmen geborenen Töpfermeister Matthias Wander aus Leobschütz, der nach einer Wiener Arbeitszeit 1774/5 in der Steingutfabrik des Rehnisch in Breslau gearbeitet und sich darauf in Leobschütz niedergelassen hatte, den er im Wedgwoodmachen unterrichtete und der dafür seiner Frau Aufenthalt in seinem Hause bot, ihm auch in der größten Not Formen und Maschinen abkaufte. Auch mit ihm konnte Beaumont sich nicht einigen. Wander hatte die Absicht, selbst eine Steingutfabrik in Leobschütz zu errichten. Sie scheiterte an dem Unvermögen, das Kapital von 10 000 Talern aufzubringen. Nun wäre Beaumont zufrieden gewesen, wenn er eine Stelle in der Prostauer Fabrik erhalten hätte. Es war für ihn keine frei. Beaumont verließ darauf Ratibor bei Nacht und Nebel und überließ seine Frau ihrem Schicksal.

Im März 1803 haben die zwischen der Regierung als Hauptgläubigerin und Salomon Baruch energisch aufgenommen Verhandlungen schließlich zu einem Ende geführt. Baruch, ein vermögender und geachteter Mann, übernahm die Fabrik für 1600 Taler. Wander hatte 200 Taler weniger geboten. Baruch erklärte in dem Kaufvertrag,

„daß er diese Fabrik nur auf Steingut fortsetzen könne und wolle, zu welchem Behuf er sich geschickte Zeichner, Maler, Kupferstecher und Werkmeister aus Sachsen und Böhmen verschreiben werde“. Den Ton sollte er aus Kolanowiz frei nehmen dürfen.

Beaumonts weiteres Schicksal ist unbekannt; er wird von Wander als „ins Ausland emigriert“ bezeichnet. Baruch hat die Fabrik bedeutend erweitert. Ihr erster Werkmeister war Gustav Kamann aus Berlin, der sich 1808 in die Ratiborer Töpferinnung als Mitmeister aufnehmen ließ, „weil er die Inkorporation zu seinen anderen Ausichten für nötig erachte, ob er nun nicht gesonnen, die Töpferprofession und andere Arbeiten zu verfertigen“. Daß Baruch seine Fabrik in Flor berachte, beweist die Arbeiterfrequenz von 1805: 1 Meister, 16 Gesellen und 10 Gehilfen. Am 10. Juli 1808 brach ein großes Feuer in der Fabrik aus, dessen Schaden von Welzel auf 12 000 Taler angegeben wird. Ein großer Teil der Fabrikgebäude war vernichtet. Baruch versuchte bei der Regierung eine Unterstützung zu erhalten. Trotz aller Empfehlungen des Polizeidirektors Blühdorn erreichte er nichts, auch nicht das Recht, in Breslau eine Hauptniederlage einzurichten. Obwohl ihm die Arbeiter in der Betriebspause nach anderen Fabriken abwanderten, und nur Reinert und Springer und vielleicht Kamann blieben, baute er die beschädigten Teile wieder auf und setzte die Fabrikation fort, sogar unter Einbeziehung des im Anfang verpönten Wedgwood. Das Ausstellungsverzeichnis der „Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur“ in Breslau vermerkt 1826 unter den Nummern 205 u. 206 „mehrere Stücke in Wedgwood und mehrere Stücke von Steingut“. 1812 erhielt Baruch das Bürgerrecht in Ratibor. Zwei Jahre vor der Einstellung des Betriebes zählte die Steingutfabrik 19 Arbeiter, die für 2158 Rtlr. Geschirr aller Art anfertigten. Wanders Konkurrenz in Leobschütz hatte Baruch durch Einspruch bei der Regierung beseitigt. Zuletzt bekam die Fabrik noch für kurze Zeit eine Konkurrenz in der nahen Kolonie Brzeznie, wo im Anschluß an die Ziegelei eine kleine Steingutfabrik entstand, wahrscheinlich von verabschiedeten Arbeitern eingerichtet. 1826 starb Baruch. Seine ihn überlebende Frau und Erbin Johanna versuchte noch durch eine Anleihe aus dem Kgl. Manufakturfonds das in den letzten Jahren durchaus nicht blühende Gewerbe zu heben. Abschläglich beschieden hielt sie den schwachen Betrieb noch bis 1828 aufrecht. Dann standen die Gebäude unbenutzt, 30 Jahre lang spielenden Kindern oder obdachlosem Gesindel Unterschlupf bietend, bis 1859 das Fabrikgrundstück von der Herzoglichen Verwaltung für 6000 Taler angekauft und auf ihm eine Gaststätte errichtet wurde.

Kunsthandwerker, Signierungen und Erzeugnisse.

So intensiv nach allen Nachrichten der Fabrikbetrieb in der Baruch'schen Zeit war, so unverhältnismäßig wenig ist doch aus dieser Produktion bis in unsere Zeit erhalten. Leider sind die mit R gezeichneten Gefäße als Fabrikate der Manufakturen Rendsburg, Rheinsberg und Roesstel aus der Sphäre der Ratiborer Fabrik auszuschalten, so daß der Umfang unserer in Sammlungen bekannt gewordenen Wedgwood und Steingutfachen tatsächlich auf wenige Duzend Stücke zusammenschrumpft. Darin liegt ein Beweis, daß die Erzeugnisse der Baruch'schen Fabrik in der großen Masse nur undekoriertes Geschirr waren, das im täglichen Gebrauch seinen Untergang gefunden hat. Aus der kurzen Beaumontperiode mit ihrem problematischen Charakter ist die gerettete Substanz entsprechend geringer.

Die Nachrichten über die beteiligten Kunsthandwerker sind gleichfalls so spärlich als möglich. Kaum lassen sich ihre Namen feststellen. Joseph Beaumont und sein Bruder Thomas sind als Techniker anzusehen, dafür sprechen alle Anzeichen. Von Gustav Kamann, von dessen Tätigkeit als Werkmeister in der ersten Baruch'schen Zeit berichtet wird, schweigt zwar die Chronik, doch gibt er sich als Sohn oder Verwandter des in der Berliner Fayencegeschichte bekannten und mit einer Tochter des Joh. Gottlieb Minikus verheirateten Joh. Friedrich Kamann zu erkennen, der selbst Former oder Dreher in der Berliner Fabrik des Minikus und Lüdecke gewesen war und wohl 1771 eine Fayence- und Wedgwoodfabrik hatte gründen wollen. Tradition war also in dessen Familie vorhanden. Im Januar 1809 ist er noch anwesend, er wird in den Akten als Gebührenempfänger bezeichnet.*)

Beaumont Thomas, (Kassettel-)Dreher. Von Mitte 1794 an hier tätig. Am 1. Juni 1796 entlassen und erhält noch 4 Taler rückständigen Lohn.

Dunder (Dondas) Martin, 1797 als Modelleur engagiert. Die Namensform sieht englisch aus, er ist also wohl aus England, vielleicht aus der Waterstadt Beaumonts, Leeds, für den besonderen Zweck der Wedgwoodfabrikation zu Hilfe gerufen worden. Am 1. April 1797 erhält er 2 Taler 17 Sgr. Lohn. Am 6. Sept. 1797 entlassen.

*) Otto v. Falke, Alt-Berliner Fayencen. 1923. S. 32.

E i k e (E i c k e) aus Rheinsberg, zusammen mit Holst im April 1794 hergezogen.

G a e d e n (Gaeting, Gäding) Nikolaus, zugleich mit Dunder Ende 1796 als Maler angeworben. Nach Hetschlos Bericht an die Regierung vom 15. 3. 1797 ist er 1767 in Ungarn geboren, verheiratet und als Maler und Bergolder beschäftigt. Am 1. April 1797 erhält er 35 Taler 12 Sgr. rückständigen Lohn, für die Monate April, Mai und Juni je 14 Taler. Am 6. September 1797 ist er spätestens (mit allen anderen) entlassen worden. In Weißkirchen steht 1793 bis 1796 ein Maler Gödinger Niklas in Arbeit. Trotz der Abweichung in der Form des Vornamens sind wir versucht, die Personen gleich zu setzen, zumal auch die zeitliche Aufeinanderfolge der Beschäftigungsdaten paßt.

H a m p e l Thomas, Kapselmacher. In der Abrechnung des Rentamtes vom 28. Januar 1797 figuriert er als Töpfer mit 6 Taler 16 Sgr. rückständigem Lohn.

H o l s t (H o l z) Michael, der später aus Proskau gut bekannte Modelleur, kommt mit Eike im April 1794 aus Rheinsberg und bleibt bis Ende 1795 hier. Im Januar 1796 tritt er tatsächlich in Proskau auf, nachdem er bei Beaumont das erhoffte Arbeitsfeld und den verdienten Lohn nicht gefunden hatte. Am 14. März 1796 schuldet Beaumont „dem Graveur Holst zu Proskau“ noch 20 Taler 15 Sgr. Arbeitslohn und erst am 28. Januar 1797 hat der „vormalige Modelier Holst bei der hiesigen Wedgwoodfabrik und dormalen in Proskau“ den Rest erhalten.

R a m a n n Gustav, Werkmeister in der Baruch'schen Fabrik. 1808 läßt er sich als Mitmeister in der Ratiborer Töpferinnung inkorporieren. Am 11. Januar 1809 wird ihm in einem Aktenstück des Magistrats eine Gebühr von 1 Taler 2 Sgr. zugesprochen. Seine Herkunft aus Berlin stellt ihn dem in der Berliner Fayenceliteratur bekannten Johann Friedrich Raman nahe.

R o w o l l i k Franz, Lehrbursche, aus Gleiwitz gebürtig, am 15. März 1797 erwähnt und damals 18 Jahre alt.

N e u m a n n Martin, der aus Proskau bekannte Feinmaler (vgl. S. 274). Graf Dietrichstein hatte ihn 1785 nach seiner neugegründeten Fabrik Weißkirchen in Mähren als einen der Tüchtigsten mitgenommen. Ende 1795 war diese Fabrik eingegangen, daher N. (mit seinem Sohn) schon am 14. März 1796 in Ratibor bezeugt ist, doch dauert sein Aufenthalt nur bis zu der allgemeinen Arbeiterentlassung vom 1. Juni desselben Jahres, also etwa ein halbes Jahr. Am 14. März 1796 ist sein rückständiger Lohn auf 64 Taler 21 Sgr.

aufgelaufen, woraus auf ein mindestens viermonatliches Arbeitsverhältnis zu schließen ist. Nach der Entlassung erhielt er seinen rückständigen Lohn von 74 Taler 22 Sgr.

Neumann Franz, Sohn des Vorigen, Malerlehrebursche 1796, vorher (1794/5) in Weißkirchen. Für 1824 bis 1846 führt in Schiref unter dem Personal der Gräfl. Mnissel'schen Steingut- und Wedgwood-fabrik in Frain in Mähren als Blaumaler an.

Nowag, Former. Das Rentamt berichtet unter dem 14. März 1796, daß er für die Zeit vom 24. April bis 22. August 60 Taler 20 Sgr. als Arbeitslohn zu fordern hatte, aber successive Vor-schuß erhielt und diese Summe um 18 Taler 21 Sgr. überschritt. Darauf war er „entwichen, weil er ein Deferteur war, hat aber soviel Kleider zurückgelassen, daß die Schuld gedeckt ist“. Beaumont erhielt vom Kronprinzen Bardon für ihn und hoffte ihn zurückzubringen.

Die Identifizierung mit dem Weißkirchener Dreher und Modelleur Franz Nowak, der dort 1791 bis 1794 nachweisbar ist, mag ein Wagnis sein.

Reiner(t) Johann, Modelleur. Als gebürtiger Proskauer und aus Weißkirchen 1796 Zugezogener kann es nur der Sohn des Proskauer und später Weißkirchener Fabrikdirektors sein. 1789 und 90 hatte er Modellieren und Drehen gelernt, 1791 bis 94 war er dort Geselle. Er gehört wie Neumann zu den Auswanderern von Weißkirchen und muß Ende 1795 in den Ratiborer Fabrikverband aufgenommen worden sein. Nach der Nachricht vom 1. Juni 1796 erhält er 44 Taler 25 Sgr. rückständigen Lohn. Am 15. März 1797 berichtet Hetschko, daß er von Weißkirchen zugezogen und beinahe 2 Jahre hier sei, daß er verheiratet, aber kinderlos sei und stückweise bezahlt werde. Am 1. April 1797 bekommt er 23 Taler 18 Sgr. rückständigen Lohn, am 1. Juni 97 an Lohn 5 Taler 13 Sgr., am 1. Juli 5 Taler 3 Sgr. Obwohl er am 6. Sept. 1797 mit den anderen entlassen wurde, wird er noch am 11. Januar 1809 mit 10 Talern „Vergleichungskosten an den Fabrikant Reinert“ aufgeführt.

Schmidt erscheint als Maler am 8. Juni und 1. Juli 1797 in der Lohnliste mit 12 und 10 Talern; gilt also als Nachfolger Gaedens. Nach der allgemeinen Angestelltenentlassung vom 6. Sept. 1797 wird er am 18. Sept. desselben Jahres „wieder eingestellt und arbeitet mit Beaumont, um einen neuen Brand vorzunehmen“. In der Zwischenzeit ist er in Proskau gewesen, wo er Leopold erzählt hat, daß Beaumont sich nach Prag begeben wolle.

Seraphin Johann, Maffamüller. Sein Sohn Johann wird von Hans Meyer als 1800 in Bosak geboren angeführt. Demnach muß er in der Baruch'schen Fabrik gelernt haben. Er arbeitete von 1834 bis zu seinem 1840 erfolgten Tode in der böhmischen Steingutfabrik Birkenhammer. Vielleicht ist Franz Seraphin ein anderer Sohn desselben, der als Dreher um 1840 in der böhmischen Fabrik Utrohlau überliefert ist.

Springer Georg, als Modelleur und Former vom 14. März 1796 an und noch 1797 in der Liste geführt. Nach der Arbeiterentlassung vom 6. Sept. 1797 hat er sich offenbar nach Holitsch gewandt, denn er wird dort in diesem und im folgenden Jahre als „Modelleur beim Englischen Geschirr“ beschäftigt. Später ist er nach Ratibor zurückgekehrt, am 11. Januar 1809 wird er mit 60 Talern Lohn bedacht.

Stoklossa Martin, ein Dreher, der von Anfang des Jahres 1797 anzusehen ist; denn am 20. März 1797 hat er bereits 21 Taler 11 Sgr. rückständigen Lohn zu bekommen, weshalb „er seit 14 Tagen ausgeblieben ist“. Am 1. April 1797 erhält er die Nachzahlung „bis ultimo Januar“. Die Identifizierung mit dem bei Schirek unter den Holitscher und Weißkirchener aufgezählten Modelleuren und Drehern unter dem Namen Stoklasak Martin und Stoklas Martin (1795/6) mag hier gewagt werden.

Zimmermann ist der Bossierer der ersten Baruch'schen Zeit, dessen Namen wir kaum kennen, der indessen eine gewisse Qualität besitzt, da Baruch sich am 15. April 1805 bei der Regierung beschwert, daß der Töpfermeister (und Steingutfabrikant) Wandek in Leobschütz versuche, „ihm den Zimmermann zu debauchiren“.

Aus der geschichtlichen Erörterung der Fabrikentwicklung ergibt sich ohne weiteres die Einteilung in zwei Perioden. Der Gründer und erste Besitzer hat für die Signierung zwei Stempel in Gebrauch, die seinen Namen ganz oder zum Teil wiedergeben.

Beaumont (Tafel XXXIV) oder *Be* (Tafel XXXII oben)

sind in dieser ersten Periode, die von 1795 bis 1803 reicht, farblos unter der Glasur eingedruckt. Mit der Hand gemalte oder eingeritzte Bezeichnungen sind bisher nicht beobachtet worden. Die zweite oder Baruch'sche Periode 1803 bis 1838 kennzeichnet sich durch den farblos eingepreßten Namen

BARUCH (Tafel XXXII unten)

Auffällig bleibt, daß ein Jude vom Standpunkt des Geschäftsmannes es wagte, seinen Namen den Fabrikaten zu geben, die doch auf ein breites Publikum angewiesen waren. Er konnte es tun, er konnte auch mit Einverständnis einige Zeit den Fabrikstempel seines Vorgängers führen. Anhaltspunkte für Begrenzungen sind nicht gegeben. Die Signierung mit dem Anfangsbuchstaben R (Ratibor) des Fabrikortes wie bei Proskau würde nahe gelegen haben, der Gedanke hat etwas Verführerisches für sich. Doch stimmen die vielen mit R gezeichneten aus den 30er bis 60er Jahren stammenden Bauerteller in ihrem Dekorationsstil nicht zu den Baruch'scher Erzeugnisse; die Zeit paßt auch nicht dazu. Die in Rendsburg in sauberer Ausführung gelungene Basaltware, die bekanntlich auch den Fabrikstempel R nebst einer Größenziffer führt, hätte man gern für Ratibor in Anspruch genommen. Die Distanz zwischen den von Beaumont erreichten und den Rendsburger erzielten Erzeugnissen ist zu groß. Der Charakter der Ratiborer Wedgwood- und Steingutwaren weicht nicht so bedeutend von den der Proskauer ab, daß sie nicht auch dort entstanden sein könnten. Aber sie besitzen doch in der Form eine besondere Note, die naturgemäß dem nationalen Charakter des englischen Gründers entstammt. England war in klassizistischem Dekor vorausgegangen. Wo in Proskau etwa Weinlaub oder heimisches Laub aufgelegt wurden, verstand sich beim Engländer bereits von selbst die Bevorzugung des Akanthusblattes oder der Ranke. Die klare, kühle, stereometrische Form ist gleichfalls Eigenheit der englischen Klassizistik.

Das Relief hat gleichfalls seine Eigenheiten. Offenbar brachte Beaumont die oben erwähnten Formen für die Dekorierung aus England mit oder er gewann sie durch Abformungen von Wedgwoodgeschirr. Die flachen antikisierenden Figuren haben den Charakter der englischen Modellierung an sich. Die Aufgabe des eingestellten Fabrikmodelleurs bestand demnach nur darin, die vorhandenen Reliefs und sonstigen Formen sinngemäß zu verwenden. Daß er nicht selbständiger Bildhauer mit befriedigendem Geschmack war, beweist die unbeholfene Benutzung des Engelreliefs an dem Schreibzeug (Tafel XXXII) aus der Zeit Baruchs. Obwohl an den Gopfeilern der Engelfries aufhört, sind noch die Unterarme des nächsten Engels beibehalten worden. Er war also nicht imstande oder willens, den überflüssigen Unterarm wegzunehmen.

Das Kapitel der farbigen Behandlung ist bei Steingutwaren von vornherein knapp. Durchgefärbte Masse ist anscheinend nicht verwendet worden. Da Beaumont die Herstellung des echten Wedgwood

nicht gelang, behalf er sich mit Glasuren ähnlich wie in Glinitz und Proskau. Sie sind meist hellgelb. Seine Schreibmaschine weist den beliebten Porphyrgrund des englischen Steinguts auf, gegen welchen die Farben gelb, grün und hellrot der Relieffiguren verlaufend erscheinen. Demnach muß auch die Lösung dieser technischen Frage als gescheitert angesehen werden. Im übrigen mag die Bemalung sehr selten gewesen sein. Die Tasse (Tafel XXXII) aus der ersten Periode mit antikisierenden Altar und Vasenmotiv ist mit den Farben dunkelbraun, manganviolett und dunkelgrün gemalt. Der Phantasienvogel eines Tellers ist hellgelb aufgetragen, die Streublümchen auf dem Rand sind bunt. Auch der Kupferdruck ist herangezogen worden. Die Terrine Baruch'scher Entstehung ist als vereinzelt Exemplar dieser Technik erhalten. Ein Fries naturalistisch richtig gezeichneter liegender und weidender Schafe umzieht das Gefäß in der Art der bekannten Davenport'schen Dekorierung. (Oberöchl. Museum Gleiwitz.)

5. Lillowitz.

Geschichte der Fabrik.

Der Begründer der Fabrik ist Johann Carl Graf Praszma, der in den Akten 1813 in Verbindung mit Johann Degotschon, den wir von Proskau her kennen, auftritt. Von welchem der beiden Männer die Initiative ausging, ist unbekannt. Veranlassung waren jedenfalls die vorzüglichen Tonlager, die von den beiden Fabriken Proskau und Ratibor ausgenutzt wurden und einen unternehmungslustigen Kopf zum Handeln reizen mußten.

Degotschon, der praktisch Beteiligte, hat für die Einrichtung die besten Vorkenntnisse gehabt, denn sein Proskauer Chef, Amtsrat Leopold, hatte sich den künftigen Konkurrenten selbst erzogen, indem er ihn nicht nur in Breslau im Zeichnen ausbilden, sondern sogar in Berlin Zeichnungen und Pläne von den Brennöfen der königlichen Porzellanmanufaktur hatte machen lassen. Dazu kamen seine Kenntnisse aus der praktischen Tätigkeit als Maler, Kupferstecher und Modelleur in der Proskauer Fabrik.

Die neue Steingutfabrik lag auf einem unmittelbar an Schloß und Garten des Grafen anstoßenden Grundstück. Die Bezeichnung „Steingutfabrik“ schließt nicht aus, daß auch Fayencen in bescheidenen Grenzen aus ihr hervorgingen, von denen einige erhalten sind und zum Bestand des Beuthener Museums gehören.

Der Gründungsvertrag datiert vom 15. Januar 1813. Degotschons Anschlag für die Einrichtung der Fabrik benutzte einige alte

Gebäude, ein Bleichhaus und Pferdeställe, und berechnete die Kosten mit 1684 Talern. Gegen die Ausführung eines besseren Projekts sprach die Ungunst der Zeit. Am 6. August 1815 war der große Brennofen noch nicht erbaut. Der Graf gab im ganzen rund 4000 Tlr. für die Einrichtung aus. Für diesen Betrag verkaufte er die Fabrik am 1. Juni 1819 an Degotschon, in dessen Familie sie 23 Jahre lang blieb.

Johann Degotschon setzte im großen und ganzen die Traditionen der Proskauer Fabrik fort. Der Umfang blieb ungefähr dem der Gliniger Fabrik. Nach Knie's topographischer Darstellung lieferte sie um 1830 jährlich durch 10 Arbeiter ungefähr 30 000 Stück Gefäße aller Art. Der treue Helfer Degotschons war sein Sohn Anton Degotschon, der indessen im hoffnungsvollen Alter von 39 Jahren an Lungenlähmung am 12. Juni 1839 starb. Ein Jahr darauf folgte ihm der 65jährige Vater am 8. Dezember 1840. Seine verwitwete Schwiegertochter Johanna, eine geborene Hoeger, führte die Geschäfte fort, verkaufte aber 1842 die Fabrik dem Grafen Ernst von Frankenberg-Ludwigsdorf, in dessen Eigentum 1835 schon die Herrschaft Tillowitz übergegangen war.

Der Besitzwechsel bedeutete zum Teil eine Aenderung des Fabrikationsprogramms. Von dem Tillowitzer Chronikenschreiber Fred Graf von Frankenberg wird der Inspektor Seliger genannt, unter dessen Leitung die Herstellung des recht bekannt gewordenen hartscherbigen, schwarz glasierten Geschirrs durchgeführt wurde. „Mit Silber dekoriert, bildet es einen gesuchten Artikel.“ Wir erinnern uns, daß Proskau diese Dekorationsart schon zu Manjaks Zeiten geübt hatte. Tillowitz war in der Umfassung dieses Programms konsequenter. Daß diese schwarzbraune Glasur aber „aus schwarzer Hochofenschlacke bereitet wurde“, wie der genannte Chronist berichtet, ist mindestens mit Vorsicht aufzunehmen. Die Bereitung der Glasur war Geheimnis des Inspektors, mit dessen Tode die Produktion des schwarzen Porzellans aufhörte.

Zu Beginn dieser Frankenberg'schen Periode war das Fabrikgebäude mit dem Brennofen niedergebrannt. Seligers Nachfolger hatte den Grafen überredet, die Porzellanfabrikation aufzunehmen, was Umbauten und Aufstellung eines zweiten großen Brennofens bedingte. Nach anfänglichen Schwierigkeiten und großen Geldauswendungen führte sie erst gegen Ende des Jahrhunderts unter der tatkräftigen und künstlerisch-hochstehenden Leitung der Familie Schlegelmilch zu der Reife einer Weltfirma. In gräflicher Zeit, d. h. vor 1858,

bildete die Porzellanabteilung das Schmerzenskind der Verwaltung, doch war selbstverständlich auch die Steingutfabrikation durch das mangelnde Bedürfnis der Zeit eingedämmt worden. Schuck sagt 1860 von ihr, daß sie „zur Zeit nur noch schwach betrieben“ werde. Der erste Pächter der Porzellanfabrik ließ die Steingutherstellung bald nach 1858 eingehen.

Kunsthandwerker und Signierungen.

Das künstlerische und technische Personal der Fabrik setzt sich aus folgenden Namen zusammen, die aus den Kirchenbüchern von Tilowitz und Falkenberg gewonnen sind:

- Basselt August, Fabrikant. 1848.
 Bonczel Anton, Dreher. 1839—1852.
 Börner Johann Gottlob, Porzellanmaler. 1853.
 Degotschon Johann. (Vgl. Proskau S. 269.)
 Degotschon Anton, Sohn des Vorigen. Geboren den 10.
 11. 1800, gestorben an Lungenlähmung am 12. 6. 1839.
 Domogalla Valentin, Fabrikant. 1821.
 Fieber Anton, Fabrikant. 1831.
 Globisch Friedrich, Fabrikant. 1824.
 Gnisha Thomas, Steingutfabrikant. 1817.
 Hoffmann Karl, Fabrikant. 1851.
 Höpping Traugott, Fabrikant. 1853.
 Machura Carl, Fabrikant. (Vgl. Proskau S. 272.) 1821 Pate bei Taufe seines Enkelkinds. Seine Tochter Marianne verheiratet mit Johann August Minikus in Proskau.
 Minikus Karl, Dreher. (Vgl. Proskau S. 276.) Geboren 1819 als Enkel des Johann George Minikus. 1857 mit Josepha Jakubit getraut.
 Pattloch Karl, Fabrikant. 1831.
 Roth Nikolaus, Fabrikant. 1846.
 Schmolke Anton, Brenner. 1818.
 Seliger, Fabrikinspektor, ca. 1842—1855.
 Snihotta Hugo, Fabrikant. 1855.

Hinter diesen dürren Namen verbirgt sich noch die Tätigkeit ihrer Träger. Zur Zeit Degotschons ist der Dekor freilich spärlich. Degotschon mag selbst Hand angelegt und Zeichnungen, Modelle und Ornamente gemalt haben. Die geringe Zahl der erhaltenen Stücke weist, wie in Ratibor, auf Massenproduktion von einfachem Gebrauchsgeschirr hin, das der Vernichtung verfallen ist.

Die Signierung dieser, die Zeit Degotschons umfassenden

1. Periode

geschieht durch ein eingedrücktes farbloses M T. Eine farbige Hand-signierung hat, auch auf den Gefäßen mit Fayencecharakter, nicht stattgefunden.

Eine Gruppe von Geschirr dieser 1. Periode aus dem Besitz des Beuthener Museums und der Sammlung Simon Macha ist auf Tafel XXXIII zusammengestellt. Der Tabaksbehälter in Zylinderform mit Laubgehängen und einem Kranz von aufgelegten Eichenblättern am oberen Rand ist der Fayence zuzurechnen; die Glasur ist gelblich, der Körper in gelb-brauner Eichenmaserung. Die beiden Teller in weißer Glasur aus zusammengelegten Weinblättern und der mit Initialen und Blümchen in den Farben mangan und karmin stehen auf der Uebergangsstufe zum Steingut. Die braune, antikisierende Vase mit aufgelegten Blättern ist im Scherben am ehesten steingutartig, obwohl auch hier deckende Glasur über rotem Ton verwendet ist. Die im Breslauer Schloßmuseum untergebrachte Nelkenvase mit Untersatz und der Aufschrift „Erinnerung an 19. November 1822“ entspricht in ihrer gelblichen Glasur und in ihrer Form ähnlichen Erzeugnissen der Prostauer Manufaktur. Die

2. Periode

(1842 bis ca. 1860) zeichnet farblos eingepreßt in historischer Reihenfolge mit

T b F Tillowitz
b. F

Steingutfabrik
v. F
Tillowitz o/s

Im Luxusgeschirr herrscht, angeblich gemäß dem Geschmack und Wunsch des Grafen, der schwarze Porzellancharakter vor. Der Dekor beschränkt sich auf aufgelegte Perlenschnüre (Tafel XXXIII, aus Sammlung Simon Macha in Beuthen) oder auf Ornamente in fein ausgeführter Silberzeichnung. Die Pflanzenmotive der Weinranke mit Trauben und der edlen und wilden Rose finden ausschließlich Verwendung. Eine Sternblume und eine Tulpe sind die einzigen bekannten Abweichungen von der Norm. Die Gefäßformen nähern sich von den einfachen und straffen Gebilden des Empire zu den weicheren des Biedermeier und den unruhigen der Pseudorenaissance. Figürlicher

Schmuck ist vereinzelt. Auf einer Vase eine Gruppe von vier Puttos, die auch auf einem Proskauer Becher in etwas größerer und feinerer Ausführung (ohne Feigenblatt!) wiederkehren.

Einige größere Vasen, Leuchter und Uhrgehäuse befinden sich noch im Tillowiger Schloß des Grafen Frankenberg.

Anmerkung der Schriftleitung: In der „Paraphen Classifikations-Liste von denen possessionierten und handlungstreibenden Christen und Juden in der Königl. immediat Stadt Gleiwitz“ ist für 1800 ein Loebel Hamburger aufgeführt mit dem Bemerk, „handelt mit Proskauer Fayencen“. Da in anderen Akten als Beruf „Dorfsäufer“ angegeben ist, darf man schließen, daß Loebel Hamburger mit Proskauer Fayencen haufieren ging. Die Liste von 1801 enthält bereits den Bemerk: „handelt nicht mehr so stark mit Fayencen“. Zehn Jahre später wird Hamburger als Wein- und Fayencenhändler, bald darauf nur noch als Weinhändler bezeichnet. Als solchen wählte man ihn am 20. März 1812 auch zum Stadtverordneten, welches Amt er bis 1823 bekleidete. — Loebel Hamburger wurde am 20. Juni 1764 geboren. Im Winter 1794/95 kam er mit seiner Frau Rebecca nach Gleiwitz. 1804 erwarb er hier das Haus des verstorbenen Wäfers Daniel Weigel, Rattborer Gasse 51 (heute Rattborer Straße 9).

Quellen.

- Zimmermann, Fr. Albr.: Beyträge zur Beschreibung von Schlesien Brieg 1783—1796.
- Schummel, Joh. Gottlieb: Reise durch Schlesien im Juli und August 1917.
- Schück, Theod.: Ober-Schlesien. Statistik d. Reg. Bez. Oppeln. Iserlohn 1860.
- Triest, Felix: Topographisches Handbuch von Oberschlesien Breslau 1864—1865.
- Knie, J. G.: Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht der Dörfer, Flecken, Städte und anderen Orte der Kgl. Preuss. Prov. Schlesien. Breslau 1830 und 1845.
- Welzel, Augustin: Geschichte der Stadt Ratibor. 2. Aufl. Ratibor 1881.
- Welzel, Augustin: Chronik der Pfarochie Ostrog bei Ratibor. Ratibor 1882.
- Frankenberg, Fred Graf von: Chronik der Herrschaft Tillowitz und des Geschlechtes ihrer Besitzer. Tillowitz 1885.
- Leonhardi: Erdbeschreibung der Preuss. Monarchie. Halle 1791—1799.
- Görlitz, J. C. Neueste geographisch-statistisch-technisch-topographische Beschreibung des preussischen Schlesiens. Glogau 1822.
- Zedlitz Leopold von: Die Staatskräfte der preuss. Monarchie unter Friedrich Wilhelm III. Berlin 1828—1830.
- Schirek, Carl: Die Steingut-Wedgwoodfabrik in Frain, in den Mitteilungen des mähr. Gewerbemuseums 1897 und 1898.
- Derselbe: Die Majolika-Geschirrfabrik in Holitsch. Materialien zu ihrer Geschichte. Brünn 1905.
- Derselbe: Ueber die fürstlich Dietrichstein'sche Fayencefabrik in Mähr.-Weiskirchen (1783—1805) in den Mitteilungen des Mähr. Gewerbe-Museums in Brünn Jahrgang X (1892).
- Meyer, Hans: Böhmisches Porzellan und Steingut. Leipzig 1927.
- Falke Otto von: Alt-Berliner Fayencen. Berlin 1923.
- Stieda: Anfänge der Porzellanfabrikation auf d. Thüring. Wald. 1902.

- Statistisch-topographische Uebersicht des Departements der Kgl. Preuss. Regierung zu Oppeln in Schlesien. Oppeln 1819.
- Vaterländische Blätter zum Nutzen und Vergnügen. 1795 S. 15.
- Schlesische Provinzialblätter Bd. 55 1812. Februarheft.
- Akten des Breslauer Staatsarchivs.
- Rep. 14 P. A. VIII. 301 d Acta vom Zustande der Fabriken in Oberschlesien.
- 377 a Acte von Aufsuchung und Grabung der Tonerde in Schlesien.
- 377 b Acta von der Fayencefabrik zu Proskau und von der Steingutfabrik allhier.
- 377 c Acta von der Pfeiffenfabrik zu Zborowsky.
- 377 h Acta der von S Majestät verwilligten Lotterie betr. 1784/5.
- 377 i Acta wegen des in Schlesien aufzufindenden weissen Tones; 1764.
- 377 f Acta von Regulierung des Akzisesatzes von Töpferglätte; 1748—1751.
- 377 g Acta von Handel und Verkehr mit fremden und inländischen Töpferwaren; 1745—1793.
- Rep. 35 Ingrossationsbuch des Lublinitzer Kreises. Ortsakten Proskau. Grundbuch. 1769—1815.
- Rep. 36 VIII 23 c und 23 e Akten der Ratiborer Töpferinnung.
- Rep. 133 Acc. 29/03 Acta der Verwaltung der Fayence-Fabrik zu Proskau betr. Verkaufs- und Vermietungsangelegenheiten nebst Kassensachen; 1815—1853.
- Rep. 199 M. R. VI 51 Acta von Fayence- und irden Zeugfabriken 1762—1806.
- 51 a Acta betr. die Fayence- und Steinguth-Fabrik zu Proskau; 1763—1805.
- 57 a Acta von Porzellanfabriken in Schlesien.
- 57 b Acte betr. die für die Berlinische Porzellanfabrik in Schlesien aufgesuchten . . . Tonproben; 1766—1781.
- 57 c Acta betr. den Debit der Porzellanwaren; 1771—1791.
- 58 c Acta betr. Anlegung von Schmelztiegel-fabriken; 1753—1787.
- 61 a Acta von Anlegung einer Tabakspfeifenfabrik zu Zborowsky.
- 63 b Acta von Anlegung einer Wedgwoodfabrik; 1794—1803.
- XI 65 Acta der Hauptmanufakturkasse zu Breslau.
- 3 Acta von Ankauf mehrerer Güter in Schlesien für die Kgl. Majestät.
- 5 Acta von Ankauf der Dietrichstein'schen Herrschaften Proskau und Chrzelitz. 1783.
- 12 Acta von Bewirtschaftung der von Sr. Majestät erkauften Dietrichstein'schen Herrschaften Proskau und Chrzelitz; 1784-89.
- Rep. 201 e Oppeln Acc. 14/24 No. 559
- 207 a Proskau Acc. 16/10 No. 90.
- Akten des gräflich Praschma'schen Archivs zu Falkenberg, durch freundliche Vermittlung von Studienrat Klawiter.
- Innungspapiere der Ratiborer Zöpferzunft.
- Acta specialia des Königl. Landratsamtes zu Ratibor betr. „Steingutfabrik“.
- Grundakten der oberschlesischen Fürstentumslandschaft betr. Glinitz und Zborowsky.
- Acta specialia des Königl. Landratsamtes Lublinitzer Kreises, betr. die Inbetriebsetzung der Steingutfabrik zu Glinitz.
- Kirchenbücher zu Proskau, Oppeln, Falkenberg und Ratibor.

Inhalt des zweiten Bandes:

	Seite
Vorwort	
Von Stadtkämmerer Dr. Alfons Warlo (Gleiwitz)	
Kurze Geschichte der Hospitalkirche ad St. Trinitatem in Gleiwitz	1
Von Präses D. theol. Kurt Kufowka (Weuthen)	
Die Gleiwitzer Schauspielbühne	33
Von Bibliothekar Friedrich Kaminsky (Hindenburg)	
Rückblick auf meine 70 Jahre	65
Von Geheimen Justizrat Artur Schiller (Bunzlau)	
Ignaz Dominik Graf v. Chorinsky und die Gründung von Chorinskowitz	77
Von Verkehrsdirektor Oswald Wölfel (Gleiwitz)	
Der polnische Aufstand von 1806—07 in seinen Auswirkungen auf Oberschlesien	145
Von Studienrat i. R. Professor Dr. Paul Knödel (Breslau)	
Die Oberschlesische Bergschule, ihre Geschichte und ihr jetziger Stand	162
Von Bergschullehrer Robert Kurpiun (Weiskretscham)	
Die Oberrealschule in Gleiwitz	171
Von Oberstudienrat Viktor Kindsfleisch (Gleiwitz)	
Fünfundzwanzig Jahre Vorgeschichte der Stadtbücherei Gleiwitz (1898—1923)	185
Von Oberbibliothekar Karl Katsig (Gleiwitz)	
Dreißig Jahre Stadtvermessungsamt Gleiwitz	201
Von Vermessungsdirektor Paul Kriegs (Gleiwitz)	
Ein biologischer Streifzug in den Torfstich bei Laband	207
Von Mittelschullehrer Hubert Kostas (Mittelschütz)	
Das Gräberfeld der ältesten Eisenzeit in Lohmia, Kreis Gleiwitz	213
Von stud. praehist. Heinrich Kurß (Weuthen)	
Johann Christian Bendeler, ein vergessener Maler	225
Von Museumsdirektor Dr. Franz Heinebetter (Gleiwitz)	
Altoberschlesische Fayencen und Steingutwaren	230
Von Privatdozent, Bildhauer Dr. Kurt Bimler (Breslau)	



VERKEHRSAMT DER STADT GLEIWITZ

FÖRDERUNG DES WIRTSCHAFTS- U. FREMDEN-VERKEHRS

★

UNTERSTÜTZUNG ALLER ÖRTLICHEN BESTREBUNGEN
ZUR PFLEGE VON KUNST, WISSENSCHAFT, THEATER
UND MUSIK.

★

KOSTENLOSE MITARBEIT BEI DER VORBEREITUNG UND
DER DURCHFÜHRUNG VON TAGUNGEN
UND AUSSTELLUNGEN.

★

AUSGABE VON PROSPEKTEN, KARTEN UND
PLÄNEN — LITERATUR VON GLEIWITZ.

★

GELEGENHEIT ZUR EINSICHTNAHME IN REISE-FÜHRER,
ADRESSBÜCHER, OBERSCHLESISCHE ZEITUNGEN, REISE-
ZEITSCHRIFTEN, ORTS- UND VERKEHRS-NACHSCHLAGE-
WERKE USW.

★

ABTL. REISEBUREAU: WERKTÄGLICH GEÖFFNET VON
8 BIS 19 UHR. / ERLEDIGUNG VON REISEANGELEGEN-
HEITEN FÜR DEN REICHSBAHN-, FLUG- UND SCHIFFS-
VERKEHR. / SORGFÄLTIGE ZUSAMMENSTELLUNG VON
REISEROUTEN IM IN- UND AUSLANDE.

★

ÖFFENTLICHER PLAKATANSCHLAG

★

AUSKÜNFTE ALLER ART

Oberthlesische Volksstimme
G. m. b. H.
Stettin, Reichspräsidentenplatz 4.